

Louis Hagen

# Der heimliche Krieg auf deutschem Boden

Seit 1945

Mit einem Nachwort von  
Hans Detlev Becker

Econ Verlag ■ Düsseldorf • Wien

Aus dem Englischen übersetzt von Egon und Liselotte Eis  
Titel der bei McDonald & Co., Ltd., London, erschienenen Originalausgabe:  
[THE SECRET WAR FOR EUROPE](#)  
Copyright © 1968 by Louis Hagen

1. Auflage 1969  
Copyright © 1969 by Econ Verlag GmbH, Düsseldorf und Wien  
Alle Rechte der Verbreitung in deutscher Sprache, auch durch Film, Funk, Fernsehen, auszugsweisen Nachdruck, fotomechanische Wiedergabe und Tonträger jeder Art, sind vorbehalten  
Gesetzt aus der 10 auf 12 Punkt Garamond der Linotype GmbH  
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm  
Printed in Germany

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

Meiner Frau Anne und meinen Töchtern Siri und Caroline  
in Dankbarkeit für ihre Geduld während der zwei Jahre,  
in denen ich das Material für dieses Buch zusammentrug.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort von Sir Kenneth Strong, KBE, CB.....	9	
Einleitung.....	13	
<b>Teil I: Westdeutsche Spionage</b>		
1 Die Organisation Gehlen .....	23	
2 Der Fall Felfe.....	55	
3 Otto John und der Verfassungsschutz.....	74	
4 Der Fall Frenzel.....	113	
<b>Teil II: Exilspionage</b>		
5 Bogdan Staschinskij .....	139	
6 Müller-Chorunzhij.....	170	
7 Der NTS .....	184	
<b>Teil III: Ostdeutsche Spionage</b>		
8 Maria Knuth .....	201	
9 Der Fall Linse.....	221	
10 Karl-Wilhelm Fricke .....	231	
11 Der Fall Pripolzew.....	245	
12 Der LIT-Apparat.....	253	
13 Die Cebotarews .....	260	
<b>Teil IV: Spionagefieber</b>		
14 Die „Spiegel“-Affäre.....	275	
Ausblick – 1968: Das Jahr der Selbstmorde .....		303
Nachwort von Hans Detlev Becker.....		319
Danksagung .....		328
Stichwortverzeichnis.....		329

# Vorwort

von Sir Kenneth Strong, KBE, CB

Eisenhowers Chief of Intelligence 1943-45 Chief of British Intelligence bis 1966

Der Autor dieses Buches definiert Spionage als ‚die Geheimwaffe im Krieg für den Frieden‘. Nach der Anzahl von Büchern und Artikeln über Spione und Spionage zu urteilen, die während der von Mr. Hagens Buch erfassten Periode geschrieben wurden, möchte man meinen, Spionage gehöre zu den Sujets, die am häufigsten einer öffentlichen Untersuchung vorgelegt worden sind. Doch das meiste, was darüber geschrieben wurde, ist oberflächlich und kurzlebig und für einen Markt von Lesern in langweiligen und gesicherten Berufen bestimmt, die nach Unsicherheit und Abenteuer dürsten. Mr. Hagen geht mehr in die Tiefe und eröffnet neue Perspektiven, indem er sich nicht nur mit Spannung und Sensationen befasst, sondern auch mit organisatorischen Fragen und politischen Motiven, die hinter jeder Spionageaktivität zu finden sind.

Spionage, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert im Dienste des aufsteigenden Nationalismus und rivalisierenden Imperialismus betrieben, begann eine ganz spezielle Rolle zu spielen, als der ideologische Kampf zwischen Kommunismus und seinen Gegnern in den internationalen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg akut wurde. Diese Entwicklung kam nicht überraschend, denn Spionage und Ideologie – letztere oft nur eine Umschreibung für persönlichen Fanatismus – gingen immer schon Hand in Hand seit den Tagen, da die Welfen und die Gibellinen, die Katholiken und die Protestanten oder die Faschisten und Kommunisten einander ausspionierten. Seit jeher gab es wenig Spione, die ihr Leben nur aus finanziellen Gründen aufs Spiel setzten. Vielleicht taten es einige belanglose Individuen; aber meistens verlangten die Risiken, die Ausdauer und der verächtliche Status, der mit Spionageaufträgen verbunden war, eine stärkere Motivierung.

Dieses Buch betrifft Deutschland, das Deutschland in der Periode des kalten Krieges. In jenem Land waren zu jener Zeit sämtliche Voraussetzungen für die Entwicklung einer regen Spionagetätigkeit vorhanden. Die Russen erinnerten bei jeder Gelegenheit daran, dass Deutschland der Mittelpunkt nicht nur der europäischen, sondern auch der Weltprobleme sei. Auf deutschem Boden hatte sich zwei Jahrzehnte hindurch ein ideologischer Kampf abgespielt, dessen militärische und aussenpolitische Formen die Drohung eines zumindest begrenzten Krieges auftauchen liessen. Das war der klassische Nährboden für Spionage.

Wenn wir Spionage als Geheimwaffe im europäischen kalten Krieg betrachten, müssen wir aber auch feststellen, dass das politische und das Sicherheitsklima, in dem er geführt wird, in einer Änderung begriffen ist. Wir mögen Zeugen des Aufstiegs eines neuen, möglicherweise weniger ideologischen Europa sein, in dem sich die militärischen Wertbegriffe der vergangenen zwei Dekaden verschieben werden; neue Gruppierungen könnten stattfinden, alte Feinde sich in Freunde verwandeln (und vice versa) und das Kalkül nationaler Vor- und Nachteile nüchterner abgewogen werden als bisher. Aber haben die Spionagedienste überhaupt eine Zukunft? Immerhin haben die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion – zumindest für den Moment – eine Art stillschweigendes Einverständnis erreicht, auf Grund dessen die einzelnen europäischen Nationen zu einer neuen nachbarlichen Beziehung gelangen können, solange kein Konflikt droht, der sie einbeziehen würde. Unter solchen Umständen verliert jede nachrichtendienstliche Aktivität sicher an Bedeutung. Wir stehen am Anfang einer neuen Ära, und obwohl Spionage an sich nicht unbedingt Misstrauen sät, ist sie auch keineswegs geeignet, gegenseitiges Vertrauen herzustellen. Es mögen Jahrzehnte vergehen, ehe die nichtrussischen Partner des Warschauer Paktes und die nichtamerikanischen NATO-Länder Beziehungen haben werden, die sich etwa mit denen von Schweden und Norwegen vergleichen liessen. Nun kann man sich schwer vorstellen, dass zwischen diesen beiden so vernünftigen Nationen eine rege Spionagetätigkeit herrscht. Vielleicht wird sich eines Tages ganz Europa ähnlich entwickeln.

Ferner muss man in Betracht ziehen, dass das europäische Sicherheitssystem der siebziger Jahre irgendeine Form internationaler Inspektion mit sich bringen mag.

Eine solche Entwicklung würde neue Formen der Spionage nötig machen, die von den neuen Beziehungen zwischen den Supermächten einerseits und zwischen Supermächten und den kleineren Staaten andererseits abhängen werden. Wenn es in den kommenden Jahren einen Fortschritt innerhalb der politischen Integration in Europa geben wird, wird man wahrscheinlich in bezug auf Spionage neue gemeinsame Abmachungen treffen müssen. Diese Aufgabe wird eine besonders taktvolle Behandlung erfordern, da Spionage und nationale Souveränität eng zusammenhängen.

Solange jedoch nationale Souveränität überhaupt existiert, wird der uralte Wunsch des politischen Menschen nicht verschwinden, alles auszukundschaften, was ihn selbst und sein Eigentum – und als letzte Konsequenz sein Vaterland – bedrohen mag. Zugegeben: Diese Bedrohungen mögen sich mit dem Schwinden ehemaliger Hassgefühle, der Verminderung der Kriegsgefahr im Atomzeitalter und der engeren wirtschaftlichen und technischen Verflechtung zwischen den Ländern Europas verringern. Kriege sind das Ergebnis von Furcht und Vorurteil, wenn der durch sie erzeugte Druck innerhalb der betroffenen Staaten zur Explosion führt. Aber Furcht und Vorurteil sind Produkte der Unwissenheit, und insofern es der Zweck der Nachrichtendienste ist, möglichst viel über den Nachbarn und vermutlichen Feind in Erfahrung zu bringen, also der Unwissenheit entgegenzuwirken, sind sie gesunde und nützliche Institutionen. In diesem Sinne – als Komponente der Verbreitung politischer Einblicke – wird die Spionage ihren angestammten Platz behalten, solange Nationalstaaten existieren.

## Einleitung

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war Deutschland der Angelpunkt der europäischen Politik und der europäischen Wirtschaftsentwicklung. Nicht einmal die totale Niederlage im Zweiten Weltkrieg vermochte es aus dieser Schlüsselstellung zu entfernen. Die deutsche Frage blieb für alle politischen und wirtschaftlichen Neuregelungen und für das europäische Gleichgewicht der Mächte entscheidend. Wie sehr auch die siegreichen Alliierten in ihrer politischen Zielsetzung voneinander abwichen, waren sie doch einig in ihrer Entschlossenheit, nie wieder einem unabhängigen Deutschland die Vorherrschaft in Europa einzuräumen. Doch die Versuchung, das deutsche Industriepotential im europäischen Machtkampf für eigene Zwecke zu benützen, war zu verlockend, und der Kampf um Deutschland hat seither zwischen Amerika und Russland nie ein Ende genommen. Dieser Kampf spaltete Deutschland in zwei unabhängige Staaten, die mit der Sowjetunion bzw. mit den USA eng verbunden blieben. Und mit Hilfe dieser zwei gegensätzlichen deutschen Staaten bieten die zwei Weltmächte einander die Stirn, nicht viel anders, als sie sich auf dem europäischen Schlachtfeld am Ende des Zweiten Weltkriegs gegenübergestanden hatten.

Drei Monate nach der bedingungslosen Kapitulation von Deutschland warfen die Vereinigten Staaten die erste Atombombe auf Hiroshima. Amerika war nicht nur in bezug auf konventionelle Waffen und Industriepotential überlegen, es war auch der einzige Besitzer der Superwaffe. Seine Bevölkerung war wohlgenährt, wohlhabend und einsatzfähiger als vor dem Krieg; die Sowjets waren erschöpft, litten Hunger und beweinten 20 Millionen Tote. Trotzdem war Russland sofort wieder imstande, die Vereinigten Staaten ernsthaft herauszufordern.



Die verborgene Kraftquelle der Sowjets bestand in ihrem dynamischen Glauben an den Marxismus. Sie verfügten über eine grosse Anzahl von ausgebildeten Berufsrevolutionären und einen ausgezeichnet gedrillten Geheimdienst, dessen Tradition bis in die Zarenzeit zurückreichte. Ihre Überlegenheit auf diesem Gebiet war so gross wie die der Amerikaner in atomarer Beziehung. Der Geheimdienst infiltrierte jetzt das politische Leben und die Verwaltung jeder Nation, die von der Roten Armee überflutet worden war. Aber das MGB (Sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit) sorgte dafür, dass in allen osteuropäischen Ländern die Kommunisten Schlüsselpositionen im Innenministerium erhielten, denn das Innenministerium kontrolliert Polizei und Sicherheitskräfte. Und selbst Regierungen, die theoretisch unabhängig waren, konnten praktisch vom MGB manipuliert werden. Durch Intrigen, Einschüchterung und Bestechung vermochten die Sowjets die nichtkommunistischen Parteien aus Kabinetten, Parlamenten und öffentlichen Diensten auszubooten, und auf diese Weise wurden Ostdeutschland, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Albanien, Jugoslawien und Bulgarien kommunistisch.

In ihrem verzweifelten Existenzkampf baten die nichtkommunistischen Elemente dieser Staaten die westlichen Alliierten um Hilfe. Diplomatische Proteste erwiesen sich als nutzlos, denn die Russen erklärten sich ausserstande, sich in die Regierungsgeschäfte unabhängiger Länder einzumischen. Die Amerikaner konnten den kommunistischen Schachzügen nur entgegentreten, indem sie sich ihrerseits auf das zwielichtige Schlachtfeld von Unterwanderung und Spionage begaben – ein Gebiet, auf dem zu operieren sie am wenigsten vorbereitet waren.

Amerikas militärischer Nachrichtendienst, das oss (Office of Strategic Services), war in den Kriegsjahren improvisiert worden und der verfeinerten Taktik der Russen in keiner Beziehung gewachsen. Dazu kam, dass zum Schutz der Atomgeheimnisse dringend eine neue Organisation benötigt wurde. Präsident Truman regelte die Situation, indem er das oss auflöste und durch die Central Intelligence Group ersetzte, aus der 1947 die CIA (Central Intelligence Agency) hervorging. Es war das erste Mal in der Geschichte, dass die Vereinigten Staaten in Friedenszeiten eine

ständige Geheimdienstorganisation auf ausländischem Boden unterhielten.

Doch war die amerikanische Erfahrung in osteuropäischer Politik so unzulänglich, dass der neue Nachrichtendienst vorerst Informationen von allen Fachleuten sammeln musste, die unter den Tausenden Flüchtlingen in den Lagern der Vereinten Nationen aufgetrieben werden konnten. Dann stiess er auf General Reinhard Gehlen. Dieser General, Chef des ehemaligen deutschen Nachrichtendienstes ‚Fremde Heere Ost‘, war weitblickend genug gewesen, die Archive seiner Abteilung in Sicherheit zu bringen und die Fäden zu seinen erfahrenen Agenten in Deutschland, Osteuropa und sogar Sowjetrussland nicht abreißen zu lassen. Dieser ehemalige Feind stellte sich und seine einzigartige Organisation zur Verfügung der CIA.

Nachdem die osteuropäischen Staaten in den kommunistischen Block integriert waren, ergab sich die unmittelbare Gefahr, dass auch andere Länder Europas folgen könnten. In Frankreich und Italien existierten äusserst starke kommunistische Parteien, und Deutschland war eine besiegte Nation. Als nun die Sowjetunion zu einem grossen politischen Coup ausholte, um auch Deutschland einzuverleiben, zeigten die Amerikaner, dass sie ihre Lektion gelernt hatten. Die russische Politik verlangte nach einem einigen, entwaffneten und neutralisierten Deutschland mit einer starken kommunistischen Regierungsfraktion, die imstande wäre, im geeigneten Moment die Macht zu übernehmen. Amerika aber bestand auf einem unabhängigen westdeutschen Staat, dem wirtschaftlich und militärisch auf die Beine geholfen wurde, und vereitelte dadurch die Sowjet-Expansion in Westeuropa. 1950, als die Schlacht um Berlin von den Alliierten gewonnen worden war, war der Höhepunkt der Gefahr überschritten und der Vormarsch der Sowjetmacht gestoppt.

Der ursprüngliche Blitzkrieg der Geheimdienste verwandelte sich schliesslich in einen Stellungskrieg. Für die nächsten zwanzig Jahre wurde Deutschland das Schlachtfeld, auf dem sich kapitalistische und kommunistische Ideologien gegenüberstanden. Hier arbeitete die CIA mit den Geheimdiensten der gesamten westlichen Welt zusammen. Nicht anders als der Gegner, das KGB (Komitee für Staatssicherheit) und

der GRU (militärischer Nachrichtendienst), durchsetzte die CIA beinahe jede nationale oder internationale Organisation und Institution von Wichtigkeit: Studentenvereinigungen, Verlagshäuser, Flüchtlingsverbände, Gewerkschaften, politische Parteien und natürlich Botschaften und Militär- und Handelsmissionen. Man schätzt, dass etwa 50'000 Männer und Frauen für die verschiedenen Nachrichtendienste arbeiten und dass das Budget etwa vier Milliarden Dollar pro Jahr erreicht. (Die entsprechenden Zahlen der Sowjetunion sollen sogar noch höher sein.)

Bei den meisten von Nachrichtendiensten gesammelten Informationen handelt es sich um sogenanntes ‚offenes‘ Material, das aus ausländischen Publikationen und Rundfunksendungen ausgesucht wird, oder um ‚Satellitenmaterial‘, das man aus Satellitenfotos und durch Satelliten-Abhörstationen gewinnt. Doch die entscheidenden Geheiminformationen werden immer noch durch Agenten ermittelt. Es gibt ein weites Gebiet von nachrichtendienstlichem Interesse, speziell was Politik und Wissenschaft betrifft, bei dem Fotokopien von Dokumenten oder Zeichnungen beigebracht werden müssen. In solchen Fällen ist das persönliche Eingreifen eines erfahrenen Agenten unerlässlich und sein Einfühlungsvermögen ausschlaggebend. Das ist die Gattung von Spionen, mit denen sich dieses Buch auseinandersetzt.

Um alles über die Spione in Erfahrung zu bringen, die während des kalten Krieges in Deutschland arbeiteten, lebte ich zwei Jahre in der Bundesrepublik. Ich machte München zu meinem Domizil, denn hier liefen zwei Drittel aller Fäden zusammen. Im Vorort Pullach, in der früheren Rudolf-Hiss-Siedlung, konnte ich mit General Gehlen sprechen. Dort befindet sich das Hauptquartier des BND (Bundesnachrichtendienstes), ein Komplex von kahlen, grauen Gebäuden, die von einer hohen Ziegelmauer umgeben sind. Es ist ein ausgedehntes Sperrgebiet, eine wahre Spionage-Stadt, in der General Gehlen das Kommando führte. Er lehnte es beharrlich ab, sich fotografieren oder sprechen zu lassen. Mein Gespräch mit ihm war das erste, das er im Lauf von zehn Jahren mit einem Ausländskorrespondenten führte. Und in diesem BND-Zentrum geschah es, dass der ehemalige ss-Offizier Heinz Felfe sich zum Regierungsrat und Leiter des Sowjet-Referats der Abteilung

‚Gegenspionage‘ hinaufarbeitete – und schliesslich als führender Sowjet-Agent entlarvt wurde.

München ist die Stadt, in der die ukrainischen Führer Rebet und Bandera ermordet wurden. Hier befindet sich die Zentrale von Banderas OUNR (Organisation ukrainischer Nationalisten-Revolutionäre), die den Westen mit Hunderten von willigen Agenten versorgte und Anspruch darauf erhebt, im Namen von 45 Millionen Ukrainern zu sprechen. Allerdings herrscht unter den russischen Exilorganisationen mit ihren zahlreichen Schattierungen und ihren komplexen Anhängerschaften eine gewisse Verwirrung. Zum Beispiel kann die monarchistische ‚St.-Georgs-Bruderschaft‘ ebenso behaupten, dass der antikommunistische NTS (Nationaler Bund der Schaffenden ‚Russischer Solidaristen‘) von Sowjetagenten geleitet wird oder dass Bandera von seinen eigenen ukrainischen Nationalisten getötet wurde, wie der NTS sagen kann, der Mörder wäre der sowjetische Agent Staschinskij gewesen.

Um mich in diesem Gewirr von Emigranten-Intrigen zurechtzufinden, musste ich mich mit jeder Fraktion einzeln vertraut machen. Ich sprach mit Borys Lewytskij, einem liberalen ukrainischen Schriftsteller, der ein eigenes kleines Dokumentationsbüro unterhält, mit Professor Panas Fedjenko, einem sozialdemokratischen Ukrainer, der mir die ukrainischen Bestrebungen vom Gesichtspunkt seiner Partei aus erklären konnte, und schliesslich mit Dr. Wladimir Poremsky, einem der führenden Köpfe des NTS, der mir die ‚Molekulartheorie der Spionage‘ erläuterte. Diese beruht auf kleinen, voneinander unabhängigen Zellen, die innerhalb der Sowjetunion die Revolution schüren sollen und deren Aufbau im Kapitel über den NTS ausführlich beschrieben wird. Alle Informationen, die diese Männer und ihre Gruppen sammeln, und viele andere mehr finden ihren Weg in das ‚Institut zur Erforschung der UDSSR‘, das inoffiziell von der CIA unterstützt wird. Sein Direktor, der in Russland geborene amerikanische Oberst Leon Barat, zeigte mir persönlich die Reichhaltigkeit der dort angesammelten Dokumentation.

In der Station ‚Radio Liberty‘ traf ich Sowjetemigranten der verschiedensten Nationalitäten, Aserbeidschaner, Kalmücken, Armenier und Tataren, die Sendungen in ihren eigenen Sprachen ausstrahlen und

ein seltsam abgekapseltes Leben führen; nur die Geheimdienste von Ost und West nehmen ein wirkliches Interesse an ihnen: die amerikanische CIA, der deutsche BND und das sowjetische KGB. Direkt oder indirekt werden sie alle von der CIA bezahlt, aber man kann sie auch in der russisch-orthodoxen Kirche antreffen, deren Bischof Susçmihl noch in der Sowjetunion ausgebildet wurde, und anschliessend bei einer Sonntagsmatinee im Film-Casino, wo sie sich einen Sowjetfilm ansehen.

Ausserdem gibt es eine gewisse Klasse von Personen, die man kennenlernen muss, um das Thema von allen Seiten beleuchten zu können – Menschen, die am Rande der Spionagetätigkeit leben und die bereit sind, im Laufe einer Nacht für ein paar Wodkas ihre sämtlichen Theorien preiszugeben.

Unweit von München, in einem stillen Bergdorf, hatte ich lange Gespräche mit Otto John, dem sympathischen ehemaligen Chef des deutschen Verfassungsschutzes, der fast anderthalb Jahre hinter dem Eisernen Vorhang verbracht hatte und nach seiner Rückkehr in den Westen zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Die Erörterung des Falles enthüllte sehr viel von der prekären Lage Nachkriegsdeutschlands.

Um mich über die Sowjetspionage in der Bundesrepublik zu informieren, sprach ich mit Richtern und Anwälten, die mit Spionagefällen zu tun gehabt hatten, und las die Protokolle der betreffenden Gerichtsverhandlungen. In der DDR lernte ich die andere Seite des Problems kennen; Journalisten, Angehörige des ostdeutschen SSD (Staatssicherheitsdienst) und die ‚Gesellschaft für kulturelle Verbindungen mit dem Ausland‘ versorgten mich mit reichhaltiger Dokumentation in allen mitteleuropäischen Sprachen. Ich konnte mich auch glücklich schätzen, die Archive der ‚Süddeutschen Zeitung‘ in München und des ‚Spiegels‘ in Hamburg zur Verfügung gestellt zu bekommen – es gibt wohl in der ganzen Bundesrepublik keine bessere Möglichkeit, sich über deutsche Nachkriegsereignisse zu informieren.

Dem ‚Spiegel‘ ist in diesem Buch ein eigenes Kapitel gewidmet, denn seine oppositionelle Haltung und seine rücksichtslose Kritik an der Regierung haben ihm eine einzigartige und bemerkenswerte Stellung gesichert. Die Anklage, die 1962 gegen diese Zeitschrift erhoben wurde,

zeigt deutlich den Missbrauch des Spionageabwehr-Systems auf, der in einem Lande möglich ist, in dem die Demokratie noch keine tieferen Wurzeln geschlagen hat.

Doch gerade die Erhaltung dieser Demokratie ist für die Vereinigten Staaten und den Westen lebenswichtig. Mehr als zwanzig Jahre führen die Amerikaner – mit Hilfe ihres militärisch und wirtschaftlich stärksten Alliierten, der Bundesrepublik, – einen unterirdischen Kampf gegen die Sowjetunion, die sich dabei ihrerseits auf ihren stärksten Satelliten, die DDR, stützt. Zukünftige Entwicklungen mögen anderswo stattfinden, aber im Moment ist es am wahrscheinlichsten, dass eventuelle Entscheidungen über die Beziehungen der Grossmächte auf deutschem Boden fallen werden. Indem wir die Episoden ihrer Auseinandersetzung sorgfältig untersuchen, werden wir nicht nur in der Lage sein, die Vergangenheit besser zu verstehen, sondern vielleicht auch einen klareren Ausblick in die Zukunft gewinnen können.

Teil I

# Westdeutsche Spionage

# 1 Die Organisation Gehlen

Bevor die Westmächte Zeit hatten, ihre Nachkriegspositionen auszubauen und die politischen Kräfte in den besiegten oder befreiten Ländern zu stabilisieren, brachten die Russen – schneller, geschickter und erfahrener – die Kommunisten in Polen, Ungarn, der Tschechoslowakei, Rumänien, Bulgarien und Ostdeutschland an die Macht. In Griechenland bewaffneten sie die griechischen Partisanen im Bürgerkrieg gegen die von der britischen Armee unterstützte Regierung. Von der Türkei verlangte die Sowjetunion Gebietsabtretungen und betonte ihre Ansprüche durch massive Truppenkonzentrationen entlang der Grenze; daneben versuchte sie das Land durch die Untergrundtätigkeit ihrer Agenten und Anhänger politisch zu zersetzen. Bei all diesen Operationen spielte der Geheimdienst eine wesentliche Rolle.

Unterdes richteten sie ihr Hauptaugenmerk auf den Besitz der Atombombe, und alle Bemühungen der sowjetischen Nachrichtendienste wurden darauf konzentriert, jede mögliche Information über ihre Produktion zu sammeln.

Am 5. September 1945 bat Igor Guzenko, ein Chiffrierfachmann der Sowjetbotschaft in Ottawa, bei der kanadischen Regierung um politisches Asyl und überbrachte ihr, als Beweis seines guten Willens, an die hundert Geheimdokumente. Diese waren der erste handgreifliche Beweis für eine weitreichende sowjetische Spionageorganisation, die in Amerika aufgebaut worden war. Daraufhin wurden 26 sowjetische Agenten verhaftet, darunter Dr. Allan Nunn May, der Wissenschaftler aus London, der als erster den Russen Einzelheiten der Atombombenkonstruktion übermittelt hatte, und später Klaus Fuchs, Harry Gold, die Rosenbergs und viele andere.

Es erwies sich als unerlässlich, diesem ausgedehnten Agentennetz ei-



ne gleichwertige Gegenspionageorganisation entgegenzusetzen. Aber bis zu diesem Zeitpunkt existierte keine solche Organisation. Trotz der Lektion von Pearl Harbor hatten die Amerikaner keinen entsprechenden Nachrichtendienst auf die Beine gestellt; ihre Bemühungen waren ausschliesslich darauf gerichtet gewesen, den Krieg zu gewinnen, und das OSS (Office for Strategie Services) entsprach nur den Erfordernissen der Kriegführung. Erst im Juli 1947 wurde es entsprechend reorganisiert, um ein Gegengewicht gegen die russische Untergrundtätigkeit zu gewinnen, und Präsident Truman gründete offiziell die CIA (Central Intelligence Agency). Doch 1947 verfügten die Sowjets in den westlichen Ländern bereits über gut funktionierende Geheimdienstabteilungen, die grösstenteils noch von gesetzlich anerkannten kommunistischen Parteien unterstützt wurden. Die Amerikaner aber mussten sich hauptsächlich auf ihre Botschaften und Missionen verlassen, deren Stab von Diplomaten und Offizieren kaum Spionagepraxis oder nachrichtendienstliche Erfahrung besass. Sonderbarerweise war es ein deutscher Kriegsgefangener, welcher der CIA aus der Klemme half und ihr ermöglichte, den jahrelangen Rückstand aufzuholen. Es war dies General Reinhard Gehlen. Gehlen bot nicht nur seine persönliche Mitarbeit an, sondern auch die seiner früheren Untergebenen in der vor der Kapitulation von ihm geleiteten Abteilung ‚Fremde Heere Ost‘ im Generalstab des deutschen Heeres sowie noch intakte Ostverbindungen.

Im Winter 1941/42, als die deutschen Panzerdivisionen vor Moskau und Leningrad ihre erste Schlappe erlitten hatten, wurde der 39jährige Oberst Gehlen beauftragt, die Nachrichtenabteilung der Ostfront zu übernehmen. Ihr bisheriger Chef, Oberst Kinzel, war nicht imstande gewesen, aus ihr einen modernen, brauchbaren Apparat aufzubauen, der die Absichten des Feindes, der sich nicht länger auf dem Rückzug befand, rechtzeitig hätte voraussagen können. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Nachrichtoffiziere der regulären Armeedivisionen hauptsächlich damit beschäftigt gewesen, die Daten zu analysieren, die ihnen vom Amt Ausland-Abwehr unterbreitet wurden. Aber das Hauptquartier des militärischen Abwehrdienstes befand sich weit hinter der Front, und sein

Tätigkeitsbereich erstreckte sich nicht nur auf sämtliche Kriegszonen, sondern auch auf neutrale Länder. Er eignete sich kaum dazu, über die feindlichen Absichten an verschiedenen Sektoren der Front möglichst schnell detaillierte Unterlagen zu übermitteln. Ausserdem war die Abwehrorganisation von Admiral Canaris weitgehend mit älteren Offizieren ohne Spezialerfahrung besetzt, die – entsprechend ihrer preussischen Tradition – Untergrundarbeit als eines Offiziers für unwürdig erachteten. Es erschien ihnen auch überflüssig, noch viel Zeit oder Gedanken an einen bereits geschlagenen Feind zu verschwenden.

Bis zu seinem Auftrag im Jahre 1942 hatte Gehlen keinerlei Kontakt mit dem Nachrichtendienst gehabt. Seine Karriere war nicht aussergewöhnlich gewesen. Er war der Sohn eines Offiziers, 1902 in Erfurt geboren, aber in Breslau aufgewachsen, wo sein Vater nach dem Abschied von der Armee als Verleger tätig gewesen war. Gehlen war entschlossen, nach seiner vollendeten Schulausbildung in die Armee einzutreten, obwohl die militärische Laufbahn im Jahre 1920, kurz nach dem verlorenen Krieg, keineswegs verlockend war. Schon im Dezember 1923 wurde er Artillerieoffizier. Da er ein brillanter Reiter war, schickte man ihn 1926 auf die berühmte Kavallerieschule in Hannover. 1928 kehrte er zu seinem Artillerieregiment zurück. Unterdes war er Oberleutnant geworden und hatte die Tochter des Husarenoffiziers von Seydlitz geheiratet, eines Abkömmlings des bekannten friderizianischen Generals. 1932 wurde ihm klar, dass seine einzige Hoffnung auf eine erfolgreiche Karriere darin bestand, in den Generalstab zu kommen. Doch die Kriegsakademie nahm jährlich nur eine beschränkte Anzahl von Offizieren auf, und weniger als die Hälfte von diesen erhielt schliesslich den ersehnten roten Streifen des Stabsoffiziers. Gehlen jedoch bestand seine Prüfungen mit Auszeichnung, wurde zum Hauptmann befördert, und nach einem Dienstjahr im Generalstab wurde auch ihm die exklusive Auszeichnung zuteil, den roten Streifen zu tragen.

Er diente ein Jahr als Adjutant des Oberquartiermeisters I, dann wurde er zur Operationsabteilung unter General von Manstein versetzt, den er zeit seines Lebens bewunderte. Da Hauptmann Gehlen trotz seiner achtzehn Dienstjahre nie eine Truppeneinheit kommandiert hatte,

übertrag man ihm das Kommando der 8. Batterie im 18. Artillerieregiment. Während des polnischen Feldzugs arbeitete Gehlen im Divisionsstab, später in Frankreich war er Verbindungsoffizier zwischen dem Oberbefehlshaber des Heeres und den Armeen an der Front. Generalstabschef Generaloberst Halder, dem Geilens diplomatische Fähigkeiten aufgefallen waren, machte ihn zu seinem persönlichen Adjutanten. Anschliessend war er Chef der Ostgruppe in der Operationsabteilung des Generalstabs. Dann, im April 1942, wurde er zum Leiter der Abteilung ‚Fremde Heere Ost‘ im Generalstab des Heeres ernannt.

Gehlens Methode, seiner neuen Aufgabe gerecht zu werden, war praktisch und wissenschaftlich. Er begann damit, die alten unfähigen Mitarbeiter loszuwerden und junge Leute mit erstklassigen Qualifikationen heranzuziehen. Er schuf Frontaufklärungstruppen von ausgebildeten Spezialisten und verteilte sie an die einzelnen Divisionen und Armee Korps. Jede dieser Gruppen wurde in vier Abteilungen mit unterschiedlichen Aufgabenbereichen gegliedert. Der ersten oblag das Sammeln von Geheiminformationen, die zweite spezialisierte sich in Feindzerstörung und Sabotage, der dritten unterstanden die Abwehr und die Infiltration feindlicher Nachrichtenorganisationen, die vierte beschäftigte sich mit der Ausforschung der sowjetischen Rüstung und Bewaffnung.

Bis zu diesem Zeitpunkt waren deutsche Offiziere unter 40 Jahren, die für den aktiven Dienst tauglich waren, nicht im Nachrichtendienst beschäftigt worden. Es gelang Gehlen unter grossen Schwierigkeiten, diese Politik zu ändern. Er benötigte die befähigsten Offiziere, um aus zahllosen Einzelinformationen, die sich aus Gefangenenaussagen, Aufklärungsberichten, Abhören des Feindfunks, Untersuchung feindlicher Waffentypen und anderen beziehungslosen, aber letzten Endes wesentlichen Details zusammensetzten, ein Gesamtbild zu gewinnen. Mit der Zeit bekam Gehlen den Ruf, Bewegungen der Roten Armee in erstaunlichem Masse voraussagen zu können. Noch nie hatten in der deutschen Militärgeschichte derart detaillierte und genaue Berichte über die zukünftigen Absichten des Feindes vorgelegen. Gehlen plante ausserdem eine Reihe von gewagten und phantasievollen Operationen hinter den

russischen Linien, um Informationen aus erster Hand zu erhalten, die seine Schlussfolgerungen bestätigen und ergänzen konnten. Eine von diesen lief 1944 unter dem Decknamen ‚Drossel‘.

Damals hatten die Russen den grössten Teil ihres Gebiets zurückerobert und waren nach Polen und in die Balkanländer vorgestossen. Der deutsche Generalstab sah voraus, dass die Rote Armee in Kürze eine Grosseffensive starten würde, um sich an die Grenzen von Deutschland selbst durchzukämpfen; es war für sie von äusserster Wichtigkeit zu wissen, auf welche Frontabschnitte die Russen ihren Angriff konzentrieren und welche Kräfte sie dafür einsetzen würden. Gehlen entwarf einen originellen Plan, um die benötigten Informationen einzuholen, und wählte für das Projekt zwei seiner geschicktesten Mitarbeiter aus, Hauptmann Albert Müller und Leutnant Wassilij Skriabin.

Müller, 1909 in Leningrad geboren, sprach fließend Russisch und war Fachmann für Radio- und Elektrotechnik. Sein Deckname für diese Operation war ‚Gregor‘, Skriabins ‚Igor‘. Skriabin, 1920 in Gorkij geboren und Leutnant der Roten Armee, lief am 17. August 1941 zu den Deutschen über. Er bat als überzeugter Antikommunist um Asyl. Seit Anfang 1943 war er für das Spionagehandwerk ausgebildet worden. ‚Gregor‘ und ‚Igor‘ probten die Rollen, die sie zu spielen hatten, drei Wochen lang. Sie lernten die Bedienung von Spezialfunkgeräten und die Codes für die Funknachrichten sowie Hunderte von Instruktionen, die sie hinter den russischen Linien zu befolgen hatten. Sie machten sich mit den zahlreichen Ausweispapieren vertraut, die man ihnen aushändigte. Sie eigneten sich die Technik an, Dokumente unter den schwierigsten Umständen zu fotografieren. Alles, was sich kürzlich in der Sowjetunion ereignet hatte, wurde ihnen eingetrichtert; sie mussten alles wissen, was bei einem russischen Offizier vorausgesetzt werden konnte, von den neuesten Filmen bis zu den Zigarettenrationen für Zivilisten. Oberst Gehlen selbst überprüfte jede Einzelheit. Am 10. August 1944, 10 Minuten nach Mitternacht, sollten sie hinter den russischen Linien abspringen.

In dieser Nacht warteten sie in einer Baracke des Flugplatzes. Sie trugen braune russische Uniformen mit Achselklappen und diversen Auszeichnungen von Offizieren; ‚Gregor‘ als Major im Generalstab und

‚Igor‘ als Oberleutnant der russischen Luftwaffe. Um Mitternacht nahmen sie noch einen Abschiedsdrink mit dem Flugplatzkommandanten und ihren Piloten. Pünktlich 10 Minuten später starteten sie. Nach einer dreiviertel Stunde landete die Maschine wieder auf dem Rollfeld, und der Pilot meldete, dass sich alles wie vorgesehen abgewickelt hatte und die beiden Offiziere planmässig abgesprungen waren.

Um 9 Uhr am nächsten Morgen meldete sich Stabsmajor Posjuchin – alias ‚Gregor‘ alias Müller – beim Armeekommando und verlangte zum Hauptquartier der 11. Gardeschützen-Division gebracht zu werden.

Bei dieser angekommen, händigte er Generalmajor Koslow einen versiegelten Umschlag aus, der mit ‚Streng geheim‘ gekennzeichnet war. Der Umschlag enthielt eine Order des russischen Oberkommandos, dass man Major Posjuchin jede mögliche Hilfe für eine Untersuchung der an der Front herrschenden Bedingungen gewähren solle.

In den folgenden zwei Tagen inspizierte Major Posjuchin den gesamten Frontabschnitt, die strategische Planungsabteilung der Division, Depots und die für den Transport verantwortlichen Dienststellen. Er machte sich bei den Offizieren beliebt, und General Koslow gab ihm ein Abschiedsessen, bei dem ‚Gregor‘ von den aufgeräumten und redseligen Offizieren noch weitere wertvolle Informationen erhielt. Für die Rückfahrt nach Witebsk stellte ihm der General seinen eigenen Wagen zur Verfügung.

In Witebsk trafen sich ‚Gregor‘ und ‚Igor‘ wie vorgesehen. Sie begaben sich in die Wälder ausserhalb der Stadt, und zum vorherbestimmten Zeitpunkt, um 21.30 Uhr, begann ‚Igor‘ eine lange, verschlüsselte Meldung zu funken, deren zahlreiche Einzelheiten in ihrer Gesamtheit auf eine bevorstehende Offensive hinwiesen. Dieser umfangreiche Bericht wurde entschlüsselt und befand sich bereits um Mitternacht in Gehlens Händen.

Nun, da der erste Teil ihres Auftrags erfolgreich ausgeführt war, öffnete ‚Gregor‘ ein grosses Kuvert mit Anweisungen für die nächste Aufgabe. Dieses Kuvert enthielt aber ausser diesen Anweisungen noch einen weiteren versiegelten Umschlag, und dieser einen dritten, in dem wiederum ein vierter steckte. Es war wie bei einem Geduldspiel: die bei-

den Männer mussten sich durch die ganze Reihe von immer kleiner werdenden Kuverts durcharbeiten, die Anweisungen für jede neue Phase ihrer Mission enthielten, bis schliesslich der letzte Umschlag geöffnet war.

Neue Ausweispapiere, neue Dienstgrade. ‚Gregor‘ war nicht länger Major, sondern Oberleutnant Krassin; ‚Igor‘ wurde zu Leutnant Krui-low. Dokumente mit den nötigen Stempeln und Unterschriften bestätigten, dass die beiden Offiziere vom Frontdienst abgestellt waren und sich bei einer Moskauer Arbeitsvermittlung zu melden hätten, um als Techniker in der Rüstungsindustrie eingesetzt zu werden.

Früh am nächsten Morgen machten sie sich auf den Weg zum Bahnhof und bestiegen einen Militärzug nach Moskau. Dort meldeten sie sich – zusammen mit anderen Demobilisierten – bei der Arbeitsvermittlung und erhielten ohne Schwierigkeiten die Anstellungen, die Gehlen ihnen zugedacht hatte: ‚Gregor‘ in einer Elektro-Fabrik in Moskau und ‚Igor‘ in der Gosplan, dem Staatlichen Plankomitee der UDSSR. ‚Igor‘ wurde ausserdem ein möbliertes Zimmer zugewiesen, was in der überfüllten Hauptstadt ein seltenes Privileg bedeutete, und er nahm ‚Gregor‘ als Zimmergenossen auf.

Mitte September waren sie soweit, an das Hauptquartier von ‚Fremde Heere Ost‘ einen zweiten Bericht zu senden. Doch blieben ihre Funkrufe ohne Antwort. Sie untersuchten den Sender und stellten fest, dass sich die kleinen Batterien erschöpft hatten. In ihrer Notlage entschlossen sie sich, den Sender an die elektrische Leitung anzuschliessen.

Wieder versuchten sie, sich mit Gehlens Hauptquartier in Verbindung zu setzen. Plötzlich bemerkte ‚Gregor‘, dass das Licht im Zimmer im gleichen Rhythmus, in dem ‚Igor‘ seine Morsezeichen gab, zu flackern begann. Er liess ‚Igor‘ sofort innehalten. Es war durchaus möglich, dass jede elektrische Birne im ganzen Haus, ja vielleicht sogar im ganzen Bezirk, ebenso flimmerte.

Im Moment konnten sie nur hoffen, dass niemand etwas bemerkt hatte. Doch schon nach einigen Sekunden wurde an ihre Tür geklopft. ‚Gregor‘ öffnete, und Marfa, ein hübsches Mädchen, das auf der gleichen Etage wohnte, trat ein. Sie hatte Schwierigkeiten mit ihrem elektri-

schen Kocher und bat, ihr behilflich zu sein. Dann fragte sie, ob ihnen nicht das seltsame Flackern aufgefallen war, und blickte mit bezeichnendem Lächeln zum Fenster. Dort lag immer noch ein Paar Kopfhörer, das die Männer zu verstecken vergessen hatten. Sie erschrakten und verfluchten ihre Nachlässigkeit, gaben sich aber weiterhin möglichst unbeeinträchtigt. Doch einige vorsichtige Fragen enthüllten, dass Marfa im Grunde mit ihnen sympathisierte. Bald vertrauten sie ihr so weit, dass sie sie baten, neue Batterien zu besorgen. Von diesem Moment an war Marfa ihr Komplize.

In den nächsten sechs Wochen wiederholten sie ihre Sendungen in gewissen Abständen. Marfa war ihnen oft behilflich, sie war eine nützliche Dritte im Bunde, und das Hauptquartier war einverstanden, sie als neue Agentin zu rekrutieren.

Am 11. Oktober hatten ‚Gregor‘ und ‚Igor‘ ihre wichtigste Meldung zu funken. Während seiner Arbeit in Gosplan hatte sich ‚Igor‘ mit einem höheren Beamten angefreundet, der die Einsatzpläne der Eisenbahn koordinierte. Dieser Mann war bereit, ihnen gegen Zahlung von 40'000 Rubel für eine Nacht den Plan für die Bereitstellung des gesamten rollenden Eisenbahnmaterials in der Sowjetunion für die Monate November und Dezember 1944 zur Verfügung zu stellen. Die Kenntnis aller Dispositionen im russischen Eisenbahnnetz würde die deutschen Fachleute in Gehlens Hauptquartier in die Lage versetzen, die russischen Truppenbewegungen an allen Fronten auszurechnen, da das schlecht ausgebaute Strassensystem der Sowjetunion ihren Generalstab zwang, Transport und Versorgung der vorrückenden Armee hauptsächlich per Bahn durchzuführen.

Als Kurier wurde ein Mann mit dem Decknamen ‚Pjotr‘ ausgewählt, ein Offizier der Wlassow-Armee, die sich aus russischen Überläufern zusammensetzte und auf Seiten der Deutschen kämpfte. ‚Pjotr‘ wurde mit dem Flugzeug in die Nähe von Moskau gebracht und sprang in der Fracht mit dem Fallschirm ab. Es gelang ‚Igor‘, mit ihm Kontakt aufzunehmen, und sie fuhren zusammen mit dem Zug nach Moskau. Die drei Männer arbeiteten den Rest der Nacht daran, jede Seite der Einsatzpläne zu fotografieren. Obwohl die Regel, niemals Notizen zu machen, üblicherweise eingehalten wurde, hielt es ‚Gregor‘ dieses Mal für ange-

bracht, eine Ausnahme zu machen, und sie notierten die ausschlaggebendsten Einzelheiten. Erst in den frühen Morgenstunden war ihre Arbeit beendet.

Noch am gleichen Abend übermittelten sie triumphierend die Nachricht, dass das Unternehmen erfolgreich abgeschlossen war. Oberst Gehlen begann unverzüglich mit seinen Stabsoffizieren darüber zu diskutieren, wie man den so wertvollen Film am besten durch die russischen Linien bringen könnte.

Man beschloss, die drei Agenten mit dem Mikrofilm per Flugzeug über die Front zu schaffen. Nach Gehlens Ansicht war die deutsche Lage bereits so kritisch, dass dies wahrscheinlich die letzte Gelegenheit sein würde, ihre unersetzlichen Agenten aus Russland herauszubringen. Die drei Spione, ‚Igor‘, ‚Gregor‘ und Marfa, nahmen den Reisebefehl mit freudiger Erregung entgegen und begannen sofort, in der Umgebung von Moskau eine Waldlichtung auszukundschaften, auf der eine zweimotorige Maschine landen konnte. Sie fanden schliesslich einen geeigneten Platz in der Nähe von Dzershinsk, etwa 100 Kilometer westlich von Moskau.

Die entscheidende Nacht war kalt und regnerisch. Schliesslich war der Augenblick gekommen, in dem sie die Signalfeuer anzuzünden hatten, und diese beleuchteten die niedrig hängenden Wolken so grell, dass der ganze Himmel in Flammen zu stehen schien. Sie hatten den Eindruck, dass ganz Russland das Schauspiel beobachten müsse; jeden Augenblick konnten auf dem Landungsplatz Soldaten auftauchen. Die drei warteten in unerträglicher Spannung und horchten, ob nicht endlich das Geräusch einer sich nähernden Maschine das Prasseln der Signalfeuer übertönen würde. Über eine halbe Stunde sassen sie wie auf glühenden Kohlen. Dann zeichnete sich auf den geröteten Wolken ein dunkler Schatten ab. Bevor sie das Flugzeug identifizieren konnten, hatte es bereits die Lichtung erreicht und landete auf dem holprigen Grund. Die Bremsen kreischten und die Motoren heulten auf, bevor sie gedrosselt wurden. Keine hundert Meter von ihnen entfernt stand die sehnsüchtig erwartete Maschine.

Alles hatte sich so schnell abgespielt, dass die drei es zuerst gar nicht fassen konnten. Erst als ein Mann aus dem Flugzeug sprang, begannen sie in seine Richtung zu laufen. In diesem Moment pfliffen ihnen die er-



sten Maschinengewehrgeschosse um die Ohren. Sie rannten weiter und liefen um ihr Leben, während sich das Feuer verstärkte; die Kugeln schlugen dicht neben ihnen ein. Da sahen sie zu ihrem Schrecken, dass der Mann wieder aufsprang und die Einstiegluke zu schliessen begann. ‚Gregor‘ war schneller als die beiden anderen, und es gelang ihm, das Flugzeug zu erreichen, bevor es startete. Er hämmerte wild gegen die Einstiegluke und wurde halb in die Maschine gezogen. ‚Igor‘ und Marfa, wie gelähmt vor Entsetzen, liessen sich zu Boden fallen. Verzweifelt sahen sie, wie das Flugzeug sich vom Boden erhob und in der Dunkelheit verschwand. Das Schiessen hatte aufgehört, aber jeden Moment konnten russische Soldaten auftauchen, um das Gelände zu durchkämmen. Ihre einzige Chance bestand darin, zu fliehen, bevor es hell wurde. ‚Igor‘ riss Marfa hoch, und zusammen liefen sie in den Wald.

Erst als die Maschine aus der Reichweite der Geschosse war, wagte die Mannschaft, ‚Gregor‘ ganz ins Innere zu ziehen. Zuerst glaubten sie, er sei tot, aber bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass er bloss bewusstlos und am Arm verwundet war. Sie legten ihm einen Verband an und gaben ihm eine Morphiumspritze.

Einige Stunden später stand Hauptmann Müller alias ‚Gregor‘ in deutscher Uniform vor seinem Vorgesetzten, der ihn aufforderte, ihm den Mikrofilm auszuhändigen. Niedergeschlagen musste Müller bekennen, dass nicht er, sondern ‚Igor‘ den Film eingesteckt hatte, aber er fügte hinzu, dass er Notizen gemacht habe, die vielleicht von Nutzen sein könnten. Müller übergab die Notizen dem Offizier, der sie sofort zu Gehlen brachte.

Nach der Schiesserei auf dem improvisierten Flugplatz hörte man eine volle Woche nichts von den beiden zurückgebliebenen Agenten, und man war schon überzeugt, dass sie getötet oder gefangen worden wären. Doch dann wurde zur grossen Überraschung um die übliche Zeit von 21.30 Uhr ein Signal aufgefangen. Es war ‚Igor‘ und Marfa gelungen, ihren Verfolgern zu entkommen; sie hatten sich einige Tage in den Wäldern verborgen gehalten und schliesslich mit einem Güterzug Moskau erreicht. Laut Plan sollten sie sich dann am 12. Januar 1945 in der

Nähe der ostpreussischen Grenze durch die Linien schlagen. Alle deutschen Truppeneinheiten des Sektors waren verständigt worden, aber gerade in jenen Tagen starteten die Russen eine Offensive, und die Fronten befanden sich in heilloser Verwirrung. ‚Igor‘ und Marfa stellten mit dem Hauptquartier zum letzten Mal eine Verbindung her; sie hielten es für das Beste, sich auf eigene Faust und ohne vorherige Ankündigung durchzuschlagen zu versuchen. Ob ihnen ihr Vorhaben gelang, wissen wir nicht. Wenn ja, würden nur General Gehlen und seine engsten Mitarbeiter davon Kenntnis haben, und diese Männer verstehen es nur zu gut zu schweigen. Sie würden aber sicher auch nicht sprechen, wenn ‚Igor‘ und Marfa immer noch in Russland als zwei ihrer Spitzenagenten tätig wären.

Die Operation ‚Drossel‘ war keineswegs die einzige ihrer Art, und im Jahre 1944 waren die russischen Spione, die für ‚Fremde Heere Ost‘ arbeiteten, die sicherste Informationsquelle über die Bewegungen der Roten Armee.

Gehlens Nachrichtendienst beschäftigte sich aber nicht ausschliesslich mit Spionage. Seine Abteilung II spezialisierte sich auf Untergrundtätigkeit und Sabotage. Dafür ist die Tätigkeit des Agenten ‚Pjotr‘ ein typisches Beispiel. Nachdem er ‚Gregor‘ und ‚Igor‘ beim Fotografieren der Eisenbahneinsatzpläne geholfen hatte, begab er sich nach Wologda im äussersten Norden des europäischen Russland. Dort stiess er zu einer Gruppe deutscher Partisanen, die in dieser Gegend schon mehrere Monate hinter den russischen Linien operierten. ‚Peter‘ führte eine grosse Geldsumme mit sich, die er unter den Männern verteilte, aber es war hauptsächlich das Auftauchen eines Offiziers, der direkt aus Gehlens Hauptquartier kam, das die Leute mit neuem Mut erfüllte.

Diese Gruppe war von fünf von Gehlens Spezialagenten organisiert worden, die mit dem Fallschirm abgesprungen waren. Sie stellten den Kontakt mit deutschen Kriegsgefangenen her, und es gelang ihnen, einige zu befreien. Sie rekrutierten auch Männer, die aus Stalins Zwangsarbeitslagern entkommen waren. Die Gruppe war bald stark genug, um die russischen Verbindungslinien zu stören. Sie sprengten Brücken und Bahngleise und führten Überraschungsangrif-

fe auf isolierte Armeeeinheiten durch. Sie übermittelten per Funk wichtige militärische Informationen, ausserdem auch die Namen von vielen deutschen Kriegsgefangenen. Die deutschen Partisanen standen in dauernder Funkverbindung mit dem Hauptquartier von ‚Fremde Heere Ost‘ und erhielten regelmässig Nachschub an Waffen, Munition, Geld und Lebensmitteln, welche von deutschen Flugzeugen abgeworfen wurden.

Als die Daten über den Einsatz der russischen Bahnen, die ‚Gregor‘ den Nachrichtendienstern von ‚Fremde Heere Ost‘ unterbreitet hatte, analysiert und gemeinsam mit Informationen von anderen Agenten ausgewertet worden wären, sah sich Gehlen in der Lage, den Gesamtplan der bevorstehenden russischen Grossoffensive zu berechnen. Tatsächlich erwiesen sich Gehlens Voraussagen als erstaunlich präzise. Einige Mitglieder des Generalstabs, darunter Generaloberst Guderian, waren der Ansicht, dass sofort etwas unternommen werden müsste, um die drohende Offensive abzuwehren. Das bedeutete, dass sie Hitler überreden mussten, von den westlichen und südlichen Fronten Divisionen abzuziehen und sie an der Ostfront einzusetzen, um die gefährdeten Schlüsselpositionen zu verstärken, Guderian entschied, Gehlens Analyse Hitler vorzulegen.

Generaloberst Guderian schildert seine Meinung über den Bericht, der Hitler in seinem Hauptquartier unterbreitet wurde. ‚Der Bericht beschrieb Aufstellung und Stärke des Feindes‘ ... die Arbeit von ‚Fremde Heere Ost‘ war absolut verlässlich. Ich habe ihren Leiter, General Gehlen, lange genug gekannt, um seinen Stab, seine Methoden und seine Schlussfolgerungen beurteilen zu können.›

Dass Gehlen recht hatte, ist eine historische Tatsache. Doch Hitler sah die Sache in einem anderen Licht und bezeichnete den Report als lächerlich. «Das ist der grösste Bluff seit Dschingis-Khan. Wer hat diesen Unsinn aufgebracht?» Gehlen hatte das Material, auf dem seine Analyse basierte, sorgfältig vorbereitet; es enthielt auch Landkarten und Diagramme, welche die Stärke der russischen Kräfte erläuterten. Guderian fährt fort: «Hitler wurde zornig, als ich den Bericht unterbreitete, und verlangte, ich solle dessen Verfasser sofort in ein Irrenhaus sperren. Ich war wütend und sagte ihm, General Gehlen einer meiner fähigsten

Generalstabsoffiziere und dass ich den Bericht nicht vorgelegt haben würde, wenn ich nicht bereit wäre, vollinhaltlich für ihn einzustehen. Wenn Hitler verlangte, General Gehlen solle in ein Irrenhaus gesteckt werden, dann könne er mich, Guderian, ebenfalls in ein solches einliefern lassen.»

Als Ergebnis von Guderians energischer Haltung konnte Gehlen die Organisation nach seinem Gutdünken weiterführen, aber immer wieder musste er feststellen, dass seine Berichte umso weniger berücksichtigt wurden, je genauer sie waren. Seit er die Abteilung ‚Fremde Heere Ost‘ übernommen hatte, waren die Parteifunktionäre der NSDAP, die SS und der Sicherheitsdienst mit seiner – wie sie es nannten – ‚defätistischen Haltung‘ nicht einverstanden gewesen. Er war eben für ihren Geschmack zu objektiv und zu kritisch.

Obwohl Gehlen wusste, dass seine Warnungen in den Wind geschlagen wurden und dass alle seine Bemühungen nutzlos waren, Hitler davon zu überzeugen, dass der von ihm eingeschlagene Kurs ins Verderben führe, setzte er seine Tätigkeit fort und unterstützte damit Hitlers Politik. Gehlen und die meisten höheren Armeeeoffiziere waren im Grunde Gegner der Nationalsozialisten, sie verachteten sie als vulgäre Emporkömmlinge und verwarfen ihr unchristliches Verhalten und ihren Mangel an Tradition. Nichtsdestoweniger waren sie stolz auf Deutschlands Macht. Seit 1933 hatten sie Pläne geschmiedet, die Nationalsozialisten loszuwerden, sobald die Armee stark genug war. Doch als der Krieg ausbrach, billigten sie ihn von ganzem Herzen und verschoben ihre Umsturzpläne bis nach dem Sieg.

Der Abteilung II von Gehlens Nachrichtendienst oblag es auch, russische Kriegsgefangene auszufragen und herauszufinden, welche sich zur Mitarbeit eignen würden. Dabei musste allerdings geheim vorgegangen werden, weil es den Führerbefehlen widersprach. Denen zufolge waren Russen Untermenschen, welche die deutsche Uniform entehren würden. Gehlen hatte gute Gründe, gegen derartige Ansichten zu opponieren. Er war der Meinung, dass ein Sieg über Stalins Russland nur mit Hilfe der Russen selbst erzielt werden könnte. Seiner Überzeugung nach – eine Überzeugung, mit der er vor seinen Mitarbeitern nicht hinterm

Berg hielt – würde eine deutsche Kolonialpolitik in Russland unvorteilhaft sein; eine neue Politik der Zusammenarbeit mit den Russen sollte ins Auge gefasst werden. Er war wütend und entsetzt über die Schandtaten im besetzten Russland, wo Massenmorde veranstaltet und Gefangene mit unvorstellbarer Grausamkeit behandelt wurden.

Geilen umgab sich mit Offizieren, die infolge der Stupidität, mit der Hitler den Krieg führte und die besetzten russischen Gebiete verwaltet wurden, überzeugte Antinazis geworden waren. Sie nannten sich selbst oft ‚Klub zur Verhütung lebensgefährlicher Dummheit‘. Viele von ihnen kamen wie Gehlen aus aristokratischen und traditionsreichen Familien, und einige handelten ihrer Überzeugung entsprechend, indem sie an der Verschwörung des 20. Juli teilnahmen und mit ihrem Leben dafür bezahlten.

Man fragt sich unwillkürlich, wieso ein Mann mit dem Einblick und dem Scharfsinn Gehlens nicht aufhörte, seine ganze Zeit und seine gesamte Energie einem System zur Verfügung zu stellen, das er für unsinnig halten musste. Viele seiner Freunde und Untergebenen waren in die Verschwörung gegen Hitler verwickelt. Obwohl Gehlen ihre Pläne kannte, machte er keinerlei Anstalten, sie aktiv zu unterstützen. Nach dem Misslingen der Verschwörung wurden mehrere von ihnen, darunter Oberst von Roenne und Graf Stauffenberg, hingerichtet, aber Gehlen fuhr mit unverminderter Intensität fort, seinen Nachrichtendienst zu leiten.

Hätte General Gehlen die ausserordentliche Erfahrung, die er in Sabotage- und Geheimdiensttätigkeit besass, in den Dienst der Beseitigung des Nationalsozialismus gestellt] statt dieses Amateuren zu überlassen, wäre die Nachkriegsgeschichte Europas vielleicht anders verlaufen. Der Fehlschlag der Konspiration war nicht zuletzt auf die dilettantische Weise zurückzuführen, mit der das Attentat gegen Hitler geplant und ausgeführt wurde. Trotzdem mag es typisch für Gehlen sein, dass er an ihm nicht teilgenommen hat. Wie bei zahllosen anderen Offizieren erwiesen sich seine politische Indifferenz und sein Respekt für preussische Militärtradition als stärker als sein Intellekt und sein moralisches Urteil. Seinen Vorgesetzten zu gehorchen und seinem Vaterland unter

allen Umständen zu dienen, darin bestand die grosse preussische Tradition, die von Generation zu Generation hochgehalten wurde. Gehlen und die Elite der Armee tragen einen grossen Teil der Verantwortung dafür, dass sich Deutschland der nationalsozialistischen Diktatur beugte. Diese Männer besaßen genügend Einsicht und auch die Machtmittel, um der Barbarei Einhalt zu gebieten, aber es fehlte ihnen das selbständige Urteil und die Zivilcourage, etwas zu unternehmen. Wäre Gehlen fähig gewesen, sich von seinen Vorurteilen frei zu machen, wäre er vielleicht als grosser Mann in die deutsche Geschichte eingegangen. So aber wird er bestenfalls als eminent tüchtiger Offizier zur Kenntnis genommen werden.

Am 9. Januar 1945 entschied Generaloberst Guderian, Hitler nochmals mit der Situation an der Ostfront zu konfrontieren, und er forderte Gehlen auf, ihn zu begleiten. Gehlens Bericht bewies eindeutig die absolute Überlegenheit der russischen Truppen. Er sagte voraus, dass die deutsche Front unter dem nächsten Ansturm der Roten Armee, der jeden Moment zu erwarten war, vollkommen zusammenbrechen würde.

Hitler liess Guderian nicht einmal ausreden. Er verfiel in einen seiner Wutausbrüche, er schäumte und stürmte kreuz und quer durchs Zimmer. Er konnte kaum zusammenhängend sprechen und erging sich in wüsten Beschimpfungen. Plötzlich hielt er vor der grossen Militärkarte inne und zeichnete auf ihr mit weitausholenden, hysterischen Gesten den Plan für Operationen ein, welche den russischen Vormarsch stoppen und die deutschen Truppen in die Lage versetzen würden, den Feind aus Europa zu vertreiben.

Doch genau wie Gehlen es vorausgesagt hatte, begann die russische Offensive, und die Rote Armee rollte die gesamte Front auf. Gehlen hatte jetzt sein Hauptquartier bei Zossen in der Nähe von Berlin; eines Tages berief er in seinen Bunker eine Konferenz seiner Führungsoffiziere ein. Er erklärte, dass die Stunde gekommen sei, nicht nur das eigene Leben zu retten, sondern vor allem die Organisation, die sie zusammen aufgebaut hatten. Das Deutsche Reich war besiegt und eine Besetzung unvermeidlich. Aber eines Tages würde das deutsche Volk wieder eine Nation werden. Die Organisation ‚Fremde Heere Ost‘ müsste

für den Zeitpunkt, da sie wieder benötigt werde, intakt gehalten werden. Kein anderer westlicher Geheimdienst verfüge über gut funktionierende Nachrichtenverbindungen in Osteuropa. Wenn es ihnen gelänge, ihre Organisation am Leben zu erhalten, würde sie vielleicht in nicht zu langer Zeit wieder aktiv werden. Dann gab er detaillierte Anweisungen. Die Gesamtorganisation sollte sich in drei Gruppen spalten und jede von diesen über einen oder mehrere Experten auf jedem Gebiet verfügen, so dass selbst wenn zwei Gruppen isoliert oder liquidiert wurden – die Organisation als solche immer noch überleben könnte. Jede der drei Gruppen sollte einen kompletten Satz von Mikrofilmen aufbewahren, der das gesamte Archiv von ‚Fremde Heere Ost‘ enthalte. Die Führer der drei Gruppen sollten Versuchen, miteinander in Kontakt zu bleiben, aber kein Einzelmitglied der Organisation dürfe ohne Erlaubnis seines Gruppenführers oder von Gehlen selbst irgendwelche geheime Informationen preisgeben. Den Agenten im Einsatz sollte zugesichert werden, dass sie – was immer in Deutschland geschehe – weiterhin die volle Unterstützung der Organisation genießen würden.

Als die Rote Armee die Oder überschritt und der Weg nach Berlin für sie offenstand, gab General Gehlen den Befehl, sich nach Süden abzusetzen. In einem einzigen langen Konvoi fuhren er und sein Stab nach Bayern ins Gebirge. Alle hatten Order, sich keinesfalls in Gefechte einzulassen. Als sie Miesbach in der Nähe des Schliersees erreichten, entschied Gehlen, dass es für die drei Gruppen an der Zeit war, sich zu trennen. Jede von ihnen sollte das vereinbarte Versteck aufsuchen; so lange wie möglich würden Kurier versuchen, die Verbindung zwischen ihnen aufrechtzuerhalten. Gehlen und seine Abteilung liessen dann ihre Fahrzeuge stehen und erreichten nach mühsamem Aufstieg die Elendsalm, eine Hütte hoch in den Bergen. Dort wollte Gehlen abwarten, bis die Amerikaner kämen und ihn und seine Leute gefangennähmen. Als er zwei Tage später mit seinem Feldstecher das Tal beobachtete, sah er die amerikanischen Vorhuttruppen auf dem Weg zur österreichischen Grenze. Doch es vergingen noch zwei weitere Tage, ehe eine Abteilung amerikanischer Soldaten den Weg zur Elendsalm einschlug. Dorfbewohner hatten erzählt, dass sich dort ein General mit seinem gesamten

Stab versteckt hielt. Die Amerikaner kündigten ihre Ankunft mit einer Salve aus ihren Maschinenpistolen an, dann traten sie die Tür ein. Im Inneren der Hütte warteten der General und sein Stab geduldig auf ihre Gefangennahme. Zum Unterschied von den meisten anderen höheren Offizieren machten sie keinerlei Anstalten, ihren Dienstrang oder ihre Namen zu verheimlichen. Alle zusammen marschierten dann friedlich den Berg hinunter, während die Mikrofilme, unter den Bohlen des Fußbodens versteckt, zurückblieben.

Während der folgenden zwei Monate wurde Gehlen häufig verhört. Aber keiner der ihn befragenden Offiziere schien an Geheiminformationen, die ihre russischen Alliierten betrafen, speziell interessiert zu sein. Damals richteten die Amerikaner ihr Hauptaugenmerk darauf, so viele verantwortliche Nationalsozialisten wie möglich aufzuspüren, um sie wegen der Konzentrationslager-Greuel vor Gericht zu bringen. Doch Gehlen hatte es nicht eilig. Eines Tages würde er jemanden finden, der den politischen Wert seiner Kenntnisse ermessen könnte. Er fand die betreffende Person tatsächlich und schon im Juni 1945: Generalmajor William J. Donovan, Chef des o.s.s.

General Donovan, der wegen seiner angeblichen amourösen Abenteuer den Spitznamen der ‚wilde Bill‘ trug, war selbst Nachrichtenoffizier. Er befragte Gehlen, und nachdem er einige Stunden lang dessen Theorien über die russischen Nachkriegsabsichten gehört hatte, war er überzeugt, einen Fachmann ersten Ranges vor sich zu haben, der besser als alle anderen über die Sowjetunion Bescheid wusste. Gleichzeitig fühlte Gehlen, dass die Stunde gekommen war, um über die verborgenen Dokumente und Archive zu sprechen und auch über die Organisation, die innerhalb der Sowjetunion bereitstand. Donovan schickte unverzüglich einen Bericht an das Pentagon, und es dauerte nur kurze Zeit, bis man Gehlen und seine engsten Mitarbeiter in die Vereinigten Staaten flog.

Im Pentagon fand eine Reihe von Konferenzen statt, bei denen die deutsche Gruppe die einflussreichsten Nachrichtenchefs der Vereinigten Staaten kennenlernte, darunter Allen Dulles, Leiter des o.s.s. in Europa, Professor Sherman Kent, der für die Analysen der Geheimberichte



des oss verantwortlich war, General George V. Strong, einer der Spitzenoffiziere des Gz, des Nachrichtendienstes der us Army, und John Edgar Hoover, Chef des FBI (Federal Bureau of Investigation). Bei diesen Besprechungen führte Gehlen aus, dass nach seiner Meinung, die sich auf aktuelles Beweismaterial stützte, eine gewaltige Sowjetexpansion in Europa zu erwarten wäre. Er schlug auch Methoden vor, mit denen eine solche aufgehalten werden könnte. Alles, was er sagte, belegte er an Hand seiner gesamten Kriegstagebücher, in denen die Tätigkeit der verschiedenen Abteilungen vermerkt war, sowie Auslandsoperationen, ausländische Kontakte, ihre Auswertungen und die sich daraus ergebenden Schlüsse, und eine grosse Anzahl von Mikrofilmen, auf denen sein gesamtes Geheimarchiv aufgezeichnet war.

Als Gehlen das Gefühl hatte, die Amerikaner vom grossen Wert seines Materials und von der unmittelbaren Gefahr, die aus Stalins Machtbestrebungen erwuchs, überzeugt zu haben, brachte er die Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit dem oss zur Sprache. Die Reaktion darauf war positiv, und in späteren Diskussionen setzte Gehlen vier Bedingungen fest, unter denen er bereit wäre, seine Organisation in Verbindung mit dem oss weiterzuführen. Sein Stab sollte unter seiner persönlichen Leitung eine rein deutsche Einheit mit einem zu fixierenden Jahresbudget bleiben. Kein Mitglied seines Stabes sollte zu einer den deutschen Interessen widersprechenden Arbeit gezwungen werden. Bis zur Bildung einer deutschen Regierung würde Gehlen als ihr Treuhänder in nachrichtendienstlichen Fragen fungieren, und nach Bildung einer deutschen Regierung sollte die gesamte Organisation Gehlen einer solchen unterstellt werden, falls sie Wert darauf lege.

Wenn man in Betracht zieht, dass hier ein deutscher Kriegsgefangener dem amerikanischen Oberkommando Bedingungen stellte, ist es nur verständlich, dass diese Bedingungen nicht sofort akzeptiert wurden. Dass sie überhaupt akzeptiert wurden, ist dem ausserordentlichen Wert zuzuschreiben, den das Angebot des Generals für die Amerikaner besass. Einqn Ost-Nachrichtendienst vom Ausmass des Gehlenschen aufzubauen, hätte das oss, das noch den Erfordernissen der Kriegführung angepasst war, jahrelange Arbeit und Millionen von Dollars gekostet.

Die Amerikaner wussten das sehr gut. Ihre Politiker und Generäle sahen zu dieser Zeit auch bereits den auf sie zukommenden Kampf mit der Sowjetunion voraus. Im Jahre 1945 war alles noch im Fluss und die europäischen Grenzen noch nicht festgelegt; es war von äusserster Wichtigkeit, herauszufinden, was die sowjetische Führung im Sinn hatte. Gehlens Organisation und seine Kontakte liessen sich schnell zu diesem Zweck einsetzen. Diese Tatsache – und Gehlens starke Persönlichkeit – bewog die Amerikaner, die Organisation ihre Arbeit aufnehmen zu lassen.

Gehlens Leute wurden im Sperrgelände des OSS in Frankfurt untergebracht, doch durften sie gehen und kommen, wie es ihnen beliebte. Sie befanden sich in einer sonderbaren Lage. Obwohl Deutschland als Staat nicht mehr existierte und sich die meisten ihrer Kameraden in Gefangenenlagern befanden, operierten sie als rein deutscher militärischer Verband, wenn auch von den Amerikanern bezahlt und eingekleidet. Besser behandelt und zweifellos mehr respektiert als unter dem Hitler-Regime, setzten sie ihre Arbeit gegen die Russen fort. Nur konnten sie diesmal beruhigt sein, dass ihre Bemühungen nicht durch einen Wahnsinnigen durchkreuzt werden würden.

Das erste, was die Organisation Gehlen unternahm, war die Kontaktaufnahme mit ihren Agenten in Osteuropa. Eine Anzahl von Kurieren, reichlich mit Geld versehen und mit den letzten technischen Errungenschaften des Spionagehandwerks ausgestattet, wurde ausgesandt, um die abgerissenen Verbindungen wiederherzustellen. In Osteuropa herrschten verworrene Zustände, die künftige politische Ordnung war noch nicht stabilisiert. Gehlen nützte diesen Umstand aus, um seine Agenten in die sich formenden politischen Institutionen einzuschleusen.

In diese Periode fällt das Überlaufen des russischen Chiffrier-Fachmanns Igor Guzenko, welcher der kanadischen Regierung das russische Spionagenetz in der westlichen Hemisphäre verriet. Guzenkos sensationelle Enthüllungen und Gehlens Informationen über die kommunistische Aktivität in Europa überzeugten die amerikanische Regierung von der Notwendigkeit, ihren Geheimdienst zu reorganisieren. Man schuf eine zentrale Behörde zur Bekämpfung der östlichen Spionagetätigkeit, die schliesslich den Namen CIA (Central Intelligence Agency) erhielt.

Als erster moderner und wissenschaftlich geleiteter Nachrichtendienst des Westens, der sich auf Ostfragen spezialisiert hatte, vermochte die Organisation Gehlen der CIA bei ihrem Aufbau von grossem Nutzen zu sein.

Die Russen waren entschlossen, ihren Sieg und die Anwesenheit ihrer Truppen in den befreiten oder besetzten Ländern hundertprozentig auszunützen. Um ihren Manövern den Anschein von demokratischer Selbstbestimmung zu geben, willigten sie in die Bildung von Koalitionsregierungen ein, doch die Kommunisten sicherten sich überall vorsichtshalber das Innenministerium, das die Polizei und die Sicherheitskräfte kontrollierte. Durch Intrigen und Erpressungen wurden die antikommunistischen Parteien bald zum Schweigen gebracht. 1947 war diese Entwicklung in vollem Gange, und die nichtkommunistischen Fraktionen der osteuropäischen Länder, die einen verzweifelten Kampf um ihre Existenz führten, sandten Hilferufe an die westlichen Alliierten, speziell an die Vereinigten Staaten. Aber jede Intervention durch offizielle Kanäle war nutzlos, da die Sowjets sich hauptsächlich auf die Manipulationen ihres Geheimdienstes stützten und jede Verantwortung für die politischen Geschehnisse einfach ablehnten. Während den Russen ausgebildete Spezialagenten des MGB (Ministerium für Staatssicherheit) zur Verfügung standen, die ausserdem noch von den kommunistischen Parteien gedeckt wurden, konnten die Amerikaner bloss eine Handvoll Leute einsetzen, die ihre Spionageerfahrungen beim Organisieren von Widerstandsgruppen während des Krieges erworben hatten.

Trotz aller Bemühungen waren die Alliierten nicht imstande, den Gang der Ereignisse aufzuhalten. Doch sie konnten zumindest ihre Vertrauensleute, die in den Ostblockländern nach der kommunistischen Machtergreifung zurückblieben, mit Geld und technischen Hilfsmitteln versorgen. Fluchtwege wurden organisiert und Widerstandskämpfern das Rückgrat gestärkt. Die Schlacht in Osteuropa wurde zwar verloren, aber das Schlagwort von der ‚Befreiung‘ dieser Länder geprägt, und diese Wunschvorstellung, die Russen aus Osteuropa zurückzudrängen, beeinflusste wesentlich die amerikanische Aussenpolitik der fünfziger Jahre.

Ostfachleute wurden derart dringend benötigt, dass die CIA keine Zeit verlor, sich ihrer neuen deutschen Hilfsorganisation zu bedienen. Die erzielten Ergebnisse zerstreuten schnell die Zweifel jener Amerikaner, denen es wenig ratsam erschien war, einen deutschen General seinen eigenen Nachrichtendienst leiten zu lassen. Beide Seiten unterzeichneten jetzt ein offizielles Abkommen, in dem Gehlens Bedingungen verankert wurden. Von diesem Zeitpunkt an operierte die Organisation Gehlen als anerkannter und unabhängiger deutscher Verband innerhalb der CIA und hatte als solcher das Recht auf einen eigenen Sitz. Gehlen machte Pullach bei München zu seinem künftigen Hauptquartier. Auf einem grossen Komplex, einer ehemaligen Nazi-Siedlung, standen noch einige Häuser, in denen man die Mitglieder des Stabes unterbrachte. Die Büroräume installierte man vorerst in Baracken, die während des Krieges aufgestellt worden waren. Das ganze Gelände wurde durch eine hohe Mauer und Stacheldrahtzäune hermetisch von der Aussenwelt abgeschlossen und von einer deutschen Spezialeinheit bewacht. Wer sich innerhalb der Mauer befand, war gezwungen, ein zurückgezogenes Leben zu führen. Nicht einmal die Kinder verliessen das Gelände; so wie die vier Kinder Gehlens besuchten sie anfangs eine Privatschule innerhalb des Komplexes.

Obwohl sich Direktion und Verwaltung in Pullach befanden, erstreckten sich die Fäden der Organisation über ganz Deutschland. Definitionsgemäss muss ein Geheimdienst im geheimen arbeiten, und seine Agenten sollen nicht nur nicht zu identifizieren sein, sondern sich auch gegenseitig nicht kennen. Um das zustande zu bringen, arbeiteten Gehlen und seine Mitarbeiter ein mustergültiges System aus, das ihnen ermöglichte, ganz Osteuropa mit einem Spionagenetz zu überziehen, in dem die meisten Mitglieder mit jeweils nur zwei Kontaktpersonen bekannt waren.

Die gesamte Organisation Gehlen wurde als ein Unternehmen getarnt, in dem Gehlen der Direktor war und Pullach die Generaldirektion. Die Zentrale kontrollierte die Generalvertretungen, diese die Bezirksvertretungen und diese wieder die Untervertretungen und Filialen. Die Filialen dirigierte dann direkt die Agenten, die hinter dem Eisernen

Vorhang operierten. Jede Zweigstelle war als kaufmännischer Betrieb aufgezogen und verfügte über einen Fachmann der betreffenden Branche, der – wenn nötig – mit wirklichen Kunden verhandeln konnte. Alle Firmen waren gewerblich eingetragen, sie machten Jahresbilanzen, zahlten Steuern, meldeten ihre Angestellten bei der Sozialversicherung an, und ihre Fahrzeuge waren ordnungsgemäss zugelassen.

Die Organisation war ausschliesslich vertikal aufgebaut. Jede Vertretung hatte nur Verbindung mit der über ihr und der unter ihr; mit allen anderen hatte sie nichts zu tun, und ihren Mitgliedern waren daher alle anderen Büros unbekannt. So konnte es geschehen, dass in derselben ostdeutschen Planungsstelle zwei oder drei westdeutsche Spione tätig waren, ohne voneinander zu wissen, da jeder von ihnen zu einer anderen Agentenkette gehörte. Wenn einer von ihnen gefasst wurde und auspackte, konnte er nur seine lokale Zweigstelle verraten, und die anderen Spione vermochten ungehindert weiterzuarbeiten. Wurde der Angestellte einer Untervertretung verschleppt oder er ging auf die andere Seite über, konnte er bloss seinen Kontakt mit der lokalen Filiale unter ihm und mit der Bezirksvertretung über ihm preisgeben.

Es wurde auch die Regelung getroffen, dass Kurier mit Mitteilungen an das Hauptquartier nie den Agenten oder die Zweigstelle kennen durften, die diese aussandten. Die gesamte Organisation sollte eine unzerreissbare Kette mit unsichtbaren Gliedern sein. Um Informationen diese Kette entlangzubefördern, benutzte man ‚tote‘ und ‚lebende Briefkästen‘. Ein ‚toter Briefkasten‘ ist ein Versteck, etwa in der Höhlung eines Baumes, unter dem losen Stein einer alten Mauer oder hinter dem Zentralheizungskörper eines Hausflurs, wo Botschaften – entweder mit unsichtbarer Tinte geschrieben oder als harmlose Briefe getarnt – von einem Agenten verborgen werden, damit sie ein Kurier zu gegebener Zeit abholen kann. Ein ‚lebender Briefkasten‘ ist eine Person, die für einen Dritten eine Nachricht aufnimmt oder einen Gegenstand aufbewahrt, ohne zu ahnen, dass es sich um Geheimmateriale eines Nachrichtendienstes handelt. Man benützte aber auch offizielle Briefpost, Postfächer und Schalter für postlagernde Briefe. Als direkten Verbindungsweg bediente man sich verschlüsselter Nachrichten über Telefon, Tele-

graph und Geheimsender. Alle diese Methoden der Nachrichtenübermittlung wurden in beliebiger Reihenfolge ausgewechselt, um die Gegner zu verwirren.

Ursprünglich bestand der Stab in Pullach hauptsächlich aus von ‚Fremde Heere Ost‘ übernommenen Leuten. Später rekrutierte man auch Exmitglieder des ehemaligen nationalsozialistischen Sicherheitsdienstes (SD). Von ihrem Standpunkt aus bot sich ihnen dabei eine einzigartige Gelegenheit, ihre alte Tätigkeit weiter auszuüben und sich gleichzeitig zu rehabilitieren, mit dem zusätzlichen Vorteil, dass sie ihre Identität verschweigen durften. Abgesehen vom Mangel an Fachleuten und der offensichtlichen Zweckmässigkeit, ausgezeichnet ausgebildete Männer einzustellen, sprach noch ein anderer Umstand dafür, Ex-Nazis in die Organisation aufzunehmen: man hielt sie für besser befähigt, den ostdeutschen Staatssicherheitsdienst (SSD) zu unterwandern, der seinerseits bereits viele ihrer Kollegen von Gestapo und Sicherheitsdienst beschäftigte. Die Ostdeutschen hatten natürlich dieselbe Idee. Sie hofften, mit Hilfe ihrer eigenen Ex-Nazis die Organisation Gehlen infiltrieren zu können – und im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass sie erfolgreicher waren.

Um neue Agenten im Osten anzuwerben, wurde ein eigenes Rekrutierungssystem erdacht. Sogenannte ‚Tipper‘ gaben Hinweise auf Personen, die wegen ihrer Ablehnung des Regimes in Frage kamen. Sowie er den Hinweis gegeben hatte, war die Aufgabe des ‚Tippers‘ erfüllt – er sollte nie erfahren, ob man seinem Tip nachgegangen war oder nicht. Einem ‚Forscher‘ oblag es nun herauszufinden, ob die betreffende Person tatsächlich wichtige Informationen liefern könnte und zur Mitarbeit bereit wäre. Wenn ja, wurde ein ‚Werber‘ eingeschaltet. Die Arbeit des «Forscher» war getan, er sollte nie wieder von der Sache hören. Es war jetzt Aufgabe des ‚Werbers‘, mit dem in Aussicht genommenen Agenten zusammenzutreffen, auf einem Flugplatz, bei einer Auslandskonferenz oder auf einer Messe.

Natürlich war die Festsetzung eines solchen Zusammentreffens von äusserster Wichtigkeit. Früher oder später musste der ‚Werber‘ sich zu erkennen geben und seine Karten auf den Tisch legen. Wenn der ‚Forscher‘ den Anzuwerbenden falsch eingeschätzt hatte, mochte dieser die Polizei rufen. Daher versuchte man, diese Art ‚Treffe‘ möglichst auf

bundesdeutschem oder neutralem Gebiet zu arrangieren. Wenn der neue Agent angeworben war, machte man ihm Mitteilung von einem ‚Briefkasten‘ – einem ‚lebenden‘ oder ‚toten‘ –, mittels dessen er sich mit seiner Zweigstelle in der Bundesrepublik in Verbindung setzen konnte. Als letztes gab der ‚Werber‘ ihm noch Anweisungen, was er im Fall einer drohenden Gefahr zu tun hätte. Dapn verschwand der ‚Werber‘ für immer – und sollte nie erfahren, ob der andere ein erfolgreicher Spion wurde, sich als Niete entpuppte – oder als Doppelagent für eine Gegengruppe tätig war.

Spione, die im Ausland aktiv waren, wurden in vier Kategorien eingeteilt: 1) Agenten, die in der Partei, im Staatsdienst, in der Armeeverwaltung oder in anderen offiziellen Organisationen arbeiteten; 2) Agenten, die in der Nähe wichtiger Objekte wohnen oder Zugang zu diesen haben; 3) Agenten, die auf beruflichen Reisen Gelegenheit haben, Informationen zu sammeln; 4) Agenten, die es zustande brachten, sich in ausländische Nachrichtendienste einzuschmuggeln. Diese letzteren berichteten nicht nur über die Spionagetätigkeit des anderen Nachrichtendienstes, sondern vermochten auch abzuschätzen, wieviel der Feind über Gehlens System wusste.

Die Stabsoffiziere von Gehlens ‚Fremde Heere Ost‘, so erfolgreich sie während des Krieges gewesen sein mochten, besaßen nicht die für die Nachkriegserfordernisse nötige Ausbildung. Gehlens System, wenn auch im Krieg erprobt, erwies sich in den Friedensjahren als unzulänglich. Die Agenten lieferten nicht die von ihnen erwarteten Informationen, speziell nicht über die Sowjetunion. Man musste Wirtschaftsfachleute, Wissenschaftler und politische Spezialisten heranziehen, um das eingehende Material auszuwerten, zu vergleichen, zu analysieren und Schlussfolgerungen aus ihm zu ziehen. Dieses neue Nachrichtenmaterial wurde nicht nur von Agenten im Einsatz geliefert, sondern basierte auch auf dem systematischen Studium von Veröffentlichungen, auf akademischen Untersuchungen und Berichten von Besuchern der Ostblockländer. Diese neue Konzeption der nachrichtendienstlichen Arbeit erforderte neue Fachleute, und diese waren in Pullach bald zahlreicher vertreten als die traditionellen Geheimdienstspezialisten.

Die unkonventionelle Entscheidung der Amerikaner, Gehlens Nachrichtendienst Weiterarbeiten zu lassen, hatte sich für beide Teile als zufriedenstellend erwiesen. Als die Bundesrepublik schliesslich ein souveräner Staat wurde und das Versprechen, die Organisation Gehlen seiner rechtmässigen Regierung zu unterstellen, erfüllt worden war, hatten beide Teile von ihrer Zusammenarbeit beträchtlich profitiert.

Während dieser ganzen Jahre blieb Gehlen in engem Kontakt mit den entstehenden politischen Institutionen der Bundesrepublik. Mehr als einmal machte er vor parlamentarischen Ausschüssen Aussagen über die Arbeit der Geheimdienste; er war in Verbindung mit den politischen Parteien, nicht nur mit Kanzler Adenauer, sondern auch mit Kurt Schumacher, dem ersten Führer der sozialdemokratischen Opposition. Jede für Deutschland wichtige Nachricht wurde an Gehlen weitergegeben, und das mit Kenntnis der Amerikaner. Als das Übereinkommen der CIA und Gehlen unterzeichnet wurde, hatte man nur wenige Einzelheiten festgelegt, und vor allem die Tatsache, dass der General und seine Organisation schliesslich in deutsche Hände übergehen sollten, blieb ungeschrieben. Es war daher nur natürlich, dass über die Zukunft der Organisation Gehlen viele Vermutungen angestellt wurden. Der Vorschlag, dass die NATO den gesamten Geheimdienst übernehmen sollte, fiel nicht auf fruchtbaren Boden. Nicht nur Gehlen und die Bundesregierung, sondern auch die Amerikaner und andere Nationen fürchteten, dass – wenn Gehlens Geheiminformationen allen NATO-Partnern zugänglich wären – sie nicht lange geheim bleiben würden.

Eine andere Gruppe von deutschen und ausländischen Politikern betrachtete die Organisation Gehlen zu jener Zeit als eine übertrieben ‚amerikanisierte‘ Institution; sie waren daher dagegen, sie in der alten Form weiterbestehen zu lassen, und schlugen stattdessen vor, die Bundesrepublik sollte mit Gehlen und einigen seiner besten Leute einen neuen Geheimdienst aufbauen. Doch Gehlen lehnte diesen Vorschlag ab; er befürchtete, diejenigen seiner Fachleute, die ihre Posten verlieren würden, könnten der Versuchung unterliegen, ihre Dienste anderen Ländern anzubieten. Ausserdem liess dieser Plan den unschätzbaren Wert



einer jahrelangen Zusammenarbeit und der dabei gesammelten Erfahrungen völlig ausser acht.

Die Russen erwogen zuerst, das politische Unbehagen gegen die Übernahme der Organisation Gehlen durch die Bundesrepublik auszunützen und massive Proteste zu erheben. Doch schliesslich hielten sie es für erfolgversprechender, lieber im Hintergrund zu bleiben und das ostdeutsche Kesseltreiben gegen Gehlen zu schüren. Zu jener Zeit war Ostdeutschlands Sicherheitsdienstchef Wollweber, der seine revolutionäre Karriere bei der Kieler Matrosenmeuterei am Ende des Ersten Weltkriegs begonnen hatte. Es war Wollweber klar, dass er den neuen westdeutschen Staat nicht hindern konnte, einen eigenen Nachrichtendienst zu haben; er konnte aber wenigstens zu hintertreiben versuchen, dass ihm die erfahrenste Geheimdienstorganisation des Westens in den Schoss fiel.

Die Sowjetunion hatte ebenfalls gute Gründe, Gehlens Übernahme durch Bonn zu hintertreiben, denn Seine Organisation war der einzige westliche Nachrichtendienst, dem es gelungen war, nicht nur während des Krieges, sondern auch nachher auf russischem Gebiet zu operieren.

Die Methoden, welche die Ostblockstaaten in ihrer Kampagne gegen Gehlen benützten, waren verschiedenartig, oft widersprechend, aber stets koordiniert. Sie versuchten die öffentliche Meinung in Deutschland und den alliierten Ländern zu beeinflussen, indem sie das Vorhandensein ehemaliger Nationalsozialisten in der Organisation blossstellten und ihr gefährliche reaktionäre Absichten unterschoben. Sie machten Gehlen und seinen Stab lächerlich, indem sie die ärgsten Schnitzer der Organisation an die grosse Glocke hängten. Und sie wiesen darauf hin, dass ein so machtvolles Instrument wie die Organisation Gehlen unter deutscher Führung eine europäische Gefahr bedeuten würde. Kurzum, die östliche Propaganda behauptete gleichzeitig, dass die Organisation Gehlen einerseits lächerlich unfähig und andererseits gefährlich tüchtig sei.

Nach langwierigen Verhandlungen zwischen der Bundesregierung und den Alliierten entschieden sich schliesslich alle Führer der grossen deutschen Parteien, die Organisation Gehlen zu übernehmen, ohne die Frage überhaupt im Bundestag zu debattieren. Sie fanden am alten Ge-

heimdienst nichts auszusetzen, fürchteten hingegen den zeitraubenden Streit und Hader, den die Schaffung eines neuen hervorrufen würde. Ausserdem wäre bei einer Reorganisation das Entstehen einer gewissen Zeitlücke nicht zu vermeiden gewesen, und darüber hinaus konnte niemand garantieren, ob ein neuer Geheimdienst jemals die Leistungsfähigkeit des alten erreichen würde.

Im April 1956, ein Jahr nachdem die Bundesrepublik ein souveräner Staat geworden war, wurde die Organisation Gehlen in den offiziellen BND (Bundesnachrichtendienst) umgeformt. Der BND behielt im wesentlichen den gleichen Mitarbeiterstab und die gleichen Dienststellen bei, aber nun, da ihm der gesamte Auslandsnachrichtendienst der Bundesrepublik unterstand, vergrösserte er sich rapid.

Dem BND obliegt es, in und aus der ganzen Welt wirtschaftliches, politisches und militärisches Informationsmaterial zu sammeln. Eine genauso wichtige Aufgabe von ihm besteht darin, die Aktivität und Organisation ausländischer Geheimdienste auszuspionieren.

Innerhalb Deutschlands muss er seine Agenten und seine Organisation gegen ausländische Spione abschirmen. Er ist nur dem Bundeskanzler selbst verantwortlich, arbeitet aber mit dem Bundesamt für Verfassungsschutz und dem Militärischen Abschirmdienst zusammen. Im Ausland hat er – wie es einem richtigen Geheimdienst zukommt – freie Hand; seine Tätigkeit ist ohnehin weitgehend illegal.

Der BND hat ein Jahresbudget von über 100 Millionen Mark und beschäftigt etwa 5'000 Personen, darunter zahlreiche Experten auf fast allen Wissensgebieten. Prinzipiell hat er Gehlens ursprüngliches System des streng vertikalen Aufbaus und der unabhängig voneinander operierenden Agenten beibehalten.

Die Zentrale in Pullach besitzt drei Hauptabteilungen, die für geheime Nachrichtenbeschaffung, Diversion und Sabotage, Abwehr und Gegenspionage verantwortlich sind; diese sind wieder in verschiedene geographische Bereiche unterteilt.

Die Zentrale verfügt über Kontakte zu nationalen und internationalen Organisationen, den deutschen Auslandsmissionen, den deutschen Delegierten bei internationalen Konferenzen oder den deutschen Mitglie-

dem internationaler kultureller und wissenschaftlicher Gesellschaften, zu Instituten, die sich mit dem Studium der osteuropäischen Länder beschäftigen, zu Banken und Industrieunternehmen und zu den grossen Reiseagenturen. Kontakte bestehen auch zum Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen, zum Vertriebenenministerium und zum Bundespresseamt.

Derart weitreichende Beziehungen sind unerlässlich für die Beschaffung des sogenannten ‚offenen Materials‘, das aus Publikationen, Funksendungen und anderen frei zugänglichen Quellen zusammengetragen wird und mit der Zeit enorm angewachsen ist. Zusätzlich beschäftigt die Organisation speziell ausgebildete Wissenschaftler für die Auswertung des Informationsstroms, den die amerikanischen Nachrichtensatelliten liefern. Dieser Typ von Informationen erreicht den BND nicht nur in Form von Telefotografien, sondern auch als Bandaufnahmen von abgefangenen Militärfunksprüchen zwischen den osteuropäischen Streitkräften. Dieser Vorgang ermöglicht es dem BND, die Position der kleinsten Heeres-, Luftwaffen- oder Flotteneinheit der Länder des Warschauer Paktes zu präzisieren. Der BND unterhält einen Funk-Abhördienst. Seine Experten benutzen die modernsten Computermodelle, um Codes zu brechen und zu verfassen. Das Hauptquartier in Pullach steht auch in Kontakt mit us-Satelliten, deren Spezialgeräte die infraroten Strahlen registrieren, die beim Abschuss von Raketen auftreten.

Das Funktionieren eines derart gewichtigen Apparates hängt zum grossen Teil von der Persönlichkeit seines Leiters ab. Als Chef des BND wurde Gehlen im Staatsdienst mit dem Rang eines Ministerialdirektors eingestuft. Nichts in seinem Aussehen oder in seiner Kleidung gibt einem flüchtigen Beobachter einen Hinweis darauf, dass dieser Mann der führende Kopf einer der ausserordentlichsten Geheimdienstorganisationen war, die je geschaffen wurden. Er ist blass, hat tiefliegende blaue Augen, einen schmalen Mund und eine grosse fliehende Stirne. Er ist mittelgross; ursprünglich war er schlank, doch das Alter hat ihn etwas rundlich werden lassen. Seine Bewegungen sind zwar ruhig und kontrolliert, doch darf man vermuten, dass sie in seiner Jugend lebhaft waren. Er spricht, ohne zu stocken, und sein diplomatisches Geschick be-

fähigt ihn, mit Leuten aller Art zwanglos umzugehen. Vielleicht das hervorstechendste Merkmal an Gehlen ist, dass er kein solches besitzt. Im normalen Umgang zeigt er keine hervorragenden körperlichen oder geistigen Qualitäten. Seine legere Selbstsicherheit lässt auf eine erfolgreiche Karriere schliessen, seine ausgeglichene Höflichkeit auf ein harmonisches Privatleben. Trotzdem fragt man sich, ob diese Unauffälligkeit nicht einstudiert ist, denn die absolute Undurchsichtigkeit ist für einen Geheimdienstoffizier essentiell. Der ostdeutsche Staatssicherheitsdienst hatte auf Gehlens Kopf einen Preis von einer Million Mark ausgesetzt. Wenn Gehlen sein Haus oder sein Büro verliess, war er stets bewaffnet und meist von zwei Leibwächtern begleitet. Er wechselte häufig seine Wagen und vermied es, bei seinen Ausfahrten regelmässige Zeiten einzuhalten. Seit dem Krieg waren nur zwei Fotografien von ihm veröffentlicht worden: Gehlen friedlich schwimmend im Starnberger See und Gehlen in Uniform.

Der General zeigte sich höchst selten in der Öffentlichkeit, und wenn, trug er Sorge dafür, dass niemand ihn erkennen konnte. Man sagte von ihm, er sei publikumsscheu wie Greta Garbo. Doch manches weist darauf hin, dass seine Menschenscheu ein Mythos ist, den er selbst vorsätzlich geschaffen hat. Ein solcher Ruf gehört eben zum mysteriösen Etwas, das man bei einem Geheimdienstchef voraussetzt, und gleichzeitig schützt er ihn vor zudringlichen Journalisten. Doch die Beziehungen zwischen BND und Presse waren meist ausgezeichnet, und daraus kann man schliessen, dass Gehlen es verstanden hat, sich und seine Organisation bei allen Interessierten und vor allem bei den politischen Parteien in ein vorteilhaftes Licht zu setzen.

Zuerst war Gehlens unmittelbarer Vorgesetzter Hans Globke, der Chef des Bundeskanzleramts und der Vertraute und Freund von Adenauer. Als ehemaliger Referent im Reichsministerium des Inneren, der die ‚Nürnberger Gesetze‘ kommentiert hatte, war Globke eine der widerspruchsvollsten Persönlichkeiten in der bundesdeutschen Regierung. Globke unterstützte Gehlen von Anfang an.

Adenauer war sich natürlich als erfahrener Politiker über die Bedeutung eines gut funktionierenden Nachrichtendienstes im Klaren und

stellte den BND direkt unter seine Kontrolle. Abgesehen von der direkten Einflussnahme des Kanzlers gibt es aber auch eine parlamentarische Kontrolle. Diese wird durch den Haushaltsausschuss und das sog. Vertrauensmännergremium ausgeübt, doch da die Informationen über den BND vom Dienst selbst geliefert werden, ist die Kontrollfunktion der Gremien etwas fraglich.

Die Kontrollgremien haben nicht nur das Budget zu billigen, sondern auch die Einstellung höherer Funktionäre. Sie genehmigten zum Beispiel die Übernahme in den Bundesdienst des SD-Mannes Felfe, der die Geheimnisse des BDN zehn Jahre an die Russen verriet. Als Gehlen später darüber befragt wurde, hielt er es kaum für nötig, sich zu verteidigen. Diese Haltung ist typisch für Gehlens Uninteressiertheit an parteipolitischen Fragen. Seine Bereitwilligkeit, sich ehemaliger Nationalsozialisten zu bedienen, hatte gewiss nichts mit politischen Sympathien zu tun, sie entsprang dem Wunsch nach tüchtigen Mitarbeitern.

Wenn er einen Ex-Nazi beschäftigte, so nur deshalb, weil er glaubte, mit ihm einen bestimmten Posten am besten ausfüllen zu können.

Als Journalisten wissen wollten, welche Massnahmen ergriffen worden waren, um die innere Sicherheit des BND zu gewährleisten, erklärte der General, sobald eine bestimmte Person in den geringsten Verdacht gerate, werde sie unter Beobachtung gestellt. Man müsse aber vermeiden, dass die Organisation das Opfer von Schnüffelei und Denunziationen wird. Nur er entscheide, ob jemand beobachtet werden solle. Jedermann habe das Recht, sich im Fall von Schwierigkeiten an ihn zu wenden. Man müsse bloss an ihn schreiben. Er habe einen speziellen Briefkasten zu diesem Zweck – und nur er öffne und lese die dort eingeworfenen Briefe.

In politischer Beziehung änderte sich Gehlens nie. Er blieb stets der kühle Techniker, der seiner Tätigkeit wenig politische Bedeutung beimass. So wie er früher mit den Nationalsozialisten zusammengearbeitet hatte, als sie die Herren von Deutschland waren, stellte er später seine ausserordentliche Geschicklichkeit in den Dienst der neuen demokratischen Ordnung. Diese unpolitische Haltung könnte in Zeiten der Stabi-

lität ihre Vorzüge haben, aber unter extremen Bedingungen – wie unter denen der Hitlerjahre – birgt sie Gefahren. Sie machte aus ihm das willenlose Werkzeug eines diabolischen Systems.

Gehlens politische Indifferenz mag als Zeichen moralischer Schwäche gedeutet werden. Er erreichte zwar auf einem Spezialgebiet eine gewisse Vollkommenheit, aber unter Nichtbeachtung der damit verbundenen Konsequenzen. Er tat seine Arbeit stets mit äusserster Konzentration und Hingabe, ohne jedoch ihre Auswirkungen in Erwägung zu ziehen. Möglicherweise haben Rücksichtslosigkeit und Gesetzlosigkeit der Geheimdienstarbeit sein moralisches Empfinden abgestumpft. Er hatte sich den Verschwörern gegen Hitler nicht angeschlossen, weil er sie als Dilettanten einschätzte. Dennoch bewies er in jener kritischen Zeit, dass er nicht fähig war, über das Niveau eines Nachrichtenspezialisten hinauszuwachsen. Doch er passte glänzend in die Nachkriegswelt der Technokraten, die in immer grösserem Mass den Lauf der Ereignisse in Ost und West entscheiden. Der Mangel an politischem und moralischem Engagement kann also auch durchaus positiv bewertet werden, denn er gewährleistete die unparteiliche Ausübung seiner enormen Macht. Trotz aller Beschuldigungen gab es keinen Beweis dafür, dass er jemals den Versuch unternahm, seinen Machtbereich über die Belange des **BND** auszudehnen. Die Behauptungen der Kommunisten, er hätte auch die anderen deutschen Nachrichtendienste kontrolliert und überdies seinen Einfluss auf Bundeswehr und Regierung ausgeübt, haben sich als unbegründet erwiesen. Wenn er auch vielleicht über die entsprechenden Machtmittel verfügt hätte, scheint es ihm doch am dazu nötigen Ehrgeiz gefehlt zu haben.

Als der Zeitpunkt von Gehlens Versetzung in den Ruhestand nahte, stellte sich naturgemäss die Frage, ob man einen ebenso verlässlichen und gewissenhaften Nachfolger finden könnte. Zu diesem Thema äusserte sich Gehlen unverblümt: «Mein Nachfolger muss unbedingt ein Fachmann sein und ernannt werden, solange ich noch im Amt bin. Die Auswahl seiner Person darf keinesfalls aus parteipolitischen Gründen erfolgen. Wenn morgen die Opposition an die Macht käme, muss der Nachrichtendienst seine Funktion unverändert weiter erfüllen, als ob nichts geschehen wäre.»

Der Mann, der Gehlens Nachfolge im BNP antrat, ist Generalleutnant Gerhard Wessel, der schon in den kriegesischen Tagen von ‚Fremde Heere Ost‘ zu seinen engsten Mitarbeitern gehört hatte. Wessels Erfahrungen in militärischen und nachrichtendienstlichen Fragen sind äusserst reichhaltig. Er war nicht nur im BND selbst tätig, sondern auch im Amt Blank, als dieses die bundesdeutsche Wiederaufrüstung vorbereitete, in der Bundeswehr und ihrem Abschirmdienst, im NATO-Militärkomitee in Washington, und schliesslich vertrat er die deutschen Interessen bei der NATO in Brüssel. Die Rote Armee und der russische Geheimdienst sind sein Spezialgebiet; es herrschte daher kein grosser Jubel in Osteuropa, als Gehlen in den ersten Maitagen des Jahres 1968 die Leitung des BND seinem alten Freund und Schüler Gerhard Wessel übergab.

## 2 Der Fall Felfe

Im Juni 1961 lief der 150. Agent des ostdeutschen Staatssicherheitsdienstes in den Westen über. Sein Name war Günther Männel; er führte Hunderte von Geheimdokumenten und Tonbandaufnahmen mit sich. Sein Seitenwechsel hatte die sofortige Verhaftung von fünfzehn Ostspionen zur Folge, die bis dahin unbehindert im Westen tätig gewesen waren.

Unter den Verhafteten befanden sich zwei Männer des BND (Bundesnachrichtendienst). Einer von ihnen war Heinz Felfe, seine Dienststellung: «Referent Gegenspionage Sowjetunion».

Jetzt stellte sich heraus, dass ein führendes Mitglied des russischen Geheimdienstes zehn Jahre lang in leitender Funktion in der Abteilung Gegenspionage gearbeitet hatte. (Später behauptete der BND, der Verrat sei ihm nicht unbekannt gewesen, doch hätte er noch genügend Beweismaterial sammeln wollen, um weiteren ‚Schritten‘ eine legale Basis zu geben. Allerdings gab etwa gleichzeitig ein Sowjetagent namens Klimow, der in Finnland zu den Amerikanern übergegangen war, ebenfalls Felfes Rolle im sowjetischen Spionagedienst preis. Der BND dementierte beide Versionen, ohne weitere Auskunft zu geben.)

Felfe hatte selbstverständlich die Operationen der Abt. III F (Gegenspionage) neutralisieren können. Aber als Referats-Chef war er nicht nur laufend über viele Vorgänge in seiner eigenen Organisation informiert, sondern auch über wichtige Vorgänge in den beiden anderen deutschen Nachrichtendiensten. Das bedeutete, dass er einen Grossteil der vom BND geplanten Operationen und auch viele Aktionen der beiden anderen Nachrichtendienste beeinträchtigen konnte. Der zehn Jahre anhaltende Verrat von Felfe und seiner beiden Komplizen zerstörte den Mythos von General Gehlens Unfehlbarkeit. Es hätte nicht viel gefehlt, und Gehlen wäre zur Demission gezwungen worden.



So unglaublich dieser Beweis von der Leistungsfähigkeit des russischen Spionagenetzes erscheinen mag, die folgende Entwicklung war – wenn möglich – noch erstaunlicher. Denn Felfe fuhr noch nach seiner Verhaftung ein ganzes Jahr fort, den Russen aus dem Gefängnis von Karlsruhe regelmässig Berichte zu senden.

Felfe wurde am 6. n. 1961 zusammen mit seinen beiden Kollegen Hans Clemens und Erwin Tiebel verhaftet. Die Untersuchung ihrer verräterischen Umtriebe dauerte achtzehn Monate. Aus einem bisher noch ungeklärten Grund wurde Felfe nicht in strenger Verwahrung gehalten, sondern man brachte ihn in das Gefängnis in Karlsruhe, in welchem – meist unpolitische – Gefangene sich einer gewissen Freizügigkeit erfreuen. Ausserdem erhielt er vom Untersuchungsrichter von Engelbrechten Erlaubnis, seine Zelle jeden Samstag und Sonntag zu verlassen, um in der Bibliothek Schach zu spielen. Die Gefängnisbeamten fühlten sich nicht wohl bei dem Gedanken, dass sich ein so wichtiger Gefangener verhältnismässig frei bewegen durfte. Doch es waren Anordnungen einer höheren Instanz, und sie konnten nichts dagegen tun.

Felfes Schachpartner war ein gewisser Jürgen Ziebell, ehemaliger Aufsichtsratsvorsitzender der Langner Feinkost AG., ein Mayonnaise-fabrikant und früherer hoher Verwaltungsbeamter, der einer Anklage wegen Konkursvergehens entgegensah. Dieses Paar gesellschaftlich hochstehender Gauner passte gut zusammen. Sie waren es gewohnt, Autorität auszuüben, und diese Eigenschaft zusammen mit ihrer Vorzugstellung beeindruckte nicht nur ihre Mitgefangenen, sondern auch die Gefängniswärter. Obwohl sie für den Moment nur über geringe Geldmittel verfügten, versprachen sie allen, die ihnen irgendwie von Nutzen sein konnten, reichliche Belohnungen.

Die Posten der Gefängnisbibliothekare wurden meist von vertrauenswürdigen Gefangenen während ihrer letzten Zeit ihrer Haft ausgefüllt. Als aber einer der Bibliothekare entlassen wurde, übertrug man seine Stellung Felfe, obwohl dieser noch gar nicht verurteilt war und sein Vorleben kaum Vertrauen einflössen konnte. Wieder gab es Proteste seitens der Gefängnisdirektion; wieder setzte sich von Engelbrechten über sie hinweg.

Infolge seiner neuen Stellung durfte Felfe seine Zelle alle Tage verlassen, und da dem Bibliothekar auch die Kleiderausgabe unterstand, konnte sich Felfe im Gefängnis so gut wie unbeaufsichtigt bewegen. Nochmals erhob die Gefängnisdirektion Einwand, man solle einem derartigen Gefangenen nicht so viel Freiheit zubilligen, und nochmals wurde dieser Einwand von höherer Instanz verworfen. Felfe fuhr mit seinem Schachspiel fort, aber seine Züge bewegten sich jetzt bereits wieder auf dem Feld der Ostspionage. Sein erstes Ziel war das Herstellen von Kontakten mit der Aussenwelt. Gelegenheit dazu bot sich bereits innerhalb des Gefängnisses, da ein Teil der Gefangenen Erlaubnis hatte, für aussenstehende Firmen zu arbeiten. Die Zeitschriften ‚Freundin‘, ‚Film-Revue‘, ‚Sport-Illustrierte‘ und verschiedene andere wurden im Gefängnis verpackt und versandfertig gemacht, unter der Aufsicht eines Gefangenen namens Kurrle.

Felfe und Ziebell versprachen Kurrle für seine Mitarbeit reichliche Belohnung. Kurrle war einverstanden, in bestimmte Exemplare der Zeitschriften Briefe einzulegen und sie an Adressen zu senden, die Felfe ihm gab. Diese Briefe waren von Felfe mit unsichtbarer Tinte geschrieben, die er aus Alaun und Wasser herstellte. Ausserdem waren sie in einem Code verfasst; als Basis für die Buchstabenkombination hatte man sich auf Werner Kellers Bestseller ‚Und die Bibel hat doch recht‘ geeinigt.

Die zweite Kontaktmöglichkeit nach aussen war überraschend einfach und durchsichtig. Felfe hatte Erlaubnis, regelmässig seiner Mutter nach Ostdeutschland zu schreiben. Die Briefe wurden zwar vom Untersuchungsrichter Zeile für Zeile zensuriert, aber der gute Mann versäumte es, zwischen den Zeilen zu lesen. Was dort stand, war allerdings weit interessanter als die tröstlichen Worte des braven Sohnes an seine liebende Mutter. Tatsächlich hätte er zwischen den Zeilen geheime Nachrichten an den sowjetischen Geheimdienst finden können, die mit unsichtbarer Tinte geschrieben waren. Die alte Dame musste die Briefe nur über einem Feuer erwärmen, damit die Schrift zum Vorschein kam. Sie händigte diese Botschaften getreulich Moskauer Kurieren aus. Ihre Antworten an den Sohn wiederum enthielten die Bestätigungen vom Eintreffen seiner Berichte. Felfe war also in den Monaten seiner Untersu-

chungshaft vollauf beschäftigt: mit seinen Pflichten als Bibliothekar, seiner Sorge um die Kleiderkammer, seinen Schachpartien und seiner Spionagetätigkeit.

Im ersten Moment ist es schwer vorstellbar, dass ein im Gefängnis sitzender Spion Informationen erhalten könnte, die den Russen wichtig waren. Aber das KGB (Komitee für Staatssicherheit) in Moskau wollte unbedingt erfahren, welche seiner Organisationen und Operationen im Westen aufgefliegen waren. Durch Analyse der Fragen, die der Untersuchungsrichter Felfe stellte, konnte es schliessen, wieviel man in der Bundesrepublik wusste. Von gleichem Interesse waren die Antworten, die Felfe gab. Wenn er sich geschickt verhielt, vermochte er nicht nur wichtige Informationen zurückzuhalten, sondern die Deutschen sogar irrezuführen. Als alter Berufsspion verstand er alle diese Möglichkeiten auszuschöpfen und darüber hinaus die immensen Vorteile des Umstands auszunützen, dass er während der deutschen Verhöre seine russischen Vorgesetzten konsultieren konnte. Es ist daher nicht überraschend, dass er in fast jeder der zwölf aus dem Gefängnis geschmuggelten Botschaften um Anleitungen für seine Verteidigung bat. Als Gegenleistung gab er dem KGB ausführliche Instruktionen, wie es die beachtlichen Geldmittel, die ihm für seine Spionagetätigkeit zur Verfügung gestellt worden waren, wieder in seinen Besitz bringen könne.

Anfangs dachte Felfe vor allem an Flucht. In einem seiner Briefe, die später vor Gericht verlesen wurden, schrieb er, dass ihm nur zwei Möglichkeiten blieben: entweder es würde den Russen gelingen, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, oder er würde Selbstmord begehen. Auf Grund von Clemens' belastenden Aussagen rechnete er mit einer 15jährigen Zuchthausstrafe. Wenn sein sowjetischer Führungsoffizier ‚Alfred‘ ihm nicht zur Flucht verhelfen könnte, sollte er ihm wenigstens zwei Zyankali-Kapseln verschaffen.

Die russischen Stellen taten alles, was in ihrer Macht stand, um ihn während dieser schwierigen Zeit bei guter Stimmung zu halten. Sie bestätigten gewissenhaft seine Berichte und deren ausserordentliche Nützlichkeit. Sie liessen ihn auch wissen, dass sie bereit wären, seinen Fluchtplan zu unterstützen.

Der Gefängnisdirektion und auch der Staatsanwaltschaft erschien Felfe als ein Mustergefangener, reuig, kooperativ, zuvorkommend, ein Mann, der sich mit einer langjährigen Strafe abgefunden hat und dennoch imstande ist, Haltung zu bewahren. Doch Felfes Selbstbeherrschung hatte sehr reale Ursachen: Pläne für seine und Ziebells Flucht waren bereits im Stadium der Vorbereitung.

Der erste Plan schlug fehl. Ein Mitgefangener liess sich überreden, aus einem Stück Eisen einen Nachschlüssel für Felfes Zelle zu machen. Aber bevor er sein Werk vollenden konnte, wurde er dabei ertappt. Doch der Mann verschwieg, zu wessen Zelle der Schlüssel hätte passen sollen, und so vermochten die beiden Bibliophilen ihre Tätigkeit fortzusetzen.

Daraufhin zeichnete Felfe eine Skizze des Schlüssels und sandte sie seiner Mutter. Sie sollte diese über die russische Handelsmission in Berlin in das Sowjet-Hauptquartier in Karlshorst schicken. Dort sollte der Schlüssel angefertigt und später ins Gefängnis geschmuggelt werden. Gleichzeitig wurde ein Alternativplan entwickelt: Ein Gefangener, der kurz vor der Entlassung stand, wurde beauftragt, Felfes Führungsoffizier ‚Alfred‘ in Ostberlin aufzusuchen. Dieser ‚Alfred‘ sollte ‚Engelshaar‘ besorgen, nicht etwa Christbaumschmuck, sondern ein in der Unterwelt gebräuchliches Hilfsmittel gleichen Namens, das aus Diamantsplittern besteht und in Nylonfäden eingenäht wird. Jemand, der damit umzugehen versteht, kann mit diesem ‚Engelshaar‘ Eisengitter durchsägen. Doch beide Pläne wurden durchkreuzt, als Felfe vorübergehend in ein anderes Gefängnis überführt wurde. Immerhin versprach man ihm, für den Fall seiner Rückkehr nach Karlsruhe den Posten als Bibliothekar offenzuhalten.

Doch die Gefängnisbibliothek von Karlsruhe sollte sich nie wieder der Verdienste des tüchtigen Felfe erfreuen. An einem Sonntag des Februar 1963 erfuhr die Stuttgarter Polizei zu ihrem masslosen Erstaunen, dass der russische Meisterspion seine Arbeit im Karlsruher Gefängnis munter fortgesetzt hatte. Der Mann, der Felfe verriet, war ein kürzlich entlassener Mitgefangener, der von ihm gebeten worden war, einige Briefe bei der russischen Handelsmission in Berlin abzugeben. Doch

dieser, trotz seiner kriminellen Vergangenheit, zog es vor, die Briefe nicht bei den Russen in Berlin, sondern bei der Polizei in Stuttgart abzuliefern.

So endete das Schlusskapitel dieser verwickelten Geschichte der ‚Drei Untergrund-Musketiere‘ die alle aus Dresden stammten: Heinz Felfe, ‚Referent Gegenspionage Sowjetunion im BND‘, Hans Clemens, westdeutscher Nachrichtendienstler, und Erwin Tiebel, Geschäftsmann und Sowjetkurier.

Clemens, der älteste des Trios, war auch der Ranghöchste gewesen, Hauptsturmführer der ss, in der er seit 1931 gedient hatte. Der kräftige, vierschrötige Mann hatte seine Karriere als Chef einer Bande in ss-Uniform begonnen, die politische Versammlungen anderer Parteien zu zerschlagen und die Versammlungen der eigenen Partei zu schützen hatte. Seine Gruppe operierte derart erfolgreich, dass Clemens sich den Beinamen ‚Der Schrecken von Pieschen‘ erwarb – so hiess die Vorstadt von Dresden, in der er lebte.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten erntete er die Früchte seiner Bemühungen. 1936 wurde er Chef der SD-Leitstelle Dresden. 1938 schickte man ihn in das Sudetenland als Rädelführer eines Trupps von Provokateuren, welche die bevorstehende deutsche Invasion vorbereiteten. Nachdem die Hakenkreuze triumphierend über der Tschechoslowakei flatterten, wurde Clemens in das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin berufen, wo er Heydrich und Himmler unterstand.

Dort fand er einen sicheren Unterschlupf während der folgenden Kriegsjahre. Clemens war nie an der Front und verbrachte fast die ganze Kriegszeit in Berlin. gegen Ende sandte man ihn nach Italien, wo er an einer Aktion beteiligt war, bei der 330 italienische Geiseln erschossen wurden. Als die alliierten Armeen vordrangen, versuchte er in die Schweiz zu entkommen, doch er wurde in der Nähe von Como verhaftet. Als Kriegsverbrecher stand er in Rom vor Gericht. Clemens verteidigte sich damit, dass er nur Befehle befolgt hätte. Er wurde erstaunlicherweise freigesprochen.

Während seiner monatelangen Gefangenschaft in Rom empfing Clemens regelmässig Post von seinen beiden ss-Kumpeln Tiebel und Felfe.

Tiebel, der bereit? ins zivile Leben zurückgefunden hatte, lud ihn herzlich ein, nach seiner Freilassung bei ihm zu wohnen.

Am 25.9.1949 öffneten sich für Clemens die Gefängnistore, und er machte sich sofort auf den Weg zu Tiebel. Damals lebte Felfe in Rhöndorf, dem Wohnort Adenauers, der gerade zum Bundeskanzler gewählt worden war. Clemens machte in Rhöndorf halt, engagierte eine Gruppe von Volkssängern und zog mit ihnen zum Haus seines Freundes, um diesem ein Ständchen zu bringen. Erst nachdem die beiden ihr glückliches Wiedersehen gebührend gefeiert hatten, fuhr er weiter nach Lendringens zu Tiebel.

Tiebel war unterdes ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden und bewohnte ein grosses Haus; er hiess Clemens willkommen und tat alles, um ihn die Entbehrungen der letzten Jahre vergessen zu helfen. Hier in Lendringens erhielt Clemens einen Brief seiner Frau, die immer noch in Dresden lebte. Obwohl seit langer Zeit kaum noch Zuneigung zwischen den Eheleuten bestanden hatte, waren sie immer in Verbindung geblieben. Sie legte ihm nahe, nach Dresden zu kommen und einige ihrer russischen Freunde zu treffen, die an ihm interessiert wären. Da ihr Brief auch die Andeutung enthielt, er könne gutbezahlte Arbeit erhalten, sah er keinen Grund, ihre Einladung auszuschlagen.

Auch dieses Zusammentreffen verlief überaus erfreulich. Clemens verstand sich ausgezeichnet mit den russischen Freunden seiner Frau, und zwei Wochen lang reisten sie gemeinsam durch die sowjetische Besatzungszone. Dann führten ihn seine neuen ‚Freunde‘ im Hauptquartier des russischen Nachrichtendienstes in Karlshorst ein, wo sie ihm Oberst ‚Max‘ vorstellten. Dieser Genosse Oberst hatte offensichtlich eine leitende Stellung inne, und er warb Clemens für den sowjetischen Spionagedienst an. Clemens konnte aufatmen, seine Zukunft schien gesichert; man drückte ihm ein Banknotenbündel in die Hand und erteilte ihm seine ersten Aufträge. Aufgabe Nummer 1 bestand darin, nach Möglichkeit in einem der westlichen Nachrichtendienste Fuss zu fassen. Aufgabe Nummer 2: er sollte seinen Freund Felfe, mit dem er während des Krieges im RSHA zusammengearbeitet hatte, überreden, sich ebenfalls für den sowjetischen Geheimdienst zu verpflichten.

Heinz Paul Johann Felfe, 1918 geboren, war der Sohn eines Polizei-offiziers. Er wurde Obersturmführer der ss und arbeitete wie Clemens den Krieg hindurch im RSHA. Öftermal meldete er sich freiwillig zum Frontdienst, wurde aber immer wieder aus gesundheitlichen Gründen zurückgewiesen. Bei Kriegsende leitete er in der Abt. VI (Auslandsnachrichtendienst) das Referat Schweiz.

Als ss-Offizier und Mitglied des berüchtigten SD wurde er von den Alliierten verhaftet. Doch schon 1946 liess man ihn frei – wahrscheinlich, weil er seine Dienste dem britischen Geheimdienst verkauft hatte. Wieder in Deutschland, arbeitete er zuerst als Verkäufer für Jalousien, bis er eine ihm gemässe und besser bezahlte Tätigkeit für das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen fand. Er wurde «Befrager» in Flüchtlingslagern und spezialisierte sich auf Überläufer der Volkspolizei. Schliesslich verschaffte er sich noch ein zusätzliches Einkommen, indem er sich an der Universität Bonn als Student der Rechte immatrikulierte: Er trat in marxistische Studentengruppen ein, nahm teil an ihren Versammlungen und Diskussionen und berichtete darüber dem britischen Geheimdienst.

Wir wissen nicht, ob er das deutsche Ministerium oder die britische Dienststelle darüber informierte, dass er für beide tätig war. Man weiss auch nicht, ob seinen damaligen Vorgesetzten bekannt war, dass seine Mutter und seine Frau sich noch in der Ostzone befanden, was jeden Agenten zu einem Sicherheitsrisiko werden lässt. Sicher ist hingegen, dass alle Beteiligten über seine Vergangenheit bei der ss Bescheid wussten, und zumindest eine der betreffenden Instanzen sorgte dafür, dass er prompt entnazifiziert wurde. Trotz Felfes langjähriger Dienstzeit als nationalsozialistischer Nachrichtenoffizier wurde er von der Spruchkammer als ‚nicht betroffen‘ eingestuft und auf diese Weise offiziell entlastet. Die Engländer empfahlen ihn sogar als geeigneten Kandidaten für die neu formierte westdeutsche Polizei. Doch zu seiner grossen Enttäuschung wurde er neuerlich verhört und wegen seiner ss-Vergangenheit abgewiesen. Daraufhin nahm auch er Tiebels Gastfreundschaft in Anspruch, die dieser ihm grosszügig anbot, denn Tiebel bewunderte immer noch die Energie und die Rücksichtslosigkeit von Hitlers Spiessgesellen.

Erwin Max Tiebel, der dritte in diesem famosen Trio, war in seinem Wohnort Radeberg bei Dresden Stadtverordneter gewesen; zur Zeit seines Prozesses lebten seine Frau und seine beiden Kinder immer noch dort. Bei der ss bekleidete er nur einen untergeordneten Rang, wurde aber – aus undurchsichtigen Gründen – ein enger Freund der weitaus ranghöheren Offiziere Felfe und Clemens.

Von den dreien hatte sich Tiebel nach Kriegsende am schnellsten zu rechtgefunden. Er hatte an Frau und Kinder zu denken und nahm die erste Arbeit an, die sich ihm anbot, als Handlanger einer Baufirma, die Trümmerhaufen entfernte. Schnell arbeitete er sich hoch und wurde einer der Geschäftsführer derselben Firma, die bald grosse Bauvorhaben in Angriff nahm. Auch ihm gelang es trotz seiner Zugehörigkeit zur ss, glimpflich durch die Entnazifizierung zu kommen.

Das war also die Situation, in der sich die drei befanden, als der russische Geheimdienst sich mit ihnen zu befassen begann: Clemens gerade auf freiem Fuss, Tiebel ein erfolgreicher Geschäftsmann und Felfe Spitzel für zwei verschiedene Auftraggeber.

Obwohl Felfe jetzt als Spitzel gleichzeitig für die Engländer und das Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen arbeitete, war er nicht zufrieden. Die Deutschen betrachtete er als Dilettanten; sie klammerten sich an Vorschriften und versuchten ständig den Alliierten gefällig zu sein. Er wusste aus Erfahrung, dass eine Spionageorganisation auf dieser Basis nicht erfolgreich sein konnte, am wenigsten gegen die Russen. Die Engländer wieder unterschätzten seine Fähigkeiten. Im Grunde vertrauten sie nur ihren Landsleuten und teilten Felfe bloss lächerlich belanglose Aufgaben zu.

Als daher sein alter Freund Clemens Anfang 1950 an ihn herantrat, war er für dessen Vorschläge mehr als zugänglich. Die Aussicht, gemeinsam mit Clemens als Doppelagent für die Russen zu arbeiten, gefiel ihm. Das war eine Tätigkeit, die seiner ganzen Erfahrung und seiner ganzen Geschicklichkeit bedurfte!

Als erstes versuchten die beiden, Clemens in den im Aufbau befindlichen Bundes Verfassungsschutz einzuschleusen. Es gelang ihnen, am 27.3.1950 eine Unterredung mit dem damaligen Bundesminister des In-



neren, Dr. Heinemann, herbeizuführen. Dr. Heinemann hörte sich die Ausführungen der beiden Nachrichtenfachleute aufmerksam an und versprach, ihnen Bescheid zu geben. Er machte sich keinerlei Illusionen darüber, dass er es mit zwei unverbesserlichen Nationalsozialisten zu tun hatte, und wies den Antrag ohne weitere Erklärung ab.

Das schreckte sie aber keineswegs ab. Sie hatten noch eine viel bessere Verbindung in petto. Ein guter Kamerad, der ehemalige ss-Standardenführer Krichbaum, war Leiter der Gehlen-Bezirksvertretung Bad Reichenhall. Sicher würde er einem ehemaligen Kollegen helfen – und er reagierte erwartungsgemäss.

Clemens fuhr allein nach Bad Reichenhall, wo er von Hem alten Mitkämpfer aus der Zeit des ‚Tausendjährigen Reiches‘ mit offenen Armen empfangen wurde. In fröhlichen Nächten frischten sie Erinnerungen an die gute alte Zeit der ss auf. Als Clemens abreiste, hatte er eine feste Zusage für einen Posten in der Organisation Gehlen in der Tasche.

Clemens war bester Laune. Seine beiden ersten Aufgaben hatte er glänzend gelöst, und seine russischen Auftraggeber zögerten nicht, ihm ihre Anerkennung zu zollen. Obwohl Clemens jetzt von zwei Seiten Gehalt empfing, erhöhten die Russen seine Bezüge und sein Spesenkonto, und sie forderten ihn auf, Felfe über die Zonengrenze zu bringen.

Es war eine warme Frühlingsnacht, als Clemens seinen Freund an einen bestimmten Punkt der Grenze führte. Lichtsignale flammten auf, und die beiden liefen auf die andere Seite, wo sie von den Russen herzlich in Empfang genommen wurden. Offensichtlich war ihnen die Nachricht ihrer ersten Erfolge vorausgeeilt. Während man sie in die technischen Details ihres neuen Aufgabenkreises einweihte, machte man ihnen den Aufenthalt in der Sowjetzone so angenehm wie möglich.

Felfe kehrte in den Westen zurück. Er hatte das Gefühl, dass man ihm seit seinem enttäuschenden Zusammentreffen mit Dr. Heinemann noch unwichtigere Aufgaben zuwies als zuvor. Er war überzeugt, dass man ihn verdächtigte und dass seine Entlassung nur mehr eine Frage der Zeit sei. So entschloss er sich, mit Clemens in die Organisation Gehlen einzutreten.

Clemens arrangierte in der Nähe von Bonn ein Zusammentreffen

zwischen Krichbaum und Felfe. Die beiden ehemaligen ss-Offiziere gefielen einander auf Anhieb, und bald plauderten sie lebhaft über die vielen gemeinsamen Freunde im ehemaligen Reichssicherheitshauptamt. Ehe sie sich trennten, wusste Felfe nicht nur, dass ihm ein guter Posten in der Organisation Gehlen sicher war, er kannte auch bereits seinen zukünftigen Aufgabenbereich: Abteilung III F, Gegenspionage.

Felfe und Clemens hatten sich jetzt Positionen gesichert, in denen sie für die Russen wertvolle Informationen beschaffen konnten. Was sie jetzt brauchten, war ein verlässlicher Kurier, und selbstverständlich dachten sie an den anhänglichen Erwin Tiebel.

Es ist gar nicht leicht zu verstehen, warum dieser relativ harmlose Ex-Stadtverordnete die Gefahren einer Agententätigkeit auf sich nahm, und noch dazu für die Kommunisten, für die er keinerlei Sympathie hegte. Zweifellos bereitete ihm die Spionage als solche nicht das professionelle Vergnügen wie seinen beiden Freunden. Das finanzielle Moment konnte nicht ausschlaggebend sein. Er befand sich in guten Verhältnissen, und die 3'000 Mark, die er für seine Dienste erhalten haben soll, konnten kaum seine Spesen gedeckt haben.

Die Wurzel für sein Verhalten mochte in der Vergangenheit liegen, als Tiebel als unbedeutender ss-Mann so sehr für seine beiden Dresdener Kameraden geschwärmt hatte. Auch jetzt, da der Nationalsozialismus tot war, bewunderte der schüchterne Intellektuelle immer noch das Draufgängertum der ehemaligen ss-Offiziere, und als ihn seine beiden Helden zur Mitarbeit aufforderten, kam es ihm gar nicht in den Sinn, abzulehnen.

Im Herbst 1950 begannen die ‚Drei Musketiere‘ ihre koordinierte Tätigkeit. Felfe, der Führer, Agent Nr. 25003, erhielt den Decknamen ‚Friese‘. Seine Intelligenz und sein Ehrgeiz liessen ihn schnell aufsteigen. Doch ohne ständige Belieferung mit beachtenswertem ‚Spielmaterial‘ durch die Russen wäre Felfe nie imstande gewesen, sich den Weg in die Hierarchie des BND zu bahnen. Ein grosser Teil des ‚Spielmaterials‘ war tatsächlich wertvoll. Es enthielt verlässliche Informationen über die Operationen des ostdeutschen Nachrichtendienstes, von dem zu diesem Zweck viele Agenten geopfert wurden. Trotzdem verlangte das

KGB von Felfe nicht sofortige Gegendienste. Es arbeitete auf lange Sicht; es liess Felfe Zeit, seine Position zu festigen, bevor man von ihm handgreifliche Resultate erwartete.

Nach verhältnismässig kurzer Zeit wurde ihm das Referat Gegenespionage Sowjetunion anvertraut. Dazu bemerkte der Gerichtsvorsitzende Weber ironisch während der Gerichtsverhandlung: «Der richtige Mann für den richtigen Posten!»

Der Sowjetspion Felfe hatte also die Aufgabe, die Arbeit der BND-Agenten in der Sowjetunion zu steuern. Bei ihm liefen alle Fälle der Gegenespionage zusammen; auch die von anderen Referaten, soweit sie ihm nützen konnten, und das galt auch für die anderen beiden deutschen Nachrichtendienste, den Bundesverfassungsschutz und den MAD.

Felfe kannte die Klar- und Decknamen der BND-Agenten, die hinter dem Eisernen Vorhang operierten, Aufzeichnungen ihrer Funkmeldungen sowie der ihnen gegebenen Instruktionen. Das Resultat davon war, dass infolge von Felfes Verrat im ganzen – wie es unter Kollegen behauptet wird – schätzungsweise 95 BND-Agenten von den Russen gefasst worden sind.

Überdies verschaffte sich Felfe Einblick in Listen von Personen, die man der Zusammenarbeit mit den Sowjets verdächtigte und die aus diesem Grunde überwacht und überprüft wurden. Rechtzeitige Verständigung der Russen ermöglichte es diesen, ihre Leute zu warnen oder zurückzurufen, bevor der Verfassungsschutz zugreifen konnte. Zunächst übermittelte Felfe Berichte über Operationen, die seiner Kenntnis nach in anderen Ostblockstaaten geplant und vorbereitet wurden.

Felfe fotografierte mit seinen zwei Minox-Kameras praktisch jedes Dokument, das durch seine Hände ging. Personalberichte über den Stab in Pullach, Spezialberichte über Geheimaktionen, Sitzungsberichte, alles wurde auf Felfes Filmen festgehalten. Er fotografierte sogar seine eigenen Berichte an das KGB. Er beobachtete sorgfältig Veränderungen im Pullacher Hauptquartier, ja sogar bauliche Erweiterungen. Er führte eine private Personalkartei des BND. In diesen zehn Jahren dürfte in Pullach wenig geschehen sein, wovon das KGB nichts erfuhr. Jeden Monat brachten Kuriere acht bis zehn entwickelte Filme im doppelten Boden ihrer Aktenmappen nach Ostberlin.

Sicher mussten die Russen sich sehr zurückhalten, um nicht sofort alle ihnen namhaft gemachten BND-Agenten zu verhaften. Doch eine solche Aktion hätte natürlich die Tatsache verraten, dass in der Abschirmung des BND nicht nur eine Lücke, sondern ein ‚Riesenloch‘ klaffte. Bei der Gerichtsverhandlung gaben Felfe und Clemens zu, dass sie an das KGB in Karlshorst 15'000 Fotografien von Geheimdokumenten und zwanzig Rollen Tonbänder ausgeliefert hatten.

Der Sachlage entsprechend war das Beschaffen des Materials weniger schwierig als dessen Übermittlung. Tiebel war ein zuverlässiger Kurrier und brachte zahllose Akten zu den Sowjets nach Karlshorst und zu Frau Clemens nach Dresden. Zu Clemens' Aufgabenbereich gehörten regelmässige Funkübertragungen von verschlüsselten Botschaften aus seiner Wohnung. Andere Nachrichten wurden auf den üblichen Wegen übermittelt: durch ‚tote Briefkästen‘ und Spezialekuriere. Man benützte auch gerne Konserven für Kindernahrung, um geheime Botschaften über die Zonengrenze zu schmuggeln. Die immense Flut von Informationen beweist die unglaubliche Meisterschaft der Russen und auf der anderen Seite das phantastisch anmutende Versagen ihrer westdeutschen Gegenspieler. (Dabei muss man natürlich bedenken, dass jede Diktatur ein Paradies für ihren Geheimdienst ist, in dem es Agenten an nichts fehlt und jedes Versagen der Öffentlichkeit vorenthalten wird. In einer Demokratie dagegen wird die Tätigkeit der Geheimdienste von der Rechtsordnung eingeschränkt, und jedes Versagen von Journalisten und Schriftstellern öffentlich gebrandmarkt.)

Abgesehen von Tiebels Routinefahrten reisten Felfe und Clemens häufig auch selbst nach dem Osten, um dort mit ihren Sowjetvorgesetzten persönliche Besprechungen abzuhalten.

Bei der Verhandlung verkündete Felfe stolz, dass zweimal russische Generäle direkt aus Moskau gekommen waren, um ihn zu treffen, einmal nach Wien und einmal nach Karlshorst.

Die drei nahmen das Risiko auf sich, selbst nach dem Osten zu fahren, weil sie von den Russen dringend brauchbares Material benötigten, um ihre Positionen zu festigen. Felfe hatte das Referat Gegenspionage Sowjetunion nicht nur infolge seiner Geschicklichkeit als Nachrichtendienstler, sondern vor allem auf Grund der erstaunlichen Genauigkeit

seiner Informationen erhalten. Allerdings war die Genauigkeit nur für diejenigen erstaunlich, die nicht wussten, dass er die Informationen von den Russen selbst erhielt.

Der Höhepunkt in der Karriere der drei Spione war ihr lojähriges Jubiläum als Doppelagenten für Ost und West. Krönung dieser Feier war die Verleihung einer Plakette durch General Gehlen, die in einem Rahmen von Eichenlaub den heiligen Georg mit dem Drachen zeigte, der seit jeher ein Sinnbild der Tapferkeit und Treue ist. Die russische Anerkennung lag mehr auf der praktischen Seite: für jeden einen Bonus von 2'000 Mark und ein Dankschreiben von Alexander Scheljepin, Chef des KGB und Mitglied des ZK der KPDSU.

Bald darauf, am 6.11.1961, wurde Felfe in Pullach von der Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamtes verhaftet. Er trug eine schwarze Aktenmappe, in deren Geheimgas vierzehn Minoxfilme und ein Miniaturlinienband versteckt waren. Am gleichen Tag wurde Clemens in Berlin festgenommen.

Die Gerichtsverhandlung begann nach zweimaliger Vertagung am 8. 7.1963. Am gleichen Tag inszenierten die Ostdeutschen einen Schauprozess in absentia gegen Hans Globke, Adenauers Staatssekretär im Bundeskanzleramt und Kommentator der Nürnberger Rassengesetze. Es war typisch für das geteilte Deutschland, dass die Kommunisten einen Ex-Nazi anklagten, der eine hohe Stellung in Westdeutschland bekleidete, während die Bundesrepublik drei SS-Männer im Dienste der Kommunisten unter Anklage stellte.

Der Prozess fand im neuen Gebäude des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe statt. Er galt als der grösste deutsche Spionageprozess der Nachkriegszeit. Die Zuschauergalerien waren überfüllt, Journalisten und Fotografen drängten sich im Gerichtssaal. Kurz vor 9 Uhr betrat Heinz Felfe, von zwei Justizbeamten eskortiert, durch eine Seitentür den Saal.

Die Spuren von achtzehn Monaten Haft liessen sich nicht verbergen. Sein Gesicht war bleich, beinahe gelblich, und sein kurz geschnittenes schwarzes Haar wies schütterere Stellen auf. Er überflog den Gerichtssaal mit schnellem Blick, bis er seinen ehemaligen Kollegen von Buttlar ent-

deckte, der als Hauptzeuge des **BND** erschienen war. Felfe begegnete dem Blick des anderen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Bald darauf wurde Clemens hereingeführt, immer noch eine imposante Erscheinung, obwohl infolge der monatelangen Gefängniskost die Kleider um seinen mächtigen Körper schlotterten. Auch er schaute kurz zu dem Repräsentanten des BND hinüber; er lächelte schwach und nickte freundlich.

Der dritte Angeklagte, Erwin Tiebel, war als einziger nervös und unsicher. Er wirkte irgendwie fehl am Platz und setzte sich an das Ende der Anklagebank, möglichst weit weg von den beiden anderen.

In der Nähe des Richtertisches waren wie auf einem Verkauf stand die Beweisstücke ausgebreitet: mehrere Funkapparate, ein Dutzend Kameras, einige Mikroskope, zwei Bandaufnahmegeräte, eine Schreibmaschine und zwei Aktenmappen mit Geheimfächern, die sämtlich vom KGB und vom BND stammten.

Sechs Minuten nach 9 Uhr betraten die fünf Richter in ihren weinroten Roben den Gerichtssaal. Die fünf Verteidiger trugen schwarze Talar. Nach den üblichen Eröffnungsformalitäten begann der Vorsitzende Kurt Weber die Vernehmung von Hans Clemens.

Als Clemens gefragt wurde, was er in der Frühzeit der nationalsozialistischen Bewegung in der ss getan hatte, sprach er wie ein alternder Don Juan, der von den Eroberungen seiner Jugend erzählt. Doch trotz seiner landsknechtartigen Art blieb er stets bei der Sache und berichtete ohne verschönernde Floskeln. Er verriet auch einen starken Sinn für Humor, der manchmal äusserst unangebracht war. Als ihm Weber zum Beispiel seine Verantwortung für die Exekution von 300 Geiseln in Italien vorhielt, berichtigte Clemens mit einem wohlwollenden Lächeln: «Es waren 330, Herr Vorsitzender.»

Bei der Beschreibung seines ersten Besuches bei seiner Frau in Ostdeutschland schwelgte Clemens in Erinnerung an die Feste, die er mit den russischen Freunden seiner Frau gefeiert hatte. Zu jener Zeit hatte die Bevölkerung dort Hunger gelitten, aber die kleine Gruppe um Clemens besiegelte ihre neue Freundschaft mit Champagner, Wodka, Hummer und Kaviar. Schliesslich erklärte Clemens in vertraulichem Ton:

«Sie müssen verstehen, Herr Vorsitzender – als mich meine Gastgeber dann um einen Gefallen bitten, konnte ich schwerlich ablehnen, nach allem, was sie für mich und meine Frau getan hatten.»

Auf die Frage: «Haben Sie den Russen mitgeteilt, wo der BND seine Spionageschulen hat?» entgegnete Clemens mit breitem Grinsen: «Sie meinen, seine Spionageschulen *hattet*».

Clemens war offensichtlich bereit, alle Einzelheiten seiner Aufnahme in russische Dienste preiszugeben. Aber man hiess ihn Schweigen, die Details galten als geheim und durften nicht in öffentlicher Verhandlung erörtert werden. Doch Clemens liess es sich nicht nehmen, eine Fotografie zu zeigen, auf der er Arm in Arm mit Standartenführer Krichbaum zu sehen war, dem Vertreter der Organisation Gehlen, der ihn engagiert hatte. Weber blickte kurz auf die Fotografie und übergab sie dann mit ironischem Lächeln dem Vertreter des BND.

Befragt, wie oft er die Russen in Ostdeutschland und Berlin aufgesucht hatte, erwiderte Clemens: «Jeden zweiten Monat.» Sein Vorgesetzter im sowjetischen Geheimdienst habe stets eine Dose Hummer für ihn bereit gehabt. Er gestand den Richtern seine Schwäche für Hummer ein. Auch nach der Anwerbung Felfes feierten die beiden den Anlass in einem Münchener Restaurant mit ‚Lobster Thermidon.

«Sie haben sich mit dem Geld kein Haus gebaut?» wollte Weber wissen.

«Nein», grinste Clemens, «ich bin doch keift Idiot.»

«Wieviel haben Sie während dieser Zeit verdient?

Sagen wir: 100'000 Mark?»

«Eher 140'000», entgegnete Clemens selbstgefällig.

«Und was haben Sie damit gemacht?»

Clemens lächelte: «Ich habe gut gelebt und die Welt gesehen.»

Auch Felfe beantwortete bereitwillig alle Fragen. Aber er hatte keinen Sinn für Humor und kein Interesse an gutem Essen und Trinken wie Clemens; doch baute er sich zum Unterschied von diesem eine Zehnzimmervilla in Oberbayern. Seine dünnen Lippen waren zusammengepresst, er sprach mit barscher metallischer Stimme. Befragt, ob er von den Russen ebenso empfangen worden war wie Clemens, blickte er ver-

ächtlich auf seinen Freund und erwiderte trocken, dass ihn kein Russe je auf beide Wangen geküsst und dass er wegen seiner empfindlichen Galle wenig Champagner getrunken habe. Sooft den Richtern ein Fehler unterlief, berichtigte er sie gewissenhaft. Er erwähnte immer wieder seine Notizbücher, in denen er alles genau aufgezeichnet hatte: Daten von Zusammenkünften, empfangene und ausgegebene Geldsummen, überliefertes Informationsmaterial, Reiseternine, Stichworte von Gesprächen. Weber machte ihm einmal aus diesem Grund ein Kompliment: «Ihre Notizbücher sind ausserordentlich genau und dem Gerichtshof von grossem Wert.» Zum ersten Mal erschien ein Lächeln auf Felfes Zügen. Wie er so dasass, kalt und unbeteiligt und nur an präzisen Einzelheiten interessiert, erinnerte er an Eichmann, den Buchhalter des Todes.

Im Kreuzverhör kam Felfes hemmungsloser Ehrgeiz zutage. Von der Hitlerjugend in die SA übernommen, hatte er darauf bestanden, in die auserwählte Truppe der SS einzutreten und innerhalb der SS in einen sog. Motorsturm. Die beiden Triebfedern seines Lebens waren militärischer Snobismus und unbändiger Stolz auf seine berufliche Meisterschaft. Beinahe hochmütig berichtete er über seine ersten Erfolge auf dem Gebiet der Spionage. Als Chef des Referats Schweiz in der Abteilung Auslandsnachrichtendienst im Reichssicherheitshauptamt gelang es ihm, einen seiner Leute in den amerikanischen Geheimdienst einzuschleusen, und auf diese Weise erhielt er direkte Informationen über die Konferenzen von Jalta und Teheran. «Aber wie üblich, glaubte man uns erst, als es schon zu spät war.» Sein hauptsächlichlicher Ehrgeiz bestand darin, der Spion Nummer 1 zu sein, egal, für welche Seite. Mit Befriedigung betrachtete er die Journalisten, die seine Eröffnungen eifrig zu Papier brachten.

Tiebel versuchte den Harmlosen zu spielen, der gegen seinen Willen in die Sache hineingezogen worden war. Er führte an, dass ihn Clemens bei seiner ersten Rückkehr aus dem Osten quasi bedroht hatte: «Die Russen wissen alles über dich – sie möchten, dass du auf ihre Seite übergehst. Das wäre für dich und deine Familie besser.» Daraufhin war er nach Berlin geflogen und hatte von zwei sowjetischen Geheimagenten Anweisungen erhalten; doch jetzt tat es ihm leid, und er bereute alles.



Die Verteidigung von Felfe und Clemens war vollkommen anders. Sie gaben alle Punkte der Anklage zu, aber erklärten, den Verrat aus idealistischen Gründen begangen zu haben. Beide behaupteten, dass Misshandlungen und Foltern in westlichen Gefangenenlagern sie zu erbitterten Feinden der Alliierten gemacht hatten. Als zusätzlichen Grund führten sie die erbarmungslose Bombardierung ihrer Heimatstadt Dresden an.

Als sich Felfe über die ‚unmenschliche Behandlung, die ihnen in britischen und kanadischen Gefängnissen zuteil geworden war‘, beklagte, wurde der Gerichtsvorsitzende zornig. Er hielt Felfe vor, dass ehemalige Mitglieder der SS, die sich in einem bis dato unbekanntem Ausmass der Einschüchterung, der Folter und des Mordes schuldig gemacht hatten, kein Recht besaßen, sich über irgendetwas zu beschweren. Er warf Clemens die 330 italienischen Geiseln vor, die auf seinen Befehl ermordet worden waren, und gab ihm zu bedenken, wie seine russischen Freunde ihn für ein gleiches Delikt zur Rechenschaft gezogen hätten.

Der Staatsanwalt beantragte fünfzehn Jahre Zuchthaus für Felfe, zwölf für Clemens und fünf für Tiebel. Die Urteile lauteten: Felfe vierzehn Jahre, Clemens zehn und Tiebel drei. Von Felfe und Clemens wurden je 140'000 Mark eingezogen und von Tiebel 4'000 Mark. Das Strafmass von Felfe und Clemens war etwas herabgesetzt worden, da sie kurz nach ihrer Verhaftung dem BND einen wertvollen Dienst erwiesen hatten. Dank ihrer Aussage im November 1961 war Peter Fuhrmann, ein höherer Beamter des Verteidigungsministeriums, festgenommen worden, knapp bevor er ein wichtiges Dokument über die Bewaffnung der Bundeswehr an die Sowjets weitergeben konnte. Fuhrmann hatte die Russen sieben Jahre lang mit Nachrichten beliefert; ausgerechnet er war in verschiedenen Verratsprozessen als Gutachter aufgetreten. Nicht zu Unrecht – wenn es einen wirklichen Experten auf diesem Gebiet gegeben hatte, so war er einer.

Die Reaktionen der Presse waren verständlicherweise bitter: «Mitten in der Zentrale unseres Nachrichtendienstes konnte ein Moskauer Söldling Fuss fassen und zehn Jahre lang Tausende Geheimnisse an den Osten verraten», lautete der Kommentar der ‚Kölnischen Rundschau‘. Die Vorwürfe richteten sich auch direkt gegen den Chef des Bundesnachrichtendienstes; man verlangte seinen Kopf. Die ‚Süddeutsche Zei-

tung' schrieb: «Wieso war es möglich, dass alte unverbesserliche Nazis und Mitglieder des Sicherheitsdienstes in unserem offiziellen deutschen Nachrichtendienst führende Positionen erlangen konnten?» Und die ‚Frankfurter Rundschau‘: «Es hat den Anschein, dass in Gehlens Hauptquartier ein ss-Mann einen Weg für den anderen ebnete und dass Himmellers Elite dort fröhliches Wiedersehen feierte!»

Als Resultat von zehn Jahren Doppelspiel von Spitzenfunktionären musste die gesamte Struktur des BND reorganisiert werden. Man war gezwungen, Codes zu verändern, Agenten auszutauschen, bewährte Kontakte abubrechen, ‚lebende und tote Briefkästen‘ aufzugeben und Kuriere und ihre Routen auszuwechseln. Ein Grossteil von sechzehn Jahren Aufbauarbeit musste über Bord geworfen werden. Der Mythos von Reinhard Gehlens Unfehlbarkeit hatte eine schwere Einbusse erlitten.

Die Tatsache, dass sich Sowjetagenten so lange im BND einnisten konnten, beweist, dass dieser wie jeder andere Nachrichtendienst für Unterwanderung besonders anfällig ist. Die Arbeitsmethoden jeder Spionageorganisation beruhen notwendigerweise auf Arglist, Doppelspiel und Verrat. Es ist kein Wunder, dass diese Methoden auch gegen sie selbst angewendet werden.

Heinz Felfe wurde im Februar 1969 gegen die Heidelberger Studenten Naumann, Sonntag und Schaffhauser ausgetauscht, die in der Sowjetunion aus politischen Gründen zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt waren.

### 3 Otto John und der Verfassungsschutz

Bald nach dem Krieg entwickelten die obersten Sicherheitsoffiziere der westlichen Besatzungsmächte gemeinsam mit einer Gruppe prominenter fortschrittlicher Deutscher den Plan für eine spezielle Regierungsstelle, deren Aufgabe es sein sollte, die Konstitution zu schützen. Man war der Ansicht, dass die Entwicklung der jungen deutschen Demokratie sorgfältiger Aufsicht bedurfte. So entstand eine Organisation, deren einzige Aufgabe es war, alle radikalen Kräfte – ob von rechts oder links –, welche die demokratische Ordnung zu gefährden vermochten, unter Bewachung zu halten. In keinem anderen Land existiert eine ähnliche Behörde; normalerweise wird diese Funktion von den Dienststellen ausgeübt, die für die innere Sicherheit verantwortlich sind.

Am 27. September 1950 verabschiedete der deutsche Bundestag ein Gesetz, das eine derartige Organisation ins Leben rief: das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV). Es sollte dem Bundesinnenministerium unterstehen. Gleichzeitig etablierten sich in den zehn Bundesländern und in West-Berlin die Landesämter für Verfassungsschutz. Das zentrale Bundesamt hatte die Funktion, deren Arbeit zu koordinieren. Es sollte Informationen über alle Versuche sammeln, die konstitutionelle Ordnung der Bundesrepublik Deutschland zu untergraben, und es war von äusserster Wichtigkeit, den richtigen Mann für die Führung der Organisation zu finden. Es musste ein hundertprozentiger Demokrat von makelloser politischer Vergangenheit sein, dem die Alliierten vertrauen konnten; ausserdem musste er über die nötige juristische und fachtechnische Erfahrung verfügen.

Die meisten vorgeschlagenen Personen kamen wegen ihrer ehemaligen Beziehung zum Nationalsozialismus nicht in Frage. Schliesslich fand sich ein Kandidat mit juristischer Schulung, dessen demokratische

Überzeugung und unerbittliche Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus über jeden Zweifel erhaben war. Sein Name war Otto John.

Er war 1909 in Marburg an der Lahn als Sohn eines Verwaltungsbeamten geboren, verbrachte aber den Grossteil seiner Jugend in Wiesbaden. Seine Familie war traditionsgemäss konservativ, dem Milieu eines Badeortes entsprechend, der vom Kaiser und vielen Aristokraten frequentiert wurde.

Otto verbrachte eine glückliche Kindheit; er war ein freundlicher Junge, der allgemein Sympathien erweckte. Sein bevorzugter Spielgefährte war sein jüngerer Bruder Hans, ein etwas schüchterner, in sich gekehrter Junge. Otto nahm sich seiner rührend an, mehr wie ein Vater als wie ein älterer Bruder.

Keiner der beiden kümmerte sich viel um Politik. Erst als die Nationalsozialisten in ihrer Kampfzeit Strassenschlachten provozierten, begannen sie die brutale und stupide Bewegung zu hassen. Ursprünglich war es eine mehr durch Gefühl als durch Vernunft bedingte Abneigung; aber die beiden Brüder änderten ihren Standpunkt nie, auch nicht, als die Nazis erst Deutschland und dann einen Grossteil Europas eroberten.

Im Jahr 1933 kam Otto John zur Lufthansa, er arbeitete dort in der Rechtsabteilung, wo er sich mit dem Abteilungschef Klaus Bonhoeffer anfreundete. Bonhoeffers Bruder Dietrich war ein oppositioneller Pastor, der geistige Führer einer Widerstandsgruppe, die von Hans von Dohnanyi, einem prominenten Richter, geleitet wurde. In dieser liberalen Atmosphäre kristallisierte sich aus Johns emotioneller Ablehnung Hitlers die feste Überzeugung, dass der Nationalsozialismus eine gefährliche und verderbliche Strömung sei, der es zu begegnen gelte, ehe Deutschland und die Welt in einen schrecklichen Krieg gestürzt werde.

Der Gruppe Bonhoeffer gehörten Personen der verschiedensten politischen Schattierungen an, die durch den brennenden Wunsch geeint wurden, Deutschland von den Nazis zu befreien. Sie hielten enge Kontakte mit Generaloberst Ludwig Beck, dem ehemaligen Chef des Heeres des deutschen Generalstabs, und Generalmajor Oster, dem Stabschef des legendären Admirals Canaris, welcher der deutschen Abwehr im Oberkommando der Wehrmacht (OKW) vorstand. Sowohl Beck als auch Ca-

naris sympathisierten stark mit der Bonhoeffer-Gruppe. Unter deren Mitgliedern befand sich ferner Carl Goerdeler, der frühere Bürgermeister von Leipzig, den die Verschwörer des 20. Juli 1944 als Reichskanzler vorgesehen hatten, und ein junger Offizier namens Claus von Stauffenberg, der spätere Held des erfolglosen Attentats auf Hitler.

Otto John gewann eine gewisse Bedeutung durch seine Freundschaft mit dem jungen Prinzen Louis Ferdinand, dem Zweitältesten, ebenfalls bei der Lufthansa Angestellten Enkel des Kaisers. Mit Unterstützung des Prinzen wurden mehrere höhere Offiziere dafür gewonnen, für den Sturz des Hitler-Regimes und die Restauration der Monarchie zu konspirieren. Der Prinz war unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie der annehmbarste Kandidat. Er hatte in den Vereinigten Staaten gelebt, war ein Liberaler und ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus. Otto John wurde Verbindungsmann zwischen Bonhoeffers Widerstandsgruppe und Louis Ferdinands Monarchisten.

Johns Arbeit bei der Lufthansa eignete sich ausgezeichnet als Tarnung für die illegale Tätigkeit. Als die Gestapo immer mehr Angehörige der Gruppe bespitzelte, wurden Johns Kurierdienste unentbehrlich.

Nach Kriegsausbruch spielte John in der Widerstandsgruppe eine noch gewichtigere Rolle. Durch seine Tätigkeit bei der ‚Lufthansa‘ war er nicht nur vom Militärdienst freigestellt, er hatte die Möglichkeit, in neutrale Länder zu reisen! Ab 1942 hielt er regelmässige Verbindungen mit den Niederlassungen des amerikanischen und britischen Nachrichtendienstes in Madrid und Lissabon aufrecht und informierte so die Alliierten über die Pläne seiner Gruppe.

Im Januar 1944 unterrichtete er die Vertrauensmänner der Alliierten über das Vorhaben von Oberst Stauffenberg, der als neu ernannter Stabschef des Befehlshabers des Ersatzheeres Zugang zu den Lagebesprechungen in Hitlers Hauptquartier hatte.

Am 19. 7. wurde Otto John durch Funkspruch nach Berlin zurückgerufen. Sein Bruder holte ihn am Flugplatz ab und teilte ihm mit, dass

das Attentat für den kommenden Tag geplant war. Um 6 Uhr nachmittags des 20. Juli ersuchte ihn Stauffenberg, der zwei Stunden vorher die Zeitbombe in Hitlers Konferenzraum gelegt hatte, mit dem ehemaligen preussischen Finanzminister, Professor Popitz, Verbindung aufzunehmen und diesen davon in Kenntnis zu setzen, dass sich die Aufständischen der Regierung bemächtigt hätten.

Einige Minuten nachdem Otto John das Gebäude des OKH verlassen hatte, brach die Verschwörung zusammen. Eine Gruppe von Nazi-Offizieren im OKH hatte die Rundfunkdurchsage des Deutschlandsenders gehört, in welcher der Nation versichert wurde, dass Hitler noch am Leben war. Zwei Oberstleutnante, Herber und von der Heyde, überwältigten die Verschwörer mit Waffengewalt und nahmen sie fest.

John flog nach Madrid zurück und schilderte den britischen Nachrichtenoffizieren die Einzelheiten des missglückten Staatsstreiches. Man entschied, dass Madrid, wo es von Gestapo-Agenten wimmelte, kein sicherer Platz für John sei, und brachte ihn nach Lissabon. Dort wurde er von der portugiesischen Polizei verhaftet, und Berlin verlangte seine Auslieferung. Jetzt begann zwischen der britischen und der deutschen Botschaft ein diplomatisches Tauziehen um den Gefangenen; jede beanspruchte ihn für sich. Die Portugiesen entschieden schliesslich, dass sie für John keine Verantwortung übernehmen könnten. Sie übergaben ihn den Engländern.

Nach seiner Ankunft in London wurde John zuerst Routine-Verhören unterzogen. Dann beschäftigte sich Sefton Delmer mit ihm, dem zu jener Zeit die sogenannte ‚schwarze Propaganda‘ unterstand – ein Sendernetz in deutscher und italienischer Sprache, das die Moral der feindlichen Truppen zersetzen sollte. Diese Radiostationen arbeiteten nach dem Muster der deutschen Armeesender. Sie gaben vor, von Deutschland oder dem besetzten Frankreich aus zu senden. Zwischen Unterhaltungsmusik und Skandalberichte streuten sie geschickt Antinazi-Propaganda ein. Sie druckten auch Flugblätter in deutscher Sprache, die von britischen Fliegern abgeworfen wurden. Diese Flugblätter forderten die deutschen Soldaten zum Einstellen des aussichtslosen Kampfes auf.

Als Delmer im November 1944 Otto John aufforderte, für ihn zu arbeiten, sagte dieser sofort zu. Er hatte keinerlei Bedenken; für ihn bedeutete die neue Tätigkeit einfach eine Fortsetzung seines früher in Deutschland geführten Kampfes gegen den Nationalsozialismus. Bald war er einer von Delmers wertvollsten Mitarbeitern. Da er Deutschland erst vor kurzem verlassen hatte, kannte er ausserordentlich genaue Einzelheiten über das Privatleben führender Persönlichkeiten des Reichs. Seine detaillierte Kenntnis der Bedingungen in Deutschland machte die Fiktion möglich, dass die Radiostation ihre Berichterstatter an allen Ecken und Enden hatte – vom Hauptquartier des Führers bis zu den Kampfeinheiten an der Front.

Unter dem Namen Oskar Jürgens arbeitete John ferner für die Nachrichteneinheit von Delmers Organisation; er half mit, die ungeheure Menge von Informationen auszuwerten, die von deutschen Kriegsgefangenen und kontinentalen Zeitungen und Radiosendungen einging. Seine Ratschläge erwiesen sich als nützlich, und er arbeitete mit seinen Kollegen gut zusammen. Hier war der Typ von einem Deutschen, den sie praktisch vergessen hatten – der intellektuelle Liberale, der für seine Überzeugung sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte!

John blieb ein einsamer und bekümmertes Mann, obwohl er ausreichend beschäftigt war. Infolge der Sicherheitsvorkehrungen durfte niemand wissen, wer er war und woher er kam; er konnte kaum über etwas anderes sprechen als über die laufenden Arbeiten. Um diese Zeit erfuhr er ausserdem durch geheime Kanäle, dass sein Bruder Hans und Dietrich Bonhoeffer verhaftet worden waren und sich im Gestapo-Gefängnis befanden.

Obwohl John ein mehr als angenehmes Leben führte – seine Einheit war im Schloss des Herzogs von Bedford stationiert – und mit sympathischen und intelligenten Menschen zusammenarbeitete, litt er in dieser Zeit unter schweren Depressionen.

Kurz vor Kriegsende wurde Delmers ‚schwarze Propaganda‘, der «Soldatensender Calais», eingestellt. John wurde zum COGA («Central Office of Germany and Austria») versetzt, um in der Kriegsgefangenenabteilung zu arbeiten. Zu seinen Aufgaben gehörte es, den Gefangenen Vorträge über Demokratie und die britische Regierungsform zu hal-

ten. Er musste auch höhere Offiziere verhören und einstufen, wovon später der Zeitpunkt ihrer Repatriierung abhing. Viele Jahre später, nach seiner Rückkehr nach Deutschland, machte man John diese Tätigkeit zum Vorwurf. Die betroffenen Offiziere vergassen ihm nie, dass er Zeuge ihrer Erniedrigung gewesen war, als sie den deutschen Zivilisten' mit allen Mitteln zu überzeugen versuchten, dass sie in Adolf Hitlers schmutzigem Spiel nichts als unschuldige Figuren gewesen waren.

Im Juli 1945, als er gerade seine Arbeit bei der COGA begonnen hatte, erhielt John die entsetzliche Nachricht, dass sein Bruder tot war. In der Nacht des 23. April, knapp vor der russischen Besetzung Berlins, hatte die Gestapo Hans John, Klaus Bonhoeffer und fünfzehn weitere Widerstandskämpfer erschossen.

John konnte sich mit niemandem aussprechen. Er war dem Zusammenbruch nahe. Erst Ende 1946 wurden die strengen Sicherheitsbestimmungen aufgehoben, denen er unterworfen gewesen war. Zu dieser Zeit freundete er sich mit einem in seinem Büro tätigen Mädchen namens Gisela Mankiewicz an. Ihr tat der einsame, melancholische Mann leid, und sie bat ihre Mutter, ihn doch einmal am Sonntag zum Essen einzuladen. Dieser ersten Einladung folgten viele andere. Frau Lucie Mankiewicz, eine gutaussehende Witwe, war eine starke Persönlichkeit. Schon Mitte der dreissiger Jahre war sie aus Deutschland emigriert und hatte sich in London niedergelassen. In Deutschland war sie eine bekannte Opernsängerin gewesen, und in England hatte sie unter dem Namen Lucy Manen an der Glyndebourne-Oper gesungen. Als die Sicherheitsbestimmungen für John aufgehoben wurden und er wieder über seine Vergangenheit sprechen durfte, stellte sich heraus, dass er und Frau Mankiewicz in Berlin viele gemeinsame Freunde hatten. Ihre Freundschaft vertiefte sich, und die Gegenwart dieser lebensbejahenden Frau gab John die so lange entbehrte innere Ruhe wieder. Im Dezember 1949 heirateten sie.

1948 verliess John die COGA und etablierte sich in London als Konsulent für deutsches und internationales Recht. Er arbeitete mit einer bekannten Firma von deutsch-jüdischen Anwälten zusammen. In dieser Eigenschaft wurde er von der britischen Armee bei der Vorbereitung ei-



nes Kriegsverbrecherprozesses gegen deutsche Generäle und als Gerichtsdolmetscher eingesetzt. Dieser Prozess fand in Hamburg statt und dauerte von August bis November 1949; die Angeklagten waren Feldmarschall von Manstein, Feldmarschall von Rundstedt, Feldmarschall von Brauchitsch und Generaloberst Strauss.

Praktisch hatte John in Hamburg sehr wenig zu tun, da von Rundstedt und Strauss zu krank waren, um vor Gericht erscheinen zu können, und von Brauchitsch kurz vor Beginn der Verhandlung starb. John verbrachte drei Monate in einem Büro in Hamburg und studierte die ihm anvertrauten Kriegsdokumente der deutschen 11. Armee über ihre Operationen an der Ostfront. Doch sowohl die Staatsanwaltschaft als auch die Verteidigung hatten das Recht, unter Johns Kontrolle diese Akten einzusehen.

John schrieb nach seiner Rückkehr nach England für eine britische Armee-Zeitschrift eine Reihe von Artikeln über die Feldzüge der deutschen 11. Armee, in denen er nachwies, dass von Manstein als Oberbefehlshaber von den unmenschlichen Bedingungen in den deutschen Kriegsgefangenenlagern und den Erschiessungen von russischen Gefangenen und Geiseln Kenntnis gehabt haben musste.

John setzte in London seine Karriere als Jurist fort. Die Entwicklung in Deutschland erregte sein lebhaftes Interesse, und die Wahl von Theodor Heuss zum Bundespräsidenten erfüllte ihn mit besonderer Freude. Heuss, der liberale Geschichtspräsident, war ein Mann, den John stets bewundert hatte. Ihre Bekanntschaft datierte noch aus der Vorkriegszeit, als Heuss im Haus Bonhoeffer verkehrte, und überdies war die einstige Opernsängerin Lucie John seinerzeit in Berlin mit Frau Heuss bekannt gewesen.

Eines Tages erhielt John völlig unerwartet eine Postkarte des Bundespräsidenten, der ihn nach Bonn einlud. John war natürlich hoch erfreut über die Möglichkeit, einen alten Freund wiederzusehen. Während seines Besuches schlug er Heuss vor, in Deutschland – nach dem Muster des englischen ‚Chatham-House‘ – ein Institut für politische Wissenschaft zu gründen, und Heuss war an diesem Projekt sehr interessiert. In Bonn besuchte John noch einen anderen Freund – Jakob Kaiser, den da-

maligen Minister für Gesamtdeutsche Fragen, und durch Kaiser lernte er Innenminister Dr. Lehr kennen. Dr. Lehr hatte schon seit einiger Zeit nach einem in Frage kommenden Führungskandidaten für den neu gegründeten Bundes Verfassungsschutz gesucht.

Allen bisherigen Bewerbern konnte man vorwerfen, dass sie mit den Nazis etwas zu beflissen zusammengearbeitet hatten. Doch bei Otto John gab es keinerlei Zweifel über dessen antinazistische Vergangenheit; er war ein erfahrener Anwalt, kam aus einer konservativen Bürgerfamilie und war ein enger Freund von Prinz Louis Ferdinand. Unleugbar ein geeigneter Mann!

Nach seiner Rückkehr nach London war John überrascht, dass viele Freunde ihn vor einer Rückkehr nach Deutschland warnten, statt ihm zur Annahme eines so wichtigen politischen Postens zu raten. Ihrer Meinung nach war er in den Augen vieler Reaktionäre ein Verräter; sie würden ihm seine Rolle im ‚Manstein-Prozess‘ nie verzeihen. Aber John empfand es als seine Pflicht, beim Aufbau des neuen demokratischen Deutschland mitzuhelfen. Er konnte gar nicht anders handeln; die Erinnerung an seinen Bruder, an Dietrich Bonhoeffer und alle anderen, die im Kampf für ein besseres Deutschland den Tod gefunden hatten, war zu stark.

Einige Wochen später fuhr er nach Köln, um die kommissarische Leitung des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu übernehmen. Wie erwartet, hatte seine Ernennung einen Proteststurm ausgelöst. Man versuchte Dr. Lehr dazu zu bringen, sie rückgängig zu machen. John wurde gleichzeitig beschuldigt, ein heimlicher Kommunist, ein Werkzeug der Engländer und Mitglied des Britischen Intelligence Service, ein Alkoholiker und ein Homosexueller zu sein. General Busse, der ehemalige Stabschef von Mansteins, sprach bei Dr. Lehr vor, um gegen Johns Ernennung vorstellig zu werden. Als Begründung führte er Johns Beteiligung am Manstein-Prozess an und die Tatsache, dass John während des Krieges für die Engländer deutsche Offiziere verhört und antideutsche Propaganda verbreitet hatte.

Von den meisten dieser Einwände erfuhr John nichts. Sie wurden von Dr. Lehr abgewiesen. Bundespräsident Heuss stand auf Otto Johns Seite, und die westlichen Alliierten hatten volles Vertrauen zu ihm. Wenn es

galt, deutsche Verwaltungsposten zu besetzen, erbaten sie des öfteren Johns Rat, und tatsächlich wurden mehrere Ernennungen von prominenten ehemaligen Nazis durch Johns Veto abgelehnt. Klar, dass dies nicht zu seiner Beliebtheit in reaktionären Kreisen beitrug!

Auch Bundeskanzler Adenauer war keineswegs von John angetan. Seit ihn die Engländer seines Postens als Oberbürgermeister von Köln enthoben hatten, war er niemandem gewogen, der sich britischer Sympathien erfreute. Doch auch Adenauer vermochte keinen anderen brauchbaren Kandidaten zu finden. Immerhin zögerte er die Entscheidung hinaus, und erst nach einjähriger Probezeit beschloss das Bundeskabinett die Anstellung Johns als Präsident des BfV.

Johns vordringlichste Aufgabe bestand darin, die richtigen Mitarbeiter zu finden. Das war keineswegs einfach, denn alle ihm empfohlenen Fachleute hatten entweder für die Gestapo oder für die Abwehr gearbeitet. Selbst wenn dieses Faktum an sich sie noch nicht zu Faschisten stempelte, musste man ihnen einen Hang zu autoritären Regierungsformen unterstellen. Das Problem war, geeignete Fachleute zu finden, die an die demokratischen Einrichtungen, welche sie schützen sollten, auch glaubten.

Tatsächlich war Otto John genötigt, einige ehemalige Nazis einzustellen – um rechtsradikale Umtriebe zu überwachen. Diese Männer, scherzhaft die ‚Unentbehrlichen‘ genannt, hatten ihre Fachkenntnisse in der SS und im SD erworben. Sogar noch zwölf Jahre später, 1963, nach vielen parlamentarischen Untersuchungen und Entlassungen solcher Leute aus dem BfV, gab es im BfV immer noch ehemalige Gestapo- und SD-Männer in führenden Positionen.

Sogar wenn er die richtigen Leute gefunden zu haben glaubte, wurden diese noch der langwierigen Prozedur einer eingehenden ‚Durchleuchtung‘ durch die drei alliierten Besatzungsmächte unterworfen. Obwohl diese Sicherheitsmassnahmen damals überflüssig und zeitraubend erschienen, erwiesen sie sich später als äusserst nützliche Vorkehrungen: Sie verhinderten praktisch die Unterwanderung des BfV und der Landesämter.

Der Grossteil des Verfassungsschutz-Mitarbeiterstabs bestand aus

geschultem Nachrichtenpersonal. Aber es gab auch viele, die aus idealistischer politischer Überzeugung für den BfV tätig waren. Ihre Arbeit war nicht leicht. Da sie die Rechtsordnung des demokratischen Staates schützen sollten, mussten sie auch dessen Gesetze respektieren. Zum Unterschied zu den Agenten des BND, die auch im Ausland tätig sein konnten, und denen jedes Mittel zur Erreichung ihres Zieles recht sein durfte, standen den Beamten des BfV nur begrenzte Möglichkeiten offen. Otto John bemerkte dazu: «Meine Leute arbeiteten im Rahmen der Gesetze und nur in ihrem eigenen Land. Ihre Pflicht ist es, das Gesetz zu beachten. Sie dürfen nicht, wie die Gestapo, die Macht missbrauchen. Sie haben nicht mehr Rechte als gewöhnliche Bürger. Sie müssen aber kraft ihrer Geschicklichkeit mehr sehen und hören als der Mann auf der Strasse.»

Ursprünglich hatte das BfV drei Abteilungen, von denen jede direkt dem Präsidenten verantwortlich war. Abteilung I behandelte administrative und Rechtsangelegenheiten; sie wurde von Dr. Müllenmeister geleitet.

Abteilung II beschäftigte sich mit der Beschaffung von geheimen Informationen. Ihre Agenten arbeiteten etwa auf der Linie von Polizeispitzeln. Sie nahmen Tarnberufe an, besuchten politische Versammlungen und Tagungen, traten in Gewerkschaften oder Frontkämpfervereinigungen ein. Sie infiltrierten ausserdem die Vertriebenen verbände und extremistische Gruppen. Sie berichteten über alle Versuche, verfassungsfeindliches Gedankengut zu verbreiten, und über die Bemühungen von Extremisten, sich in einflussreiche Positionen einzunisten. Abteilungschef war Richard Gerken, ein ehemaliger Mitarbeiter der Abwehr des Admirals Canaris.

Abteilung III unter Rudolf Merz hatte die Informationen von Gerkens Sektion auszuwerten. Sie unterbreitete ihre Berichte dem Innenministerium und übermittelte sie der Staatsanwaltschaft bzw. dem politischen Dezernat der Kriminalpolizei. Ihre Aufgabe war es auch, für den parlamentarischen Ausschuss, der für das BfV zuständig ist, Rechenschaftsberichte zu verfassen. Ferner oblag ihr die Koordination der Zusammenarbeit mit den zehn Landesämtern für Verfassungsschutz sowie den einschlägigen Westberliner und alliierten Dienststellen. Der Stab von Ab-

teilung III setzte sich fast ausschliesslich aus Verwaltungsangestellten zusammen, unter denen sich zahlreiche Juristen befanden.

John hatte als Präsident das BfV zu vertreten, wann immer mit dem Bundeskanzler, den Ministern, dem Parlament, den Alliierten oder den zehn Länderregierungen konferiert werden musste. Er hatte an die Abteilungsleiter politische Direktiven auszugeben und war selbstverständlich für die Aktionen des BfV auf allen Ebenen verantwortlich.

Anfangs beschäftigte sich der Verfassungsschutz mit fast ebenso vielen Fällen von faschistischen wie kommunistischen Umtrieben. Die Faschisten wiesen unterschiedliche Schattierungen auf: Ultrationalisten, reaktionäre Militärs, unverbesserliche Nazis und gewisse Flüchtlinge aus dem Osten. Die meisten gaben sich allerdings mit der Zeit mit Adenauers konservativer Regierungsführung zufrieden und nahmen von ihrer oppositionellen Haltung Abstand. Doch der gefährliche Kern der Neonazis sammelte sich in extremistischen Rechtsparteien wie der ‚Sozialistischen Reichspartei‘ und der ‚Deutschen Reichspartei‘, und diese mussten sorgfältig überwacht werden. Später wurde die SRP auf Grund des vom BfV erbrachten Beweismaterials durch Urteil des Bundesverfassungsgerichts wegen Verfassungswidrigkeit aufgelöst.

John hielt es für falsch, Neonazis zu verfolgen. Er versprach sich mehr von dem Versuch, sie in die demokratische Gesellschaft zu integrieren. Indes, er hielt es für unerlässlich, sie aus dem Unterrichtswesen auszuschalten und von allen politischen und militärischen Positionen fernzuhalten.

Einer der ehemaligen Nationalsozialisten, die John überwachen liess, war Dr. Werner Naumann, der bis Kriegsende Staatssekretär im Propagandaministerium und in Hitlers Testament zu Goebbels Nachfolger bestimmt worden war. Der britische Geheimdienst fand heraus, dass Naumann mit einer Reihe von ehemaligen Nazi-Funktionären regelmässige Zusammenkünfte veranstaltete: mit Gustav Scheel, dem seinerzeitigen Reichsstudentenführer, den Hitler in seinem Testament als Minister für Erziehung und Volksbildung vorgesehen hatte, mit Paul Zimmermann, einem ehemaligen ss-Brigadeführer, mit Dr. Heinrich Hasel-

mayer, einem Experten für Rassenfragen und Sterilisierung, mit Heinz Siepen, ehemaligem Nazi-Funktionär und Teilhaber eines Solinger Stahlwerks, mit Karl Scharping aus der Rundfunkabteilung von Goebbels' Propagandaministerium und mit Karl Kaufmann, dem ehemaligen Hamburger Gauleiter der **NSDAP**.

Der Plan dieser Männer bestand darin, Presse und politische Parteien, Frontkämpfervereinigungen, Bauernverbände sowie Flüchtlings- und Jugendorganisationen zu durchsetzen und in deren Reihen Schlüsselpositionen zu erlangen; ausserdem wollten sie die Länder unterwandern, mit Posten von Landräten und Bürgermeistern. Nach diesem ersten Schritt beabsichtigten sie die Bildung einer offiziellen politischen Partei – mit dem Ziel, die demokratische Regierung zu stürzen.

John war der Ansicht, es genüge zur Durchkreuzung der Pläne dieser Gruppe, über alle Details informiert zu sein und alle ihre Versuche, ihre Mitglieder in offizielle Positionen einzuschleusen, rechtzeitig zu hintertreiben. Damit Naumann nicht daran zweifeln könne, dass John über seine Vorsätze informiert und das BfV entsprechend gewappnet sei, arrangierte er eine private Zusammenkunft mit ihm.

Doch am Tag, an dem dieses Treffen stattfinden sollte, wurde John um zwei Uhr früh in das britische Hauptquartier in Wahn bei Köln gerufen. Der Chef des englischen Nachrichtendienstes teilte ihm etwas betreten mit, dass in diesem Moment Naumanns Gruppe von ihnen verhaftet würde.

John war logischerweise verärgert. Diese Angelegenheit fiel unbestritten in die Kompetenz des BfV, und es hätte zumindest konsultiert werden müssen. Sie machte ausserdem Johns diplomatische Taktik Naumann gegenüber zunichte. Die Verhaftungen würden zweifellos die Bedeutung dieser Männer unnötig aufbauschen und ihnen eine enorme Popularität als ‚Märtyrer‘ verschaffen. Ein zusätzlicher Nachteil erwuchs für Johns Person daraus, dass jetzt seine enge und oft kritisierte Zusammenarbeit mit den Engländern bestätigt zu sein schien. Die folgenden Ereignisse bewahrheiteten Johns schlimmste Befürchtungen.

Es gab sensationelle Schlagzeilen – nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Anthony Eden rechtfertigte am 18.1.1953 die Ak-

tion im englischen Unterhaus: «Diese Männer, von denen einige bis 1945 zum persönlichen Kreis um Hitler gehörten, betrachteten es als ihre Mission, auf der Basis der Nazi-Ideologie eine neue Massenbewegung ins Leben zu rufen, um in Westdeutschland die politische Macht an sich zu reißen.»

Der erste Eindruck war, dass die Nazis ohne Eingreifen der Engländer glatt die Regierung übernommen hätten. Aber als die Zeit verstrich und nichts weiter geschah, begann sich die deutsche und britische Presse zu fragen, ob es sich mit den demokratischen Prinzipien vereinbaren liesse, sieben Personen monatelang ohne Anklageerhebung festzuhalten.

Die Situation der Engländer war keineswegs beneidenswert. Sie konnten weder genügend Beweise erbringen, um die verhafteten Nazis vor Gericht zu stellen, noch konnten sie nachweisen, dass deren Pläne für die verfassungsmässige Ordnung der Bundesrepublik oder die Sicherheit der Besatzungstruppen eine reale Gefahr bedeuteten. Daher entschlossen sie sich am 1.4.1953, die gesamte Angelegenheit der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe zu übergeben. Die konnte aber ebensowenig ausreichendes Beweismaterial zutage bringen, und unter dem Druck der öffentlichen Meinung und der Vorhaltungen der Anwälte, unter denen sich auch zwei Engländer befanden, wurden sechs der Verhafteten auf freien Fuss gesetzt und die Beschuldigungen gegen sie fallengelassen. Nur Dr. Naumann und Dr. Bornemann, der später verhaftet worden war, blieben in Haft bis Juli 1953. Gegen Naumann und Bornemann wurde im Juni 1954 Anklage wegen verfassungsfeindlicher Bestrebungen erhoben, doch lehnte der Bundesgerichtshof im Dezember 1954 die Eröffnung des Hauptverfahrens ab und setzte Naumann ausser Verfolgung.

Einige Monate später erhielt Otto John wieder eine unaufschiebbare ‚Einladung‘, diesmal von Georg August Zinn, dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten von Hessen. Im Haus des Ministerpräsidenten in Wiesbaden hatte sich eine Gruppe hoher Würdenträger versammelt, darunter auch der Innenminister und der Polizeipräsident. Die Stimmung war ausgezeichnet, der Gesprächston liebenswürdig, und es wurden auserlesene Weine serviert.

Um Mitternacht wurde plötzlich um Ruhe gebeten, und der Ministerpräsident begann zu sprechen. Er gab bekannt, dass im gleichen Moment auf Antrag der Staatsanwaltschaft Massenverhaftungen vorgenommen würden. Innerhalb des BDJ (Bundes Deutscher Jugend) wäre eine neo-nazistische militante Organisation aufgedeckt worden. Diese Gruppe sollte unter Leitung amerikanischer CIA-Instrukteure im Odenwald Partisanenlehrgänge abgehalten haben. Sie bereiteten sich eifrig für einen Krieg gegen Ostdeutschland vor und hätten Listen von Kommunisten, Sympathisierenden und Pazifisten angefertigt, die notfalls verhaftet werden sollten. Ausserdem wären Mitglieder des BDJ angespornt worden, in Ostdeutschland zu operieren, die ostzonale FDJ (Freie Deutsche Jugend) zu durchsetzen und eine umstürzlerische Tätigkeit gegen das kommunistische Regime zu entfalten.

Zinn beschäftigte sich nun mit dem BfV und Otto John. Er schien John gleichzeitig zu beschuldigen, dass er alles über die Angelegenheit gewusst und geschwiegen habe, um die Amerikaner zu decken, und dass ihm das Vorhandensein dieser militanten Jugendgruppe überhaupt entgangen war.

John war von diesen Enthüllungen derart erschüttert, dass er nicht zu antworten imstande war. Er hätte auch gar keine Antwort gewusst. Sein BfV hatte tatsächlich von diesen Umtrieben keine Ahnung gehabt. Wenn aber die Anschuldigungen des Ministerpräsidenten auf Wahrheit beruhten, waren die Folgen nicht abzusehen. Denn indem die Landesregierung auf eigene Faust handelte, hatte sie nicht nur die Bundesregierung übergangen, sondern auch die alliierte Besatzungsmacht.

Immerhin war John vor allem betroffen, da seine Organisation der Lächerlichkeit preisgegeben wurde. Er fragte also bei erster Gelegenheit den Ministerpräsidenten, warum er über die Geschehnisse nicht vorher informiert worden war. Zinn erwiderte offenherzig, dass in diesem Fall auch die Bundesregierung in Bonn davon erfahren hätte, und er habe angenommen, diese würde die Amerikaner, die den BDJ finanzierten und bewaffneten, gedeckt haben. Es gäbe in Bonn eine Menge Leute in einflussreichen Positionen, die für ein solches militärisches Unternehmen volles Verständnis hätten.



Trotz seiner eigenen schwierigen Lage hegte John eine gewisse Sympathie für die Handlungsweise der hessischen Regierung. Er erinnerte sich, wie nach dem Ersten Weltkrieg die Schwarze Reichswehr hinter dem Rücken der Alliierten heimlich die Extremisten ‚aufgepäppelt‘ hatte, die später entscheidend zu Hitlers Aufstieg beitrugen.

Alles, was John im Moment tun konnte, war Zeit gewinnen, um einen internationalen Skandal zu vermeiden. Er schlug daher vor, einen deutsch-amerikanischen Untersuchungsausschuss zu bilden. Dieser Vorschlag fand die Billigung des hessischen Ministerpräsidenten und später auch die des Bundesinnenministers Dr. Lehr und des amerikanischen Generals Treskow. Zwei Tage später trafen sich Treskow und Zinn in Gegenwart von Otto John und schlossen eine Art Waffenstillstand für die Arbeitsdauer des Ausschusses.

Doch bald darauf verletzte der hessische Ministerpräsident das Abkommen, indem er im Landtag die Geschehnisse öffentlich bekanntgab, ohne allerdings die amerikanische Einflussnahme zu erwähnen. Nichtsdestoweniger erriet die Presse sofort, dass das ganze Unternehmen von der CIA (Central Intelligence Agency) gefördert worden war – und diese Information der Presse entsprach genau Zinns Intentionen. Als Resultat des öffentlichen Skandals lösten sich zahlreiche Landesverbände des BDJ auf, nachdem in den sozialdemokratisch regierten Bundesländern der BDJ schon vorher verboten worden war.

Über ein Jahr lang musste John unter den traurigen Konsequenzen der Angelegenheit leiden. Dutzende von Jugendlichen wurden in der Ostzone als angebliche Spione und Provokateure verhaftet und erhielten Strafen bis zu neun Jahren Zuchthaus.

Diese Affäre steigerte keineswegs den guten Ruf der CIA oder des BfV. Johns Feinde nützten die Situation weidlich aus, und er dachte ernsthaft daran, zu demissionieren.

Eine der Organisationen, die das BfV schon seit Jahren beobachtete, war das IWF (Institut für wirtschaftswissenschaftliche Forschung), das seine Zentrale in Ostberlin hatte und Zweigstellen in Frankfurt und Hamburg unterhielt. Offiziell sollte es den Handel zwischen beiden Teilen Deutschlands fördern. Tatsächlich verbarg sich hinter diesem Na-

men ein Geheimdienstkader der SED. Es beschaffte Informationen über die westdeutsche politische und militärische Entwicklung.

Viele unterstützten die Idee, mit der Ostzone Handel zu betreiben. Sogar Antikommunisten waren dafür, nicht nur aus Geschäftsgründen, sondern auch weil sie in diesen Kontakten einen ersten Schritt für die Wiedervereinigung sahen. Sie konnten nicht wissen, dass die Leiter der IWF in Wirklichkeit führende ostdeutsche Kommunisten waren, denn normalerweise vermieden es hartgesottene Kommunisten nach Möglichkeit, in Organisationen zu fungieren, welche eine Freundschaft zwischen Ost und West befürworteten.

Im Jahr 1953, einige Tage vor Ostern, suchte ein amerikanischer Verbindungsoffizier John auf, um ihm mitzuteilen, dass ein Beamter des Ostberliner Büros des IWF in allernächster Zeit abspringen und in den Westen kommen würde. Er habe versprochen, nebst anderem Geheimmaterial eine Liste von in der Bundesrepublik tätigen Ostagenten mitzubringen. Es war von äusserster Wichtigkeit, den Zeitpunkt der Verhaftungen sorgfältig aufeinander abzustimmen, damit die betreffenden Agenten sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen könnten, sowie sie vom Überlaufen dieses Mannes erfuhren. Das BfV hatte natürlich keine Vollmacht, derartige Festnahmen anzuordnen, und John musste nach Karlsruhe fahren, um den Oberbundesanwalt Dr. Wiechmann aufzusuchen. Sie kamen überein, den ostdeutschen Überläufer möglichst schnell zu Wiechmann zu schicken. Dieser würde dann mit ihm die Liste der Agenten durchsehen und die nötigen Haftbefehle erwirken.

Bald nach Ostern verkündeten die Schlagzeilen der Zeitungen die Festnahme von 35 kommunistischen Spionen. Es war der grösste Schlag, der seit Kriegsende gegen den ostzonalen Geheimdienst geführt worden war, und ausserdem die erste derartige Aktion, bei welcher die deutschen Behörden unabhängig von den Alliierten vorgegangen waren.

Otto John war über das Ausmass der Verhaftungen fast genauso überrascht wie die Öffentlichkeit, und die zahlreichen Komplimente, mit denen er und das BfV überschüttet wurden, waren ihm eher peinlich. Tatsächlich hatte er mit der Angelegenheit von dem Augenblick an wenig zu tun gehabt, da er sie der Bundesanwaltschaft übergeben hatte. Als er

die Liste der Verhafteten und eine weitere Geheimliste von Verdächtigen studierte, fühlte er sich bei dem Gedanken, in diese Sache überhaupt verwickelt zu sein, noch unbehaglicher als zuvor.

Sehr bald fand er seine Befürchtungen bestätigt. Viele der beschuldigten Verhafteten erwiesen sich als vollkommen unschuldig. Einige von ihnen hatten sich mit den IWF-Büros lediglich aus rein geschäftlichen Gründen in Verbindung gesetzt, an andere waren die kommunistischen Mitglieder des Instituts von sich aus herangetreten.

Wieder folgte den überstürzten Verhaftungen die übliche Routine von Entlassungen und verlegenen Entschuldigungen. Und wieder kritisierten Presse und gewisse Politiker Otto John und das BfV wegen der eigenwilligen Inhaftierung von Unschuldigen – eine sehr ernsthafte Beschwerde für eine Organisation, welche sowohl die Verfassung als auch die Rechte des einzelnen Staatsbürgers schützen sollte.

Anscheinend war das Debakel durch einen übereifrigen amerikanischen Nachrichtenoffizier verursacht worden, der harmlose Geschäftsleute für gefährliche Kommunisten hielt. Doch die Verhaftungen schreckten weitere westdeutsche Geschäftsleute davon ab, mit der Ostzone Handel zu betreiben. Der Handel zwischen Ost und West hatte nämlich in letzter Zeit grosse Fortschritte gemacht, und dies lag nicht im Interesse der Vereinigten Staaten, deren Politik auf eine unabhängige und wiederaufgerüstete Bundesrepublik als starken Verbündeten ausgerichtet war. Vielleicht war dem amerikanischen Agenten gar kein Irrtum unterlaufen?

Alle Geheimdienste haben dem leidigen Umstand Rechnung zu tragen, dass meist nur ihre Fehlschläge publiziert werden, denn gerade bei erfolgreichen Operationen ist ständige Geheimhaltung die wesentliche Voraussetzung. Dies galt zweifellos auch für das BfV, das einen unermüdlichen Kampf gegen gut organisierte kommunistische Untergrundgruppen führte. Nach offiziellen Schätzungen waren – und sind noch – etwa 16'000 kommunistische Agenten in der Bundesrepublik tätig, die von der Westkommission beim Politbüro des ZK der SED dirigiert werden. Sie repräsentieren ungefähr 80% aller ausländischen Agenten in

der BRD. Die Kommunistische Partei (West)Deutschlands war bis zum August 1956 legal und in der Lage, beim Aufbau des Agentennetzes mitzuhelfen. Sie hütete sich hingegen, ein Risiko einzugehen, das Massnahmen gegen sie provoziert hätte. Sie arbeitete lieber mit Hilfe von Tarnorganisationen und bereitete für den Tag, an dem die Partei verboten werden würde, eifrig eine Untergrundorganisation vor.

Das BfV richtete sein Hauptaugenmerk nicht so sehr auf offensichtlich kommunistische Zweigorganisationen, sondern vor allem auf solche, die – ohne sich dessen bewusst zu werden – schrittweise von kommunistischen Agenten unter Kontrolle gebracht wurden. BfV-Agenten mussten daher nicht nur Jugendklubs und pazifistische Vereinigungen unterwandern, sondern auch Freundschaftsverbände und Kulturgruppen. Ausserdem hatten sie den Quellen des endlosen Stroms kommunistischer Literatur nachzuspüren sowie den umherreisenden Agenten, die Sympathisierende zu Tagungen und Jugendtreffen in Ostdeutschland einluden.

Im Jahr 1952 beschäftigte das BfV in seiner Kölner Zentrale in der Brückenstrasse 90 Angestellte. 1954 gab es bereits 280, und zehn Jahre später arbeiteten im grossen neuen Büroblock an der Inneren Kanalstrasse über 1'000. Während dieser Jahre hatte das BfV seinen Tätigkeitsbereich weitgehend ausgedehnt. Es war in der Zwischenzeit auf fünf Abteilungen angewachsen.

Abteilung I: Rechtsfragen, Verwaltung und Personal. Abteilung II: Rechtsradikalismus. Abteilung III: Linksradikalismus. Abteilung IV: Spionageabwehr. Abteilung V: Geheimschutz.

Das BfV arbeitete an sich mit dem anderen Nachrichtendienst, der ‚Organisation Gehlen‘, dem späteren BND, gut zusammen. Trotzdem gab es keinen Kontakt zwischen den beiden Chefs. John und Gehlen waren zu gegensätzliche Persönlichkeiten, ihre Herkunft und ihre Vergangenheit zu verschieden. Gehlen, der Fachmann, betrachtete John als Dilettanten; John befürwortete ein neutrales Deutschland, während Gehlen für ein stark aufgerüstetes Westdeutschland eintrat, das neben den Amerikanern eine führende Rolle in der westlichen Allianz spielen sollte. John machte kein Hehl aus seinem Misstrauen gegen die deutschen Generäle und warnte ständig vor der Gefahr, sie könnten eines

Tages wieder eine politische Rolle spielen; das war natürlich ein rotes Tuch für Gehlen, der letzten Endes zu dieser Gruppe gehörte. Doch der General war viel zu schlau, um die Einstellung seines Kollegen offen zu missbilligen, umso mehr, als Johns Politik bald durch dessen eigene führende Mitarbeiter lahmgelegt wurde. Denn diese waren fast ausnahmslos Männer, die schon im Nachrichtendienst gearbeitet hatten, und Vizepräsident Albert Radke war fünf Jahre lang Mitglied der Organisation Gehlen gewesen.

Das waren die Leute, die das BfV tatsächlich dirigierten, und es bereitete ihnen keinerlei Schwierigkeit, die Einzelheiten ihrer praktischen Arbeit vor ihrem Präsidenten geheimzuhalten. Einerseits war er nicht an ‚Spionageromanen‘ interessiert, andererseits überliessen sie ihm gern das, was er für wichtig hielt: die psychologischen Ursachen des rechten und linken Extremismus und wie man ihnen begegnen könnte. Sie betrachteten seine Ansichten als naiv und romantisch und keineswegs wirksam für die Bekämpfung kommunistischer Umsturzdrohungen.

Bis etwa 1956 wurden jährlich 2'000 feindliche Agenten verhaftet. Später erhöhte sich dieser Durchschnitt auf 3'000. Eine Analyse dieser Festnahmen ergab, dass 72% aller verräterischen Umtriebe auf Erpressung zurückzuführen waren, 25% auf Geldgier und nur 3% auf politische Überzeugung.

Was diese politisch motivierten Fälle betraf, stammten weniger als 10% von rechtsgerichteten Gruppen. Der Grund dafür war, dass die Linke über die enormen Hilfsquellen der Sowjetunion verfügte, während die Rechte nur sehr spärliche und unregelmässige Unterstützung von unbedeutenden ausländischen Organisationen erhielt. Es ist klar, dass die faschistischen Parteien von Norman Rockwell in den Vereinigten Staaten, Colin Jordan in England und Walter Gruen in Schweden sich nicht mit der kommunistischen Partei der Sowjetunion messen konnten.

John betrachtete es als seine Hauptaufgabe, die politische Psychologie der Feinde der Demokratie zu analysieren. Er studierte sorgfältig die Schriften und Reden der Extremisten und versuchte nicht nur die Moti-

vierungen der Autoren, sondern auch die ihrer Leser und Hörer zu ergründen. Zu Anfang des Jahres 1954 unterbreitete er einen detaillierten Vorschlag für die komplette Reorganisation des BfV auf Grund seiner Untersuchungen und Schlussfolgerungen. Doch er sollte nie erfahren, wie seine Empfehlungen aufgenommen wurden.

Am 15. Juli reiste John mit seiner Frau nach West-Berlin, um der Wiederwahl von Präsident Heuss beizuwohnen. Einige Tage später wohnte er der Gedenkfeier für die Opfer des 20. Juli bei, zu denen ja auch sein Bruder Hans gehörte.

Zu den vielen Bekannten, die er in Berlin aufsuchte, gehörte auch ein gewisser Dr. Wohlgemuth. Zweck des Besuches war unter anderem die Ausstellung eines ärztlichen Attestes. John brauchte es nicht für sich selbst, sondern hatte es Frau Nehlsen einer befreundeten Witwe, versprochen, die es für ihren Rentenanspruch benötigte.

Otto John hatte den Arzt noch während des Krieges im Haus von Professor Sauerbruch kennengelernt. Zu jener Zeit arbeitete Wohlgemuth unter Sauerbruch, aber der Professor entliess ihn später wegen einiger unsauberer Affären mit Krankenschwestern.

Wohlgemuth war immer noch Bohemien und Lebenskünstler, ein nicht ganz zuverlässiger Zeitgenosse, der amüsant zu plaudern verstand, glänzend Trompete blies und in zahllose Liebesgeschichten verwickelt war. Ausserdem verfügte er über erstklassige Verbindungen, sowohl in Ost- wie in Westdeutschland, über die er sich aber gleicherweise lustig machte. Trotzdem sympathisierte John mit ihm, vor allem aus politischen Gründen. Beide hassten und verachteten die alten Nazis und beide waren schärfste Gegner der deutschen Wiederbewaffnung.

Am 20. Juli verliess Otto John sein Hotel um ½ 8 Uhr abends, um den Doktor zu treffen. Von diesem Moment an blieb er wie vom Erdboden verschwunden, und man hörte erst zehn Tage später von ihm, als er über den ostdeutschen Rundfunk bekanntgab, dass er auf die andere Seite übergegangen war.

Es gibt zwei Versionen von Otto Johns Geschichte: Johns eigenen Bericht und die Fassung von Dr. Wohlgemuth. Beide Versionen haben ihre Befürworter, beide weisen wahrscheinliche und unwahrscheinliche Punkte auf. Die letzte Wahrheit wird man möglicherweise nie erfahren.

Man kann nicht mehr tun, als unparteiisch beide Seiten zu Wort kommen zu lassen:

Erst Johns eigener Bericht:

Er fuhr im Taxi zu Wohlgemuths Praxis an der Ecke Kurfürstendamm und Uhlandstrasse. Der Doktor war gerade dabei, sein Abendessen zu beenden. Er liess John Kaffee servieren. Nachher fuhren beide in Wohlgemuths Wagen zu dessen Privatwohnung.

Unterwegs erinnerte sich Dr. Wohlgemuth, dass er einige Unterlagen für seinen Steuerberater vergessen hatte, und er wollte sie holen. John war dagegen, denn es war bereits spät, und er wollte möglichst schnell zum Abendessen in seinem Hotel zurück sein. Doch bevor er protestieren konnte, begann er sich plötzlich schläfrig zu fühlen. Das Letzte, woran er sich erinnerte, war, dass Dr. Wohlgemuth in schnellem Tempo weiterfuhr, ohne auf seine gemurmelten Einwände zu achten.

Als er erwachte, lag er in einem abgedunkelten Raum auf einer Couch. Sakko, Uhr, Schuhe und Krawatte hatte man ihm weggenommen. Durch eine offene Doppeltür sah er drei stämmige Russen und eine Krankenschwester um einen Tisch sitzen. Um Zeit zu gewinnen, gab er vor weiterzuschlafen, während er versuchte, die Geschehnisse zu rekonstruieren. Schliesslich kam einer der Russen zu ihm ins Zimmer und fragte, wie er sich fühle. Otto John bewegte sich nicht und antwortete nicht. Der Russe wiederholte seine Frage, dann ging er zu den anderen zurück. Doch er kam wieder und sagte: «Wenn Sie den Stummen spielen wollen, weiss ich schon, wie ich Sie zum Reden bringen kann.»

Otto John war nun der Meinung, dass er ebensogut herausfinden könne, was geschehen war. Er setzte sich auf und bat mit möglichst ruhiger Stimme um Wasser. Die Krankenschwester brachte es ihm, zusammen mit einem Glas russischem Kognak.

«Was ist mit Dr. Wohlgemuth passiert, wo ist er?» Einer der Beamten antwortete: «Der Doktor ist ein sehr beschäftigter Mann, er operiert gerade in der Klinik.» John verlangte, sofort zu ihm geführt zu werden, doch man hiess ihn schweigen.

Er fragte, was die Russen von ihm wollten, und man sagte ihm, dass er mit ihnen arbeiten sollte. Als er aber Näheres über die Art dieser Ar-

beit wissen wollte, teilte man ihm mit, das würde der General entscheiden. Daraufhin verlangte er sofort den General zu sprechen. Doch die Russen flüsternten untereinander und erklärten ihm dann, das hätte Zeit bis zum nächsten Tag, wenn er erholt und ruhiger wäre.

Der General erschien tatsächlich am nächsten Tag; zu Johns Überraschung machte er mehr den Eindruck eines Schulmeisters als den eines Militärs. Er war sehr freundlich und erkundigte sich nach Johns Befinden, doch weigerte er sich zu verraten, wohin man John gebracht hatte. Stattdessen setzte er sich an Johns Seite und erklärte ihm ausführlich, dass die Russen seine Karriere sorgfältig und mit Wohlwollen verfolgt hätten. Sie hätten seine aufrechte Haltung gegen die Exnazis anerkannt und aus seinen Reden und Handlungen geschlossen, dass er, wie sie, ein Gegner der westdeutschen Wiederbewaffnung wäre. Sie hiessen ihn jetzt im Osten willkommen, wo man ihm Gelegenheit geben wolle, seinen Kampf für den Frieden fortzusetzen.

John hatte seine eigenen Agenten immer angewiesen, sich im Falle einer Verschleppung scheinbar kooperativ zu verhalten und allen Forderungen nachzugeben, solange diese nicht wesentliche Geheimnisse oder Leben und Sicherheit anderer Agenten gefährdeten. Er hatte stets unterstrichen, dass offener Widerstand sinnlos wäre und bloss zu Gehirnwäsche oder Folterung führen würde, wenn nicht zu Schlimmerem.

Als der General geendet hatte, war John bereits entschlossen, mit den Russen zum Schein zusammenzuarbeiten, so wie es seine eigenen Instruktionen vorschrieben. Er sah darin die einzige Möglichkeit, früher oder später seine Freiheit wiederzuerlangen. Der General liess ihn schliesslich allein. Vorher hatte er John jegliche Unterstützung versprochen.

Diese ‚Unterstützung‘ entpuppte sich als ein Team von russischen politischen Experten. Man war übereingekommen, dass John vor Repräsentanten der internationalen Presse eine grosse Rede über Frieden und Koexistenz halten solle. Den ersten Entwurf des Textes machte John selbst; aber mit Drohungen, Versprechungen und Modifikationen änderten die Russen den Sinn seiner Ansprache. Schliesslich einigte man sich auf eine endgültige Fassung, und das Probesprechen konnte beginnen.



John musste die Rede auswendig lernen und ausserdem die Antworten auf jede mögliche Frage, die ihm Journalisten stellen könnten.

Die Konferenz fand am n. August 1954 im Pressehaus nahe dem Ostberliner Bahnhof Friedrichstrasse statt. Ein Podium war errichtet worden, und ringsum standen Film- und Fernsehkameras. Drei- bis vierhundert Presseleute kämpften um Sitze, darunter eine grosse Anzahl westlicher Journalisten – auch zahlreiche aus der Bundesrepublik.

Was die Pressekonferenz betrifft, gibt es natürlich nur eine einzige Version.

Anfangs war das Podium leer. Vor einem Vorhang standen ein Tisch und wenige Stühle, von den Scheinwerfern hell angestrahlt. Dann trat Otto John vor den Vorhang, begleitet vom späteren Sekretär des ‚Ausschusses für Deutsche Einheit‘, Dr. Wilhelm Girnus, und von einem Sowjet-Repräsentanten namens Tschirnow.

Zuerst war John von den grellen Lichtern völlig geblendet. Langsam nur begannen die Gesichter der ihm zunächst Sitzenden klare Formen anzunehmen. Zu seiner grossen Überraschung sah er sich einer Gruppe westlicher Journalisten gegenüber, die er gut kannte. Da war sein alter Freund Senfton Delmer, der jetzt für den ‚Daily Express‘ arbeitete, und neben diesem Gaston Coblenz von der ‚New York Herald Tribune‘ und Karl Robson vom ‚News Chronicle‘.

Zwei Reihen Sicherheitsbeamte bildeten eine Mauer zwischen John und seiner Zuhörerschaft. Nach einer kurzen Einführung durch Dr. Girnus verlas Otto John den Text, der so sorgfältig vorbereitet worden war. Alles, was er in der Bundesrepublik kritisiert hatte, kam in der Rede zur Sprache: die ehemaligen Nazis in einflussreichen Positionen; die Gefahren der Wiederaufrüstung, die unvermeidlich die alten Militaristen an die Macht bringen und die preussische Tradition des blinden Gehorsams wiedererwecken würde. Die Wiedervereinigung Deutschlands als Basis für einen dauerhaften Frieden und die Verpflichtung aller Friedensfreunde im Osten und im Westen, die Wiederholung der deutschen Tragödie unmöglich zu machen, waren weitere Themen.

Im Grunde ergab die Pressekonferenz nichts Neues; alles, was John

vorbrachte, war schon oft gesagt und gedruckt worden. Die Journalisten machten sich auch kaum Notizen; sie waren vor allem daran interessiert, herauszufinden, ob John aus eigenem Antrieb auf die andere Seite übergegangen war. Die Rede selbst gab darüber keinen Aufschluss. John war zweifellos äusserst nervös, aber inmitten der Batterie von Kameras und Scheinwerfern war das leicht verständlich.

John setzte sich und fuhr mit dem Taschentuch über das Gesicht. Jetzt forderte Dr. Girnus die Presseleute auf, ihre Fragen zu stellen. Viele Hände schossen in die Höhe. Die ersten sechs Journalisten, die zu Wort kommen durften, vertraten Zeitungen aus Ostblockländern, und was sie wissen wollten, war belanglos. Jedenfalls antwortete John ausserordentlich schnell und präzise. Dies fiel auf, denn sonst waren seine Reaktionen bei Pressekonferenzen stets langsam gewesen.

Jetzt war Sefton Delmer an der Reihe. Er wollte wissen, ob Otto John seiner Kritik der westdeutschen Politik nicht von der Bundesrepublik aus stärkeren Nachdruck verleihen könnte. John antwortete routinemässig: Infolge seiner Position hätte er im Westen nie so offen sprechen können. Diese Erwiderung befriedigte Delmer nicht, und er wollte eine Zusatzfrage stellen, doch Dr. Girnus unterbrach ihn scharf und liess als nächsten einen Ostblock-Korrespondenten zu Wort kommen.

Als die Konferenz vorüber war, sprangen Delmer, Robson und Coblenz auf das Podium, um in Johns Nähe zu kommen. Delmer fragte Dr. Girnus auf deutsch, ob er mit seinem Freund Otto John sprechen dürfe. Zu seiner Überraschung erhob Dr. Girnus keinen Einwand und bat alle drei, mit ihnen in den ersten Stock zu gehen, wo ein kaltes Büfett vorbereitet war. In dem Gedränge auf der Treppe wandte sich John zu Delmer und flüsterte: «I am in a hell of a situation.» («Ich bin in einer ver-teufelten Lage.») Doch Delmer verstand: «This is a hell of a situation.» («Es ist eine verteufelte Lage.») Und er glaubte, John bezöge sich auf die allgemeine politische Lage.

Oben sassen Dr. Girnus und Tschirnow wieder rechts und links von John, und ein Mann, der wie ein Leibwächter aussah, am Ende des Tisches. Delmer entschied, dass es kein geeigneter Zeitpunkt war, um John Fragen zu stellen, die ihn in Gegenwart von kommunistischen

Funktionären in Verlegenheit bringen könnten. In seinem Buch ‚Black Boomerang‘ (das in London bei Seeker und Warburg erschienen ist) gibt er die folgende Konversation wörtlich wieder.

Delmer: «Wann haben Sie sich entschlossen, den Westen zu verlassen und in die DDR ZU gehen?»

John: «Ich habe den Entschluss, hier zu bleiben, erst gefasst, nachdem ich die Sektorengrenze überschritten und ein Gespräch mit gewissen Herren hier geführt hatte.»

Delmer: «Als Sie am Abend des 20. Juli mit Dr. Wohlgemuth abfahren, geschah das also noch nicht in der Absicht, sich auf Ge-  
deih und Verderb mit den Herren in diesem Sektor zu verbinden?»

John: «Ich kann nur noch einmal wiederholen, Tom: Ich hatte zuvor keinerlei Entschluss gefasst, sondern erst nachdem ich die Sektorengrenze überschritten und nachdem ich mit gewissen leitenden Persönlichkeiten hier gesprochen hatte.»

Delmer war der Meinung, es handle sich um eine sorgfältig formulierte Erklärung und John wäre so weit gegangen, wie es ihm in Hörweite der Kommunisten möglich war. Als er das Pressehaus verliess, um in den Westen zurückzufahren, warf er sich vor, nicht mehr für seinen Freund getan zu haben. Er war der festen Überzeugung, dass John verschleppt worden war und gegen seinen Willen festgehalten wurde. Jetzt erst, zu spät, fiel ihm ein, was er hätte sagen sollen: «Wir, Ihre Freunde, glauben kein Wort von dem, was Sie hier im Osten sagen. Kommen Sie mit uns in den Westen hinüber und wiederholen Sie Ihre Worte, dann werden wir Ihnen glauben.» Diese Unterlassungssünde belastete Delmers Gewissen noch lange Zeit.

Das Folgende beruht wieder auf Johns eigenen Aussagen:

Zwei Wochen nach der Pressekonferenz, am 24. August, wurde John im Flugzeug nach Moskau gebracht. Man behauptete, dass dies zu seiner eigenen Sicherheit geschehe, und unterzog ihn ausserdem einer gründlichen medizinischen Untersuchung. Man stellte ihm am Rande der Stadt ein kleines Landhaus zur Verfügung sowie eine Limousine und zwei Betreuer, die sich beide Vadim nannten und ihn überallhin begleiteten.

Anfang September flog Otto John mit den beiden Vadims in den Kaukasus. Sie lebten in einer hübschen Villa in Gagry am Schwarzen Meer und verbrachten die Zeit mit Spaziergehen und Schwimmen. Doch eines Tages erschienen Besucher, ein Oberst Michailow und dessen Frau. Obwohl das gegenseitige Sichkennenlernen mit Kaviar und Champagner gefeiert wurde, gab sich John keinen Illusionen hin, und er hatte recht damit: Jetzt erst sollte die Zeit seiner wirklichen Prüfung beginnen. Der Oberst war ein alter Bolschewik, der unter Berija gedient hatte, ein ausgezeichneter Gesellschafter, aber gleichzeitig ein Mann, der vor nichts haltmachte, um sein Ziel zu erreichen.

Zuerst versuchte Michailow, John ausser Fassung zu bringen, indem er ihm enthüllte, wieviel der sowjetische Geheimdienst über ihn wusste. Der Oberst legte ihm sogar einen von seinem Nachfolger beim BfV unterschriebenen Bericht über sein Überlaufen vor. John war sehr interessiert, herauszufinden, wie gut sie in Moskau über das BfV informiert waren, aber keineswegs übermässig erstaunt. Er hatte vor dem Innenminister wiederholt seine Verantwortung für das Durchsickern von Geheimnissen abgelehnt, solange von wichtigen Dokumenten zahlreiche Kopien an andere Regierungs- und Nachrichtendienststellen übermittelt werden mussten. Ausserdem hatte er stets den Verdacht gehabt, dass in der Organisation Gehlen verschiedene ehemalige Nazis arbeiteten, denen man nicht über den Weg trauen durfte. Nichtsdestoweniger gab er vor, von der Arbeit des sowjetischen Geheimdienstes gebührend beeindruckt zu sein.

Der Oberst und die beiden Vadims begannen ihm nun pausenlos Fragen über seine Vergangenheit zu stellen. Sie wollten alle Einzelheiten wissen, speziell über seine Kontakte mit dem britischen Geheimdienst in Spanien und Portugal. Das war nicht weiter bedenklich; John hatte bezüglich seiner Tätigkeit während des Krieges nichts zu verheimlichen. Doch die Fragen kamen immer wieder auf seine Gespräche mit den englischen Nachrichtenoffizieren zurück, und es wurde John klar, dass das, was man eigentlich aus ihm herausholen wollte, das Eingeständnis eines antisowjetischen Abkommens zwischen den deutschen Verschwörern und den westlichen Alliierten war. Die Russen schienen davon überzeugt zu sein, dass ein Plan bestanden hatte, nach welchem

die deutschen und die alliierten Armeen, nach der Feuereinstellung an der Westfront gemeinsam gegen die Sowjetunion marschieren sollten.

Bisher hatte eine ältliche Wirtschafterin den Haushalt geführt; die wurde jetzt von einer gutaussehenden jungen Krankenschwester abgelöst. John war besessen von der Furcht, dass man ihm Drogen verabreichen oder ihn foltern würde. Tag für Tag wurden die Verhöre fortgesetzt. Man versuchte ihn nie zu zwingen, Geheimnisse des BfV zu verraten; stattdessen wollte man alles über seine Beziehungen zu den Engländern wissen.

«Wo sind Sie in England ausgebildet worden? ... Von wem? ... Wer ist Ihr Chef in London? ... An wen haben Sie Ihre Berichte zu schicken? ... An welche Abteilung? ... Was sind die NATO-Pläne gegen die Sowjetunion? ... Welche Aufgaben übertrugen Ihnen die Engländer, als Sie in ihre Dienste traten? ... Wieviel bekamen Sie bezahlt? ... Was war Ihre erste Aufgabe? ...»

Nach einigen Wochen intensivster Verhöre begannen Johns Befürchtungen zu schwinden. Er kannte jetzt die Absichten der Russen. Sie schienen nicht am BfV interessiert zu sein – wahrscheinlich erhielten sie darüber regelmässige Berichte von ihren Agenten im BND. Möglicherweise sassen sogar russische Spitzel in seinen eigenen Abteilungen. Es erleichterte ihn, dass er keine wesentlichen Geheimnisse des BfV preisgeben sollte; im Grunde wollte man ihn vor allem zum Eingeständnis bringen, dass er ein Agent des britischen Geheimdienstes war.

Eines Tages reiste Oberst Michailow so plötzlich ab, wie er gekommen war. Kurz nach seiner Abfahrt kehrten Otto John und die beiden Vadims nach Moskau zurück. Sie zogen in das gleiche Landhaus wie zuvor und führten ein angenehmes Leben. Einige Wochen verstrichen, ohne dass etwas Besonderes geschah, und John vermutete bereits, dass diese Atempause auf einen Wechsel in der sowjetischen Politik zurückzuführen sei. Erst Anfang Dezember, als die Moskwa bereits zugefroren war, fuhr plötzlich eine Regierungslimousine vor, der ein grosser, gebeugter Mann in einem langen Pelzmantel entstieg. Er machte einen kränklichen und gebrechlichen Eindruck, sprach mit schwacher Stimme und stellte sich als General Panjuschkin vor. Alexander Semjonowitsch

Panjuschkin hatte eine lange diplomatische Karriere hinter sich und war sowohl in China wie auch in den Vereinigten Staaten Botschafter gewesen. Nach Berijas Exekution war er Chef der Abteilung Auslandsspionage des sowjetischen Geheimdienstes geworden.

John und der General speisten zusammen, und der General erkundigte sich im Konversationston nach Johns Plänen. Ohne seine dicken Pelze sah er noch weniger wie einer der Chefs des berüchtigtsten Geheimdienstes der Welt aus, sondern eher wie ein ällicher britischer Diplomat. Doch John war auf der Hut und erwiderte: «Ich möchte nach Berlin zurückkehren und Weiterarbeiten, wie ich versprochen habe: für Abrüstung, Entnazifizierung und die Wiedervereinigung Deutschlands!»

Panjuschkin erwiderte unmittelbar und beinahe mit Erleichterung: «Ausgezeichnet! Ich bin froh, dass Sie das sagen. Sie fliegen morgen nach Berlin zurück.» Dann wurde kein Wort mehr über das Thema verloren, und am nächsten Tag, dem 12. Dezember, kehrte John nach Ostberlin zurück.

Etwas ausserhalb von Berlin, am Zeuthener See, wurde John in einem kleinen, aber komfortablen Haus untergebracht. Ein Mann vom Staatssicherheitsdienst namens Vogt wohnte mit ihm und wich nicht von seiner Seite, Vogts Frau und Schwiegermutter besorgten den Haushalt. Auch ein Wagen mit Chauffeur, der ebenfalls vom SSD war, stand zu seiner Verfügung.

Die Russen hatten John an den ostdeutschen ‚Ausschuss für Deutsche Einheit‘ überstellt. Diesem Ausschuss stand Albert Norden vor, der Propagandachef der SED, den man oft den ‚roten Goebbels‘ nannte. Norden betrachtete John als die wichtigste westdeutsche Persönlichkeit im kommunistischen Lager und gedachte dessen Propagandawert voll auszunützen.

John erhielt ein aus drei Zimmern bestehendes Büro im ehemaligen nationalsozialistischen Propagandaministerium und eine Stadtwohnung, in der er auch Freunde aus dem Westen empfangen durfte. In seinem Büro sassen zwei Sekretärinnen im Empfangsraum – und zwei SSD-Männer im Vorzimmer. Hier sollte John Artikel über die Wiedervereinigung Deutschlands schreiben, sowie heftige Attacken auf antikommunistische Artikel in westdeutschen Zeitungen.

Albert Norden war bald enttäuscht. John war kein geschulter Journalist, und seinen Artikeln über Kommunismus fehlte jede Überzeugungskraft. Norden und seine Assistenten wurden der ewigen Debatten über Johns Manuskripte bald müde. John schien nicht richtig zu begreifen, was man von ihm erwartete. Norden fand sich mit der Wertlosigkeit von Johns Propagandabeitrag ab; er beauftragte ihn daher, in Zukunft an Prominente in der BRD Briefe zu schreiben und sie zu Diskussionen über die Wiedervereinigung nach Ostdeutschland einzuladen.

Im Sommer 1955 schien John nach aussen hin mit seinem Leben zufrieden zu sein. Das entsprach seiner Absicht. Seine einzige Fluchtchance bestand darin, seine Aufpasser einzulullen.

Am leichtesten liessen sich Kontakte mit dem Westen im Presseklub herstellen. Dort konnte er ungestört mit allen Journalisten sprechen. Der Klub befand sich nahe der Zonengrenze, in der Friedrichstrasse.

Von diesem Punkt an stimmen die beiden Versionen der Geschichte wieder überein:

Ein regelmässiger Besucher des Klubs war der dänische Journalist Bonde-Henriksen, ein gemeinsamer Freund von John und Prinz Louis Ferdinand. John schloss sich ihm an. Er liess durchblicken, dass er im Grund ein Gefangener sei und dass er fliehen wolle. Bonde-Henriksen setzte sich mit dem britischen Intelligence Service in Verbindung; aber die Engländer wollten keinen diplomatischen Zwischenfall heraufbeschwören. Schliesslich entschloss sich Bonde-Henriksen, die Sache allein durchzuführen.

In der Zwischenzeit hatten er und John eine Art Geheimsprache entwickelt. Als John sagte: «Ich werde viel in der Universitätsbibliothek mit Professor Nathan zu tun haben, wahrscheinlich bis Anfang Dezember», verstand Bonde-Henriksen, dass John plante, zu diesem Datum von der Bibliothek aus in den Westen zu entkommen. Dieses Gespräch fand Ende Oktober statt.

John besuchte im November regelmässig Professor Nathan. Er gab vor, sich für dessen Arbeiten zu interessieren, und begann selbst eine These über Internationales Zivilrecht zu schreiben. Der Professor war mehr als entgegenkommend und liess John sogar Vorlesungen vor seinen Studenten halten.

John hatte die Bibliothek als Ausgangspunkt für seine Flucht gewählt, weil sie zwei Eingänge besitzt. Diese Tatsache war natürlich auch den Aufpassern bekannt; ihre Doppelposten hatten in drei Achtstundenschichten Dienst. Doch John schätzte, dass sie mit der Zeit nachlässig werden würden, da er so oft und so lange in der Bibliothek arbeitete. Klarerweise war das Herumstehen für das jüngste Team am langweiligsten. John notierte sorgfältig den Rhythmus der Ablösungen.

Anfang Dezember bemerkte John im Presseklub zu Bonde-Henriksen: «Ich werde meine Arbeiten am 12. Dezember abgeschlossen haben. Vielleicht könnten wir am späten Nachmittag zusammen einen Drink nehmen.» Und als sie sich verabschiedeten, fügte er beiläufig hinzu: «Würden Sie mich vielleicht am Haupteingang erwarten?»

Am Spätnachmittag des 12. Dezember liess sich John von seinen zwei jüngsten Aufpassern zur Bibliothek bringen, angeblich, um Professor Nathan zu treffen. Sie fuhren wie üblich beim rückwärtigen Flügel des Gebäudes vor, in dem der Professor seine Arbeitsräume hatte. John stieg aus und liess seine Aktentasche im Wagen, weil er – wie er sagte – sofort zurückkommen wollte. Doch dann, anstatt zu Professor Nathan zu gehen, eilte er durch die gewundenen Korridore der Bibliothek bis zum Haupteingang, wo Bonde-Henriksen in einem Wagen mit dänischem Nummernschild auf ihn wartete. John stieg ein, wickelte sich einen dicken Schal um den Hals, zog seinen Hut tief in das Gesicht und zündete eine Pfeife an, die ihn in dicke Rauchwolken hüllte. Der Wagen fuhr auf und davon und hielt kurz darauf beim Grenzposten am Brandenburger Tor.

«Alles in Ordnung?» fragte Bonde-Henriksen den diensthabenden Vopo. Der warf einen Blick auf die dänische Nummerntafel und die dänische Flagge und winkte ihm, weiterzufahren. Einige Sekunden später waren sie im Westen.

John wusste, dass er nicht lange in Berlin bleiben durfte, die Kommunisten würden zweifellos versuchen, seiner wieder habhaft zu werden. Um 17.45 Uhr flogen er und sein dänischer Freund von Tempelhof nach Wahn. Dr. Brückner von der Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamtes erwartete John am Flugplatz und brachte ihn zur Vernehmung



in sein Büro. Da man John die Zusage des Staatssekretärs im Justizministerium übermittelt hatte, er würde bei seiner Ankunft zwar verhört, aber nicht verhaftet werden, fiel es ihm nicht weiter auf, dass er seine erste Nacht im Westen im Gebäude der Sicherungsgruppe verbringen musste. Im Gegenteil, er betrachtete es als eine Schutzmassnahme gegen die Russen. Überdies befand sich seine Frau in London, und er hatte nicht einmal mehr einen Schlüssel zu seiner Kölner Wohnung bei sich.

Vor allem wollte er natürlich mit seiner Frau sprechen, und Dr. Brückner stellte sofort eine Verbindung mit London her. Es war nach siebzehn Monaten zum ersten Mal, dass er die Stimme seiner Frau hörte.

Am nächsten Morgen erschien der Oberbundesanwalt Dr. Wiechmann. Er war bereits ein alter Mann, und als er murmelnd bekanntgab, dass man John keinesfalls die Rückkehr nach Ostberlin gestatten werde, dachte John zuerst, er habe nicht richtig verstanden. Doch bald wurde ihm klar, dass er als freiwilliger Überläufer in den Osten angesehen wurde, der bloss zum zweiten Mal die Seiten gewechselt hatte.

Die nächsten zwölf Tage wurde John in einer Zelle im Gebäude des Bundeskriminalamtes festgehalten und täglich von einem Untersuchungsrichter verhört. Das Ergebnis dieser Vernehmungen war, dass John offiziell verhaftet und bis zur Gerichtsverhandlung in Gewahrsam gehalten wurde. Der Untersuchungsrichter verwarf Johns Behauptung, dass er mit Gewalt entführt worden sei.

Am 23. Dezember wurde John in das Gefängnis von Pforzheim überstellt. Er war äusserst niedergeschlagen und enttäuscht; nie war ihm in den Sinn gekommen, dass er nach seiner erfolgreichen Flucht in den Westen kein freier Mann sein würde. In den ersten Wochen seiner Haft verlor er fast 28 Pfund an Gewicht. Er wurde streng isoliert gehalten und durfte erst nach Einbruch der Dunkelheit seinen Rundgang im Hof machen; jeder Kontakt mit anderen Gefangenen sollte vermieden werden. Erst Monate später, im August 1956, wurde gegen ihn offiziell Anklage wegen Landesverrats erhoben.

Der Bundesgerichtshof in Karlsruhe ist zuständig für die Untersuchung und Entscheidung im ersten und letzten Rechtszug bei Hochver-

rat, Verfassungsverrat und Landesverrat. Dafür gibt es in der westlichen Welt kein Beispiel. Es ist erstaunlich, dass gerade ein Staat, der auf Grund der Erfahrungen der Vergangenheit so sehr bemüht ist, die Rechte des Staatsbürgers zu wahren, eine derart autoritäre Handhabung der Justiz duldet.

Am 12. November 1956, fast ein Jahr nach seiner Verhaftung, stand John seinen Richtern gegenüber: fünf selbstgerechten Männern in roten Roben. Er selbst trug einen grauen Strassenanzug, vor sich hatte er eine Aktenmappe voller Dokumente. Der Gerichtssaal war relativ klein, es gab nur 120 Sitze, und etwa die Hälfte davon war mit Journalisten besetzt.

Es war weniger ein Gerichtsverfahren als eine Fortsetzung der Verhöre. Als Otto John erklären wollte, warum er die Redeweise der ostdeutschen Propaganda benützt hatte, unterbrach ihn der Vorsitzende Dr. Geier: «Sie haben die Kommunisten also siebzehn Monate lang getäuscht.» Und er fragte ironisch: «Woher können wir wissen, dass Sie jetzt nicht uns zu täuschen versuchen?»

Als John sich damit verteidigte, verschleppt worden zu sein, bombardierten ihn die Richter erneut mit Fragen. Ihre Voreingenommenheit und ihre exaltierten Bemühungen, ihm Fangfragen zu stellen, liess einen an die Inquisition denken, bei der Richter und Ankläger identisch waren. Speziell Dr. Jagusch, mit dem er später noch einmal bei der Verhandlung gegen Dr. Wohlgemuth zu tun hatte, zeigte sich offen feindselig.

Das Gericht hatte im wesentlichen über zwei Fragen zu entscheiden. Erstens: Ging John aus freiem Willen in den Osten, oder wurde er verschleppt? Zweitens: War er zur Pressekonferenz genötigt worden oder hielt er seine Rede freiwillig?

Dr. Wohlgemuth hatte sich wegen seiner Abwesenheit schriftlich entschuldigt. Er konnte freilich nicht riskieren, in den Westen zu kommen, denn ein eventueller Freispruch Otto Johns hätte ihn automatisch zu einem ‚Kidnapper‘ gestempelt. Aber Dr. Wohlgemuth erklärte sich bereit, an der Grenze einem Richter Rede und Antwort zu stehen. Ausserdem unterbreitete er einen detaillierten Bericht über seine Version der Affäre.

Natürlich gab es keine Zeugen für seine Geschichte, ebensowenig wie für Johns Fassung. Aussage stand gegen Aussage.

Laut Dr. Wohlgemuth – und seine Darstellung wird von offiziellen ostdeutschen Stellen bestätigt – besuchte er seinen Freund Otto John am 9. und 10. Juli 1954 in Köln, und sie plauderten über alte Zeiten und die politische Entwicklung. Otto John habe sich über neonazistische Umtriebe, die Arroganz der alten Berufsoffiziere, seine wachsende Isolierung und sein Unvermögen beschwert, auf den Gang der Ereignisse Einfluss zu nehmen. Wohlgemuth schlug ihm vor, sich in Ostberlin mit überlebenden Widerstandskämpfern des 20. Juli zu treffen und mit ihnen die Möglichkeiten zu diskutieren, ein von Nazis und Militaristen gesäubertes, wiedervereinigtes Deutschland zu schaffen. Sie kamen überein, dass Dr. Wohlgemuth ein solches Treffen für den Tag der Gedenkfeier zu arrangieren versuchen sollte. Für diese etwas aussergewöhnliche Begegnung vereinbarten sie das Kennwort ‚Nehlsen‘. ‚Nehlsen‘ war ein äusserst passendes Schlüsselwort, denn so hiess die Witwe, der Dr. Wohlgemuth für ihren Rentenanspruch ein ärztliches Attest ausstellen sollte. Die Einzelheiten für ihr Treffen hätten sie am 17. Juli telefonisch ausgemacht; dieses Telefongespräch war auf Band aufgenommen worden, und das Band wurde vor Gericht abgespielt. Otto John begrüsst seinen Freund auf Männerart, mit zotigen Worten, und beendete den Anruf mit einem ironischen ‚Heil Hitler‘. Das Attest für Frau Nehlsen wurde zwar erwähnt, aber die Bemerkung gab keinerlei Aufschluss darüber, welche der beiden Seiten die Wahrheit sprach.

Wohlgemuth berichtete ferner, dass Otto John am 20. Juli nach der Gedenkfeier gegen 19 Uhr bei ihm erschienen war. Er trank eine Tasse Kaffee mit ihm und stieg dann in seinen Wagen ein; freiwillig liess er sich in den Ostsektor führen.

Dr. Wohlgemuth parkte seinen Wagen bei der Berliner Charite, und sie gingen zu Fuss zum Dorotheen-Friedhof, wo sich Hans Johns Grab befand. Dort trafen sie Dr. Schneider, einen Widerstandskämpfer und Ostberliner Funktionär, und dieser führte sie in seinem Wagen zu einer Villa in Weissensee. Dort wurden sie sowohl von ostdeutschen führenden Persönlichkeiten wie von Repräsentanten der sowjetischen Besatzungsmacht begrüsst. Während eines üppigen Abendessens wurden viele Reden gehalten; man gedachte der Opfer und der Überlebenden

des 20. Juli und hob die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Friedensfreunde hervor.

Wohlgemuth behauptete, dass Otto John nach reichlichem Alkoholenuss in weinerlichem Ton sein Unvermögen beklagte, gegen das Anwachsen der reaktionären Kräfte in der Bundesrepublik anzukämpfen, und seine feste Absicht beteuerte, für ein vereinigtes Deutschland zu arbeiten. Je später es wurde, desto mehr machte sich die Wirkung des Alkohols bei ihm bemerkbar; er begann sich selbst zu bemitleiden und erklärte schliesslich, dass er nicht mehr nach dem Westen zurückkehren wolle.

Diese unerwartete Wendung verursachte allgemeine Überraschung, und Dr. Wohlgemuth gab vor, dass er selbst durch die in der Trunkenheit getroffene Entscheidung Johns schockiert und bestürzt gewesen sei. Aber es sei unmöglich gewesen, John zur Vernunft zu bringen, er habe volltrunken quer über dem Tisch gelegen. Dr. Wohlgemuth erklärte, dass ihn der Gedanke entsetzt habe, man könne ihn für Johns Verschwinden verantwortlich machen, und habe sich daher genötigt gefühlt, mit seiner Freundin Annemarie nach dem Osten überzusiedeln.

Keiner der Gäste dieser Abendgesellschaft stand zur Verfügung, Dr. Wohlgemuths Geschichte zu bestätigen oder in Abrede zu stellen, und wieder stand Aussage gegen Aussage.

Die einzigen unbestreitbaren Tatsachen waren Johns Anwesenheit im Osten, seine Reden und seine Briefe. Der Gerichtshof hatte zu entscheiden, ob John freiwillig oder unter Nötigung gehandelt hatte.

Die Zeugen aus dem BfV bestätigten, dass das Ausmass, mit dem John Kontakte mit den Kommunisten gesucht hatte, über die offiziellen Richtlinien nicht hinausgegangen war. Richard Gerken, einer von Johns ehemaligen Abteilungschefs, brachte vor, dass Otto John im Falle einer wirklichen Zusammenarbeit mit dem Osten Namen von BfV-Agenten und andere Geheimnisse verraten hätte, was er offensichtlich nicht getan hatte. John erklärte seine scheinbare Kooperation mit den Kommunisten damit, dass er sie täuschen wollte, um die Anwendung von Drogen zu vermeiden und seine spätere Flucht zu ermöglichen.

Am 22. Dezember 1956 wurde der ehemalige Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Er

wurde landesverräterischer Fälschung in Tateinheit mit landesverräterischer Konspiration für schuldig befunden. Alle anderen Anklagepunkte, etwa die Preisgabe von Agenten und von Staatsgeheimnissen, wurden fallengelassen. Der Oberbundesanwalt Dr. Max Güde hatte nur zwei Jahre Zuchthaus beantragt; aber der Gerichtshof verdoppelte das Strafmass.

Die Frage, ob John übergelaufen oder verschleppt worden war, wurde nicht geklärt. Aber ein Überlaufen an sich wäre noch keine strafbare Handlung gewesen. Das Gericht begründete die Strenge des Urteils damit, dass ein Mann in Johns Position dem Staat besondere Loyalität geschuldet hatte und dass er über die schädlichen Auswirkungen seiner Handlungsweise nicht im Unklaren gewesen sein konnte. Das mag richtig sein, aber nach allgemeiner Rechtspraxis ist jeder unschuldig, dessen Schuld nicht nachgewiesen werden kann. Doch gab es für Johns Schuld genausowenig Beweise wie für seine Unschuld, und man muss annehmen, dass für deutsche reaktionäre Richter ein liberaler Antinazi wie John a priori verdächtig ist.

Am 25. Juli 1958 wurde John entlassen. Einige Monate später, im Dezember, stand Dr. Wohlgemuth vor Gericht, unter der Anklage, mit der Ostzone verräterische Beziehungen unterhalten zu haben. Vorsitzender war derselbe Dr. Jagusch, der John so hart angefasst hatte. Nun war Otto John Hauptzeuge.

Nur John und Dr. Wohlgemuth kannten die volle Wahrheit. Nun standen sie zum ersten Mal seit der Schicksalsnacht vom 20. Juli 1954 einander gegenüber. Würde die Wahrheit jetzt ans Licht kommen? John hielt ständig eine Hand in der Tasche. Er verbarg sichtlich seine innere Spannung hinter lässiger Arroganz und starrte auf Dr. Wohlgemuth, der ihn mit überlegener Ruhe ansah wie ein Arzt seinen Patienten. Die beiden Männer waren sehr unterschiedliche Typen; John hochgewachsen und kräftig, mit dichtem blonden Haar und verschwommenen jugenhaften Zügen – Dr. Wohlgemuth, schlank und elegant, mit bleichem intelligenten Gesicht und geschmeidigen Bewegungen.

John sprach vier Stunden lang, nicht sehr zusammenhängend und mit vielen Wiederholungen. Wohlgemuth schien sehr ruhig, seine Ausführungen dauerten nur 45 Minuten. Jeder der beiden bestand auf der Rich-

tigkeit seiner Darstellung, und ihre Kontroverse gab immer noch keinen Anhaltspunkt dafür, wer von ihnen die Wahrheit sagte und wer von ihnen log.

Otto John: «Darf ich Dr. Wohlgemuth fragen, wieso es geschehen konnte, dass ich am nächsten Tag in Karlshorst aufgewacht bin?»

Dr. Wohlgemuth: «Ich kann nur sagen, man sollte nicht so viel trinken.»

Otto John: «Ich suche eine Erklärung für das sonderbare Verhalten eines Mannes, der sich mein Freund nannte und der mich kaltblütig an die Russen verkaufte, nur um sich eine Position an der Charite zu verschaffen.»

Dr. Wohlgemuth: «Ich finde es höchst bedauerlich, dass wir beide uns unter so unglückseligen Umständen wiedersehen müssen.»

Keiner der Anwesenden war nach diesem Meinungs austausch klüger geworden.

Wie vorauszusehen gewesen, wurde Dr. Wohlgemuth freigesprochen. In der Urteilsbegründung unterstrich Dr. Jagusch, dass Johns Schuld nun womöglich noch klarer zutage lag. Einige Jahre später musste Dr. Jagusch allerdings demissionieren unter dem Vorwurf, seine Autorschaft an zwei Spiegel-Artikeln gegenüber seinem Vorgesetzten geleugnet und bei seiner Bewerbung für das Richteramt falsche Angaben über seine Beziehungen zur **NSDAP** gemacht zu haben. Der letzte Vorwurf konnte jedoch nicht bewiesen werden, so dass ein vom Bundesjustizministerium eingeleitetes Disziplinarverfahren gegen Jagusch eingestellt wurde. Dr. Wohlgemuth wurde beinahe gleichzeitig von mehreren östlichen Überläufern beschuldigt, für östliche Nachrichtendienste gearbeitet zu haben. Die politische Zwielfichtigkeit beider hielt sich ungefähr die Waage.

Erst kürzlich wurde der Versuch unternommen, auf Grund neuen Beweismaterials eine Wiederaufnahme der Verfahren zu erwirken. Es liegen beeedete Vernehmungsprotokolle übergelaufener sowjetischer Nachrichtoffiziere vor, die behaupten, dass ihnen der Plan der Verschleppung Johns bekannt gewesen sei und dass Dr. Wohlgemuth als

langjähriger Sowjetagent die ganze Affäre ins Rollen gebracht hätte. Dieses neue Beweismaterial wird zur Zeit überprüft.

Otto John kämpft immer noch verzweifelt um die Wiederaufnahme seines Prozesses. Er widmete die letzten zwölf Jahre fast ausschliesslich seiner Rehabilitierung. Unermüdlich sammelte er Material, schrieb biographische Artikel und gab Funk- und Fernseh-Interviews. Doch trotz allem und obwohl viele einflussreiche Persönlichkeiten Sympathie für ihn hegen, weil sie seine Zuchthausstrafe für ungerecht halten, fanden sich keine Organisationen und kein zweiter Zola, um sich seiner Sache anzunehmen.

Die Männer des 20. Juli beurteilen John kritisch. Sie sehen in ihm einen der ihren, der eine einflussreiche Position erlangt hatte und dessen Verpflichtung es war, auch in Friedenszeiten ein Beispiel zu geben. Viele von ihnen, unter anderem auch Johns eigener Bruder, hatten für die gute Sache ihr Leben geopfert, und man erwartete von ihm mehr Widerstandskraft auch kommunistischem Druck gegenüber. Seine ersten penetranten Propagandareden mochte er noch unter physischem Zwang, möglicherweise mit einer Pistole im Nacken, gehalten haben. Aber dass seine ‚Entführer‘ schon siebzehn Tage nach seiner Verschleppung eine grosse internationale Pressekonferenz riskiert hatten, beweist, dass sie seiner rückhaltlosen Kooperation vertrauen konnten.

Es ist unmöglich, jemanden durch Gehirnwäsche oder Folter in so kurzer Zeit seinem Willen zu unterwerfen, ohne am Opfer sichtbare Spuren irgendwelcher Art zu hinterlassen. John zeigte während der Pressekonferenz trotz seiner Nervosität keinerlei Anzeichen von an ihm verübten Gewaltmassnahmen. Er sprach und benahm sich wie sonst. Dazu kommt, dass in keinem anderen Fall einer kommunistischen Verschleppung nachher eine Pressekonferenz einberufen worden war.

Gewisse linksgerichtete Kreise, die ihn hätten verteidigen können, schwiegen ebenfalls. Diese politische Gruppe, der ein Teil der evangelischen Kirche sowie Pazifisten und Liberale angehörten, waren der Ansicht, dass die einzige Hoffnung auf eine Wiedervereinigung in einem neutralen Deutschland liege. Sie waren entschiedene Gegner der Wie-

derbewaffnung Westdeutschlands und dessen Integrierung in die westliche Militärallianz. Als Otto John in Ansprachen und Artikeln vor der Gefahr der wiederauftauchenden Nazis und Militärs warnte und mahnte, nicht in das amerikanische imperialistische Lager überzugehen, glaubten sie einen mutigen Führer von starker Überzeugungskraft gefunden zu haben. Doch als er nach seiner Rückkehr beteuerte, er habe unter Zwang gehandelt, waren sie von ihm bitter enttäuscht.

Sogar Presseorgane wie ‚Der Spiegel‘, ‚Die Zeit‘ und die ‚Süddeutsche Zeitung‘, die unabhängig, kritisch und antinationalistisch sind, und die politische Ungerechtigkeiten jederzeit anprangern, setzten sich nicht für John ein. Viele Journalisten hatten ihn als Präsidenten des BfV gekannt und ihn als angenehmen Gesellschafter geschätzt. Sie hatten aber auch gemerkt, dass er sich eher von heftigen Emotionen als von kühler Vernunft leiten liess. Johns Schwäche und Unstetigkeit waren ihnen nicht verborgen geblieben. Als sich während der beide Prozesse die Labilität seiner Persönlichkeit noch stärker abzeichnete, verlor er auch die Sympathie der Presseleute, die ursprünglich auf seiner Seite standen.

Dass sich weder die Liberalen noch die Sozialdemokraten für John einsetzten, hatte seinen Grund in dessen fragwürdigem Verhalten. Als es schliesslich doch zu einem Angriff gegen die Regierung kam, geschah das nicht zu Johns Gunsten: Man warf der Regierung vor, einen so wankelmütigen Mann mit einer derart wichtigen Aufgabe betraut zu haben.

Je tiefer man schürft, desto schwieriger wird es, eine rationale Erklärung für sämtliche Geschehnisse zu finden. Im Extrem vermuteten die einen, dass John schon in den Nazi-Jahren Kontakte mit der Gegenseite, nämlich mit Himmler, hatte, die es ihm ermöglichten, nach dem 20. Juli ins Ausland zu fliehen. Die anderen glauben, dass er einfach vom Osten auf Grund seiner psychologischen Schwäche erpresst wurde. Viele – und auch das KGB – sehen in Johns Freundschaft mit Sefton Delmer den Beweis dafür, dass er immer noch für den britischen Intelligence Service arbeitete.

Es mag sein, dass alle diese Theorien die Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit übertreiben. Wahrscheinlich war John weder ein Verräter noch ein Heiliger, sondern einfach ein Opfer der Umstände, die ihm eine



Schlüsselposition zuspielden, der er nicht gewachsen war. Er trat seine hohe Stellung als Chef einer Organisation an, die politische Umsturzbestrebungen verhindern sollte. Bald war es aber klar, dass man im BfV hauptsächlich eine Abwehr gegen östliche Spionage sah – dafür war Otto John aber nicht geeignet. Seine unbestreitbar liberale Haltung entsprach nicht dem Wesen der Spionageabwehr. Der Chef eines staatlichen Nachrichtendienstes muss leider immer noch in erster Linie ein rücksichtsloser Verwaltungsmann sein und erst in zweiter Linie Idealist.

## 4 Der Fall Frenzel

Lebhafter Beifall folgte der Rede des Vorsitzenden des Wiedergutmachungsausschusses des Bundestages. Er machte eine leichte Verbeugung in Richtung der Minister und lächelte, als ihm eine Besuchergruppe vom Kongress der Widerstandskämpfer eine Ovation darbrachte. Dann stieg er vom Podium und nahm einen persönlichen Glückwunsch von Kanzler Adenauer entgegen.

Alfred Frenzel war bester Stimmung und mit seinem Erfolg mehr als zufrieden. Als ihn jemand vom Ausschuss mitzukommen bat, um einige Leute zu treffen, die ihn draussen erwarteten, folgte ihm Frenzel, ohne zu zögern. Sie verliessen das Hauptgebäude des Bundestags und gingen zum Verwaltungsflügel hinüber.

Frenzel war in der Bundesrepublik bekannt und beliebt; stets war er energisch für die Opfer des Faschismus, die Flüchtlinge und die zu Unrecht Angeklagten eingetreten. Er nahm an, dass ihn wieder eine der vielen Delegationen um seine Hilfe bitten wollte.

Er wurde zu einer kleinen Gruppe geführt, und Frenzel schickte sich an, die Herren in seiner jovialen Art willkommen zu heissen. In diesem Moment trat Generalbundesanwalt Dr. Max Güde vor, der inmitten einiger Beamter der Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamts stand. Er erklärte Frenzel für festgenommen und teilte ihm mit, dass er unter dem Verdacht stehe, ein Landesverräter zu sein.

Einen Augenblick lang stand Frenzel wie versteinert, dann folgte er den Beamten wortlos zu ihrem Wagen. Während er in ein Gefängnis bei Bonn gebracht wurde, sprach er immer noch kein Wort. Doch in derselben Nacht legte er mit ausdrucksloser Stimme ein volles Geständnis ab: Er hatte jahrelang im Sold der tschechischen Regierung Spionage betrieben.

Frenzel war 1899 in Josefsthal im Sudetenland geboren. Seine tschechische Mutter starb bei seiner Geburt, und sein Vater, ein deutscher Glasschleifer, kurze Zeit später. Alfred verbrachte seine Kindheit im Waisenhaus. Ein gewisser Wiesner, der eine Werkstatt zur Herstellung von Glaswareji besass, nahm ihn auf und schickte ihn zur Schule. Alfred arbeitete auch in dem kleinen Familienbetrieb und im Gemüsegarten. Er war ein einsamer Junge, der keine Freunde besass und auch von der Familie Wiesner nie richtig akzeptiert wurde. Mit vierzehn Jahren verliess er die Schule. Da es in Wiesners Werkstatt nicht genügend Arbeit gab, wurde er Bäckerlehrling. Nach Ende des Ersten Weltkriegs fand er aber keine ständige Beschäftigung mehr und war gezwungen, von Gelegenheitsarbeiten zu leben.

Seine Verzweiflung und seine Minderwertigkeitsgefühle trieben ihn in die Politik. Als er als 17-jähriger in die sozialistische Jugendbewegung von Reichenberg eintrat, eröffnete sich ihm plötzlich eine neue und erregende Welt, in der man nur ein einziges Ziel kannte: Für eine bessere Zukunft kämpfen! Von diesem Moment an war Alfreds Leben verändert. Sein Anlehnungsbedürfnis und sein Ehrgeiz fanden Befriedigung. Es ist nicht überraschend, dass ihn die Doktrinen der kommunistischen Jugendbewegung schliesslich noch stärker anzogen. 1922 wurde er Mitglied der kommunistischen Partei.

Im gleichen Jahr heiratete er die Tochter seiner Hauswirtin. Sie war bereits Mutter eines unehelichen Kindes, und bald darauf gebar sie ihm ein Mädchen. Doch es gab Schwierigkeiten in der Ehe, und die Tatsache, dass Alfred keine Arbeit finden konnte, erleichterte die Lage nicht. Einen Ausgleich fand er nur in der kommunistischen Partei, für die er unermüdlich tätig war. Er ging zu jeder Versammlung, stellte sich jedem Komitee zur Verfügung, sprach bei jedem Treffen und war bei Wahlfeldzügen Tag und Nacht unterwegs, zu Fuss oder per Fahrrad.

Seine Arbeit trug Früchte. Die Partei belohnte ihn, indem sie ihm die Leitung des Ladens einer Konsumgenossenschaft in Karlsberg übertrug. Jetzt bezog er ein reguläres Gehalt, und Wohnung und Kost waren frei. Vor allem aber er konnte er 24 Stunden am Tag für die Partei tätig sein. Wann immer Genossen kamen, um ihn um Rat und Hilfe zu bitten, war er für sie da.

Anfang der dreissiger Jahre – in einer Zeit politischer Unruhe und wirtschaftlicher Krise – wurde sein Enthusiasmus wieder belohnt. Er wurde erst Leiter eines grösseren Konsumladens in Wiesenthal und erhielt später zusätzlich noch eine aussichtsreiche Stellung in der Zentrale in Reichenberg.

Unterdes hatte der ehemals so unsichere und zurückhaltende junge Mann die Minderwertigkeitsgefühle überwunden, die auf seine unglückliche Jugend und auf seine wenig attraktive Erscheinung zurückzuführen waren. Zum ersten Mal in seinem Leben besass er Einfluss. Man bemühte sich um ihn, bat ihn um geschäftlichen Rat und um Kredit im Laden. Frenzel genoss seine neue Position. Er gewährte grosszügig Kredit – und wenn seine Kunden die Schulden nicht zurückzahlen konnten, verschleierte er es. Als der Sportklub seine Räume herrichten liess, stellte er ihm aus den Lagerbeständen Farbe und Bürsten zur Verfügung. Ursprünglich sollte das eine Anleihe sein, aber als man ihm für seine Grossmütigkeit überschwenglich dankte, brachte er es nicht über sich, den guten Eindruck, den er gemacht hatte, wieder zu verwischen – und die Rechnung wurde nie beglichen.

Solche Fälle häuften sich. Er gab gerne für seine weniger begüterten Genossen eine Runde Bier aus und lud sie zu sich nach Hause zum Essen ein. Auf diese Weise spielte er die Rolle eines mächtigen und freigebigen Mannes – und stellte die Weichen für sein zukünftiges Leben. Stets warb er, koste es was es wolle, um allgemeine Beliebtheit, unter Missachtung aller moralischen Grundsätze.

Doch plötzlich erlitt Frenzels Karriere einen schweren Rückschlag. Ende 1933 enthüllte eine Revision in der Buchhaltung der beiden Konsumläden Unregelmässigkeiten. Die Folgen waren erschütternd. Seine angeblichen Freunde wandten sich jetzt gegen ihn, und man grub einen hässlichen Zwischenfall aus seiner Vergangenheit aus.

Vor acht Jahren, als er weder aus noch ein gewusst hatte, war er als fliegender Händler mit Bürsten, Haarnadeln und Patentmedizinen von Haus zu Haus gezogen. Eines Tages hatte ihn die Polizei angehalten und seinen Koffer durchsucht. Dabei fand sich ein Kuvert, das Kokain enthielt. Frenzel wurde verhaftet. Obwohl er vor Gericht beschwor, er hätte

das Kuvert nur bei einer bestimmten Adresse abgeben sollen und von dessen Inhalt keine Ahnung gehabt, erhielt er eine Arreststrafe von zwei Wochen.

Frenzel bestritt energisch die Beschuldigungen der Buchprüfer, bis er einsehen musste, wie sehr alles gegen ihn sprach. Da gab er auf. Er wartete das Parteigericht nicht ab, sondern kündigte seine Stellung und trat aus der Partei aus. Es wurde nie eindeutig festgestellt, ob Frenzel sich einer Veruntreuung schuldig gemacht hatte, aber sein überstürzter Rückzug schien die Verdachtsmomente zu bestätigen.

Anfangs fühlte sich Frenzel total verloren. Doch weder seine Depressionen, noch die Arbeitslosigkeit konnten ihn von der Politik fernhalten – soweit man sich 1933 im Sudetenland überhaupt von Politik distanzieren konnte. In Deutschland waren bereits die Nationalsozialisten an der Macht, und sie unterstützten ungeniert die sudetendeutschen Anschlussbestrebungen. Die Sudetendeutschen erhielten aus Deutschland Uniformen, Geld und Waffen. Frenzel spielte kurz mit dem Gedanken, sich wie viele andere deutschsprachige Tschechen der faschistischen Bewegung anzuschliessen. Doch die Idee behagte ihm nicht. Zum Unterschied von vielen Opportunisten besass er eine ausgeprägte politische Überzeugung.

Im Jahr 1934 trat Frenzel wieder in die Deutsche Sozialistische Arbeiterpartei ein, der er vor seiner Zusammenarbeit mit den Kommunisten angehört hatte. Die Partei, gleicherweise von Nazis und von Kommunisten angefeindet, hatte schwer zu kämpfen, und die Ortsgruppe nahm diesen erfahrenen Mann mit offenen Armen auf. Er stürzte sich mit dem für ihn charakteristischen Elan in die Arbeit, wurde erst Werbeleiter der örtlichen Parteizeitung und später des Reichenberger Parteiorgans. Durch immer grösseren Energieaufwand brachte er es schliesslich zum Bezirksleiter der Partei, zum Vorstands-Mitglied von drei Zweigorganisationen und Vorsitzenden von vier weiteren.

Im September 1938 marschierte Hitler in das Sudetenland ein, und die führenden Mitglieder der gegnerischen Parteien flohen nach Prag, das noch weitere sechs Monate die Hauptstadt einer unabhängigen Tschechoslowakei blieb. Doch die Deutschen setzten die tschechische Regierung unter Druck, um sie zur Rückstellung von politischen Flücht-

lingen zu zwingen. Schliesslich gab man in Prag nach, und Tausende mussten gegen ihren Willen in das Sudetenland zurückkehren. Aber die DSAP verhalf vielen ihrer Mitglieder, darunter auch Frenzel, zur Flucht ins Ausland – hauptsächlich nach England, wo sie in einem speziellen Flüchtlingslager untergebracht wurden.

Frenzels Fleiss und sein organisatorisches Talent liessen ihn zum Lagerführer aufsteigen. Zum Unterschied von anderen deutschsprachigen Flüchtlingen, die sich entschieden hatten, gegen Deutschland nicht die Waffen zu ergreifen, trat er in die Kampftruppe der ‚Tschechischen Legion‘ ein. Bei Kriegsausbruch wurde er nach Frankreich geschickt, doch er kehrte 1940 nach England zurück, ohne an der Front gewesen zu sein. Dann wurde er der 311. RAF-Bomberschwadron zugeteilt, wo er als Koch zum Sergeanten avancierte. Dort blieb er bis August 1945.

Nach dem Krieg fasste Frenzel den Entschluss, nach Neuseeland auszuwandern, und er fuhr nach Reichenberg, um seine Familie zu holen. Es war kein frohes Wiedersehen. Seine eigene Tochter war bereits sehr krank. Sie starb bald nach seiner Ankunft. In diesen traurigen Wochen wurde Frenzel von seinen alten Parteigenossen und Freunden als heimgekehrter Held gefeiert. Wieder war er ein angesehener Mann, den man um Rat und Hilfe anging. Viele deutschsprachige Tschechen, die das Land verlassen mussten, baten Frenzel, ihnen bei der Organisation ihrer Einreise nach Deutschland behilflich zu sein. Diese Aufgabe beanspruchte ihn derart, dass die Idee der Emigration nach Neuseeland allmählich verblasste.

Er wurde Funktionär der ANTIFA, deren Aufgabe es war, den Antifaschisten bei ihrer Ausreise eine bevorzugte Behandlung zu sichern. Frenzel sass an seinem Schreibtisch, immer noch in britischer Uniform und behängt mit britischen Auszeichnungen. Er trug auch das Emblem der tschechischen Luftwaffe. Selbstverständlich war er vor allem Antinazis behilflich, welche die Okkupation überlebt hatten, aber er war nicht übertrieben gewissenhaft, und dank seinen Bemühungen konnten viele Sudetendeutsche der verschiedensten politischen Schattierungen ihr Hab und Gut mit nach Deutschland nehmen.

In einem geeigneten Moment übersiedelte Frenzel selbst nach

Deutschland. Im Dezember 1946 kam er nach Schwabmünchen bei Augsburg, und bald war er eine stadtbekannte Persönlichkeit. In der Rolle des ehemaligen Sergeanten der RAF, mit einem Ordensband im Knopfloch, erzählte er von seinen Abenteuern als Kampfpilot, wie er trotz mörderischen Plakfeuers Tiefangriffe auf deutsche Städte geflogen hatte. Er zeigte gern seine grosse RAF-Armbanduhr mit Spezialzifferblatt und schilderte den unvergesslichen Moment, als sie ihm von König Georg VI. in Anerkennung seiner Tapferkeit vor dem Feind überreicht worden war.

Diese ganze verlogene Selbstbeweihräucherung war im Grunde überflüssig, denn Frenzel hatte sich bereits beachtlich als geschickter Unterhändler mit den Alliierten hervorgetan. Die sudetendeutschen Flüchtlinge, von denen viele mit den Nazis kollaboriert hatten, setzten blindes Vertrauen in ihn. Frenzel nützte seine ehemalige Zugehörigkeit zur RAF zu ihren Gunsten aus; er verstand es, aus den Amerikanern Lebensmittel, Bekleidung und – als wichtigstes von allem – Unterkünfte herauszuholen. Er organisierte unter den Flüchtlingen eine Genossenschaft, um Arbeitsmöglichkeiten zu verschaffen.

Bei seiner Ankunft in Schwabmünchen war er in die Ortsgruppe der SPD eingetreten und für sie mit seiner üblichen Dynamik ans Werk gegangen. Man wählte ihn 1949 zum stellvertretenden Vorsitzenden des SPD-Bezirks SpHbayern, und 1950 wurde er Mitglied des bayerischen Landtags.

Frenzels Arbeit war vorbildlich. Er figurierte als Mitglied oder Vorsitzender von zahllosen Komitees und Organisationen. Er war imstande, in fünf Tagen an fünf Versammlungen teilzunehmen und 35 Stunden hindurch mit Wählern zu sprechen. Wenn ein Parteifunktionär keine Lust hatte, auf einer Provinzversammlung eine Rede zu halten, konnte er sicher sein, dass Frenzel bereitwillig für ihn einspringen würde.

Anlässlich der Bundestagswahlen von 1953 fand die Parteileitung der SPD, dass der fleissige und verlässliche Frenzel aus Bayern sich ein sicheres Mandat verdient hätte.

Frenzel stürzte sich Hals über Kopf in die Wahlkampagne, doch trotz seiner Beliebtheit und vieler Punkte, die zu seinen Gunsten sprachen, erwuchs ihm starke Opposition. Gerüchte tauchten auf, die seine ehema-

lige kommunistische Vergangenheit betrafen und die – wenn nachweisbar – seine ganze politische Karriere hätten in Frage stellen können. Der Feldzug gegen Frenzel fand seinen Höhepunkt in einem Pamphlet, in dem der 77jährige Politiker Georg Spandel Frenzel öffentlich das schimpfliche Ende seiner kommunistischen Karriere vorwarf und die lügenhafte Behauptung, Offizier der RAF gewesen zu sein. Frenzel verklagte Spandel wegen übler Nachrede und erklärte unter Eid sämtliche Beschuldigungen für falsch. Spandel erhielt eine dreimonatige Gefängnisstrafe auf Bewährung und musste Frenzel Kosten in Höhe von 600 Mark erstatten.

Der Weg war jetzt frei. Frenzel kam über die Landesliste seiner Partei in den Bundestag nach Bonn. Er hatte eine grosse Karriere gemacht, doch sein Ehrgeiz spornte ihn an, noch höher zu steigen. Drei Jahre lang arbeitete er verbissen daran, seine Position auszubauen. Er wurde Mitglied von acht Parlamentsausschüssen, darunter dem Verteidigungsausschuss.

Anfang 1956 wandte sich Frau Frenzel an die tschechische Militärmission in Berlin und bat um Erlaubnis, ihre uneheliche Tochter besuchen zu dürfen, die in Prag verheiratet war. Als sie keine Antwort erhielt, schrieb Frenzel ein zweites Gesuch, diesmal in sozusagen offizieller Eigenschaft als Mitglied des Bundestags. Das Visum wurde jetzt prompt bewilligt, und am 30. März 1956 fuhr seine Frau nach Prag.

Zehn Tage später erschien in Frenzels Wohnung unangemeldet ein ehemaliger Genosse aus der DSAP, ein gewisser Alfred Hoffmann. Er war eigens aus der Tschechoslowakei gekommen, um Frenzel eine Einladung nach Wien zu übermitteln, wo dieser mit einem Repräsentanten der Prager Regierung politische Probleme der beiden Staaten diskutieren sollte. Frenzel war geehrt und geschmeichelt. Doch als sich Hoffmann verabschiedete, gab er wie beiläufig seiner Hoffnung Ausdruck, dass Frau Frenzel in Prag einen angenehmen Aufenthalt habe.

Diese letzte Bemerkung liess Frenzel verstört zurück. Er hatte nämlich mit keinem Wort erwähnt, wo sich seine Frau aufhielt. Bisher hatte er sich eingebildet, bei der Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei eine wichtige Rolle zu spielen. Doch dass Hoffmann über die Reise seiner Frau nach



Prag informiert war, liess ihn befürchten, dass er noch weit mehr über ihn wusste – vielleicht sogar über seinen Meineid in der Spandel-Affäre. Die schmeichelhafte Einladung nach Wien jetzt in einem völlig anderen Licht. Als Mitglied des Bundestags, an den eine ausländische Macht unter zwielichtigen Umständen herangetreten war, hätte er natürlich die ganze Angelegenheit sofort dem Bundestagspräsidenten unterbreiten müssen. Doch er befürchtete mögliche Enthüllungen. Stattdessen redete er sich ein, dass die Tschechen ihn tatsächlich für den richtigen Mann hielten, eine Annäherung zwischen Ost und West herbeizuführen.

Frenzel traf also, wie verabredet, den tschechischen Repräsentanten im Hotel ‚Münchner Hof‘ in Wien. Sie sprachen offen über die politische Situation, und Frenzel fand viele gemeinsame Berührungspunkte. Noch erfreulicher und beruhigender war für ihn die Andeutung des tschechischen Politikers, dass regelmässige Zusammenkünfte wie diese den Beziehungen zwischen den beiden Staaten zweifellos nützlich sein könnten. Frenzel erklärte sich sofort einverstanden und schlug vor, beim nächsten Mal einen Auslandsexperten des Bundestags mitzubringen, da seine Spezialgebiete Verteidigung und Wiedergutmachung wären.

Doch der Tscheche lehnte das ab; die Lage wäre noch nicht reif dafür, dass seine Regierung mit offiziellen Repräsentanten der Bundesrepublik direkte Verhandlungen aufnähme. Mit der gleichen Begründung riet er Frenzel, über ihre Zusammenkunft nicht zu sprechen – es könnte seiner Karriere Abträglich sein.

Als er ging, überreichte er Frenzel einen Umschlag, der 3'000 Mark ‚Spesengelder‘ enthielt. Jetzt wusste Frenzel genau, woran er war. Wieder war ihm klar, dass er eigentlich die Angelegenheit sofort dem BfV berichten müsse, aber die vorauszusehenden Auswirkungen schreckten ihn ab. Er zog in Erwägung, das Geld zurückzugeben, doch er wollte den Tschechen nicht misstrauisch machen – und überdies waren 3'000 Mark nicht zu verachten!

Frenzel behielt also das Geld und stimmte einem zweiten Treffen in Rorschach, einer kleinen Schweizer Stadt am Bodensee, zu. Jetzt wusste der Tscheche, dass Frenzel bereit war, mit ihm zusammenzuarbeiten,

und bat ihn um gewisse Informationen über die Aufbaupläne der bundesdeutschen Marine. Frenzel lieferte einen Teil der einschlägigen Pläne; den Rest brachte er später ebenfalls in die Schweiz, nach St. Margarethen, und erhielt dafür weitere 1'500 Mark auf ‚Spesenkonto‘.

Obwohl Frenzel mit seinen vielen Komitees, Parteifunktionen und anderen politischen Verpflichtungen mehr als beschäftigt war, widmete er sich mit der ihm eigenen Vitalität seiner neuen Aufgabe. Er opferte seine freien Tage, um mit einer Gruppe von Abgeordneten jede grössere Garnison, jeden Militärflugplatz und jedes Manövergelände zwischen der Ostsee und den Alpen zu besichtigen. Als Mitglied des Verteidigungsausschusses waren ihm eine Menge militärischer Geheimnisse zugänglich. Er war auch in der Lage, einen detaillierten Bericht über den Aufbauplan der Luftstreitkräfte und das gesamte Raketenprogramm für die folgenden fünf Jahre zusammenzustellen sowie über Einzelheiten der anteilmässigen Bewaffnung der verschiedenen NATO-Einheiten. Es hatte den Anschein, dass es dem tschechischen Geheimdienst gelungen war, einen Agenten anzuwerben, der keinerlei Gefühl dafür hatte, dass man nicht gleichzeitig einem Land als musterhafter Parlamentarier und einem anderen Land als ebenso musterhafter Spion dienen kann.

Achtzehn Monate lang führte Frenzel dieses Doppelleben. Doch die Wahlkampagne 1957 war eine zu grosse physische und psychische Belastung für ihn. Während eines Treffens in Bregenz bat Frenzel den bestürzten tschechischen Agenten plötzlich um eine Giftkapsel; er wollte für den Fall einer Entlarvung vorbereitet sein. Als der andere ihm ins Gewissen redete, sagte Frenzel, er sei der Sache überdrüssig und wolle am liebsten aufgeben. Der Tscheche versuchte alles mögliche, um ihn aufzumuntern, und versprach schliesslich eine Zusammenkunft mit dem ‚Chef‘ herbeizuführen.

Einige Tage später lernte Frenzel den ‚Chef‘ kennen. Es war Major Bohumil Molnar, der zwei Jahre lang erster Sekretär bei der tschechischen Botschaft in Wien gewesen war. Molnars Persönlichkeit und Autorität gaben Frenzel seine Selbstsicherheit wieder. Molnar sagte ihm für den Fall, dass etwas schiefgehen sollte, jede mögliche Unterstützung der tschechischen Regierung zu.

Der Geheimdienstoffizier war sich darüber klar, dass er um ein Haar seinen wertvollsten Agenten verloren hätte, und entschloss sich, in Zukunft stets persönlich mit Frenzel zu verhandeln. Er vereinbarte mit ihm eine Serie regelmässiger Zusammenkünfte in Salzburg und Innsbruck.

Molnar hatte Frenzels Nervenkrise so gut gemeistert, dass dieser immer waghalsiger wurde und mit der Zeit die Risiken, die er auf sich nahm, überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen schien. Er liess sich von seinem eigenen Chauffeur zu den Treffpunkten fahren. Er legte wichtige Geheimdokumente – wie den Luftverteidigungsplan der Bundesrepublik oder den Entwurf des Verteidigungsbudgets für 1961 – einfach zwischen Seiten von Zeitungen und händigte sie Molnar lässig aus. Diese Dokumente, die den roten Stempel ‚Geheim‘ trugen, wurden dann nach Prag geschickt, fotografiert und Frenzel bei der nächsten Zusammenkunft zurückgegeben, die manchmal erst Wochen später stattfand.

Das Geheimmaterial war oft von derartiger Wichtigkeit, dass die Tschechen es an die Russen Weitergaben. Schliesslich schaffte Frenzel auf Drängen des sowjetischen Nachrichtendienstes sogar die deutschen Raketenabwehrpläne herbei.

Zweieinhalb Jahre war alles glatt gegangen, als Molnar eine folgenschwere Entscheidung traf. Er beschloss, einen Führungsoffizier einzusetzen, der Frenzel regelmässig in Deutschland treffen sollte, um ihm Geheimmaterial abzunehmen. Erstens wollte er in Zukunft die verdächtigen Grenzüberschreitungen vermeiden, und zweitens nahmen die Reisen zuviel von Frenzels wertvoller Zeit in Anspruch, die dieser nutzbringender mit Komiteesitzungen und der Besichtigung militärischer Einrichtungen verbringen konnte.

Am 19. September 1959 bestellte Molnar die beiden Männer vor das berühmte ‚Goldene Dachl‘ in Innsbruck. Der erste, der ihn begrüusste, war ein gewisser Altmann, ein slawischer Typ von intelligentem Aussehen. Molnar teilte ihm mit, dass sie einen Agenten mit dem Decknamen ‚Anna‘ erwarteten, und gleich darauf trat Frenzel hinzu. Man ging in ein Restaurant, Frenzel beschäftigte sich eingehend mit der Speisekarte und hielt dann einen kulinarischen Vortrag. Altmann beobachtete ihn wort-

los; es war ihm klar, dass dieser Mann ihn zu beeindrucken versuchte. Nach dem Essen wurde besprochen, dass Altmann Frenzel in regelmässigen Zeitabständen im Bundestag anrufen sollte.

Frenzel war im Grunde ein Amateurspion, auch wenn er aus Prag regelmässige Geldzuwendungen erhielt – Altmann hingegen ein erfahrener Nachrichtenoffizier. Sein wahrer Name war Jindrich Augustin, und er hatte als Hauptmann erst in der Abwehr der tschechischen Armee und später im Auslandsnachrichtendienst als Major gedient.

Anfang 1959 war ‚Altmann‘ nach Prag zurückberufen worden, wo man ihm mitteilte, dass er Führungsoffizier eines wichtigen Agenten in der Bundesrepublik werden solle. Die Bedeutung eines solchen Führungsoffiziers darf nicht unterschätzt werden. Er hat dem Agenten nicht nur Anweisungen zu übermitteln, sondern ihm obliegt auch die Weiterleitung von Geheimmaterial. Ebenso ist er verantwortlich für die Sicherheit und die Disziplin des Agenten. Fachleute wissen, dass der Wert des von einem Spion gelieferten Materials wesentlich von dessen Führungsoffizier abhängt.

Als ‚Altmann‘ in der Bundesrepublik eintraf, war er erstklassig ausgerüstet. In seinen Koffern und Taschen befanden sich Geheimpfächer für Talkumpuder, Mikrofilme und Kleinstkameras mit eingebautem Blitzlicht, das die unentwickelten Filme belichtete und wertlos machen konnte, falls sie Unbefugten in die Hände fallen sollten. Er besass z.B. einen Filmbehälter, der bei seiner Öffnung explodierte, wenn man nicht vorher mit einem magnetischen Schlüssel die Zündung blockierte. Ein anderes Versteck: eine 60 Zentimeter hohe Statuette einer nackten Frau auf einem hohen Sockel. Diese Skulptur war Altmann wegen ihrer Grösse und ihres Wertes durch einen diplomatischen Kurier nachgeliefert worden. In ihr hatten sich 10'000 Mark befunden sowie die Beschreibung von zwei verschiedenen Wegen, auf welchen diese Requisiten nach Prag zurückgesandt werden sollten.

Einen Monat nach der ersten Begegnung in Innsbruck fand sich Altmann in Frenzels Büro im Bundestag ein. Frenzel war ziemlich nervös, aber sein Führungsoffizier vermochte ihn zu beruhigen. Frenzel übergab Altmann Sitzungsprotokolle der vier Ausschüsse, denen er noch ange-

hörte. Altmann verliess das Bundestagsgebäude mit einer fast aus den Nähten platzenden Aktentasche. Alle Dokumente wurden sorgfältig fotografiert und die Filme nach Prag befördert.

Altmann hatte die Wahl zwischen zwei Verbindungswegen, deren Deckbezeichnung ‚Para‘ und ‚Douglas‘ waren. Die ‚Para-Route‘ ging über einen offiziellen tschechischen Kurier Pepek, der an bestimmten Tagen mit dem Orient-Express zwischen Prag und Paris hin- und herfuhr. (Kuriere aus Bonn gab es nicht, da zwischen der Tschechoslowakei und der Bundesrepublik keine diplomatischen Beziehungen existieren.) An diesen Tagen bestieg Altmann – oder sein Assistent namens Langer – den Zug in Stuttgart oder Karlsruhe und übergab Pepek die Behälter mit den Filmen in den frühen Morgenstunden, wenn die anderen Passagiere noch schliefen. Diese Route wurde auch in entgegengesetzter Richtung benutzt, wenn Pepek von Prag nach Paris fuhr. Aus Paris wurden die Behälter dann im diplomatischen Gepäck nach Prag geschickt. Ebenso gelangten sie im diplomatischen Gepäck über Amsterdam in die CSR, w0nn sie von Langer dorthin gebracht worden waren. Dieser Weg war die sogenannte ‚Douglas-Route‘.

Über ein Jahr lang funktionierte das System vorzüglich. Altmann und Frenzel trafen sich mindestens zvranzigmal im Bundestag und in verschiedenen Hotels. Bei jeder Zusammenkunft berichtete Frenzel, der sich als echter Politiker gern reden hörte, detailliert über alle wichtigen Vorkommnisse, beantwortete Altmanns gezielte Fragen und übergab ihm schliesslich eine Menge Akten, die fotografiert werden sollten. Gewisse Dokumente, welche die Verteidigung betrafen und als ‚Streng Geheim‘ klassifiziert waren, mussten am gleichen Tag zurückgebracht werden. In solchen Fällen war es nötig, die fotografische Arbeit in aller Eile durchzuführen, und Frenzel schwitzte Blut und Wasser. Aber er erhielt die Dokumente von Altmanp immer rechtzeitig zurück.

Zu jener Zeit hatte das BfV bereits allen Çrund zur Befürchtung, dass die tschechische Regierung über die Verteidigungsvorbereitungen der BRD und der NATO erstaunlich gut orientiert war. Agentenberichte Geh-

lens aus Prag bestätigten, dass der tschechische Geheimdienst verdächtig genaue Kenntnisse über die deutsche Wiederaufrüstung besass. Dem BfV war nun klar, dass es dafür nur eine Erklärung geben konnte: einen Verräter in führender Position. Sofort dachte man an den Verteidigungsausschuss, der Zugang zu den ‚Streng Geheimem Verteidigungsdokumenten hatte, auch zu soldien, welche die NATO angingen. Demzufolge wurde jedes Mitglied des Ausschusses unter die Lupe genommen.

Frenzels Herkunft und seine Dienstzeit in der ‚Tschechischen Legion‘ liessen ihn für das BfV genügend interessant erscheinen, um sich näher mit ihm zu beschäftigen. Im Lauf der Nachforschungen stiess man auf einen Tschechen namens Emil Peuker, mit dem Frenzel seit 1945 in Verbindung gestanden hatte.

Vor einigen Jahren war Peuker in Verdacht geraten, Dokumente gefälscht zu haben, um sich eine übertrieben grosse Wiedergutmachung zu verschaffen. Als die Deutschen 1939 in die Tschechoslowakei einmarschiert waren, wurde er als Antinazi in ein Konzentrationslager gebracht. Nach dem Krieg beanspruchte er eine Entschädigung. Frenzel unterstützte ihn bei seinem Anspruch und verschaffte ihm ausserdem einen Posten beim Entschädigungsamt in München. Der skrupellose Peuker hatte auf diese Weise Gelegenheit, seinen eigenen Fall zu bearbeiten und für sich weit mehr herauszuholen, als ihm zustand. Er revanchierte sich bei Frenzel, indem er für ihn das gleiche tat. Als deswegen eine Untersuchung eingeleitet wurde, stellte sich heraus, dass Peuker in gewissen tschechischen Kreisen verkehrte, weshalb man ihn der Beziehung zum tschechischen Geheimdienst verdächtigte. Das BfV, davon in Kenntnis gesetzt, fand heraus, dass Peuker auch ein enger Freund von Alfred Frenzel war. Doch die Beweise reichten nicht aus, um gegen ihn vorzugehen, und bald darauf setzte sich Peuker in die Tschechoslowakei ab.

Dem BfV blieb auch die Reise von Frau Frenzel nach Prag nicht verborgen. Daraufhin beschäftigte sich der BND mit den vielen tschechischen Freunden Frenzels und mit allen Leuten, mit denen er zusammenkam. Es war unvermeidlich, dass auch die häufigen Treffen zwischen Frenzel und Altmann registriert wurden. Man stellte Nachforschungen über Altmann an und fand ihn höchst verdächtig. Schliesslich wurden

auch Frenzels ehemalige Verbindungen mit den Kommunisten aufgedeckt – und die Schlussfolgerung, dass er im Spandel-Prozess einen Meineid geleistet hatte, lag auf der Hand.

Je tiefer das BfV und der BND schürften, umso zwielichtiger erschien Frenzel. Aber man hatte noch immer keine eindeutigen Beweise gegen ihn, und solche waren weisss Gott nötig, um gegen einen Bundestagsabgeordneten einen Haftbefehl beantragen zu können.

Ab Juni 1960 wurden Frenzel und Altmann ständig überwacht, doch es dauerte Monate, bis diese Überwachung ein Resultat erzielte. Am 26. Oktober sah der Beamte, der Altmann beschattete, wie dieser auf der Strasse einen dicklichen Mann überholte, der die gleiche Aktentasche trug wie er selbst. Im Vorbeigehen streifte er den anderen, und die beiden Männer tauschten unmerklich ihre Aktentaschen aus. Als der Beamte des BfV mit dem zweiten Mann auf gleicher Höhe war, erkannte er Alfred Frenzel. Sein Kollege, der auf Frenzel angesetzt war, bestätigte dessen Identität und auch den Austausch der Mappen. Jetzt hatte das BfV den Beweis, den es brauchte!

Am nächsten Morgen übergab Frenzel seinem Führungsoffizier wichtige Geheimdokumente, die NATO-Plan-Direktive MC 70, welche Einzelheiten von mehrjährigen Rüstungs vorhaben der NATO enthielten. Frenzel musste die Dokumente möglichst schnell zurückhaben, da für denselben Abend eine Sitzung des Verteidigungsausschusses anberaumt war. Altmann hastete nach Hause und begann mit Langers Hilfe, den dicken Aktenstapel zu fotografieren. Beide Männer waren nervös; sie befürchteten, die mitten am Tage zugezogenen Vorhänge könnten die Aufmerksamkeit von Altmanns Wirtin erregen.

Endlich war die Arbeit beendet, und die Dokumente wurden rechtzeitig zurückerstattet. Doch schon zwei Tage später führten die Dokumente zu Frenzels Verhaftung. In ihrer Eile hatten Altmann und Langer vergessen, beim Fotografieren die Aktennummer abzudecken. Dann wurde Altmann nach Wien beordert, um neue Chiffrierblocks abzuholen. Bei dieser Gelegenheit sollte er auch die sechs Filme mit den MC-70-Dokumenten überbringen und noch einen weiteren Film von Langer, den er auf dem Weg zum Flughafen treffen sollte.

Doch bevor er den Treffpunkt erreichte, merkte er, dass er sein Flugbillet vergessen hatte. Und nachdem er es von zu Hause geholt hatte, schien er Langer verpasst zu haben; sein Komplize war nirgends zu sehen. Altmann wartete einige Minuten, dann fuhr er zum Flugplatz weiter und musste feststellen, dass die Maschine bereits abgeflogen war. Wütend auf sich selbst und Langer wandte er sich wieder dem Ausgang zu. In diesem Moment fasste ihn jemand am Arm. Hinter ihm standen zwei Männer. Sie führten ihn in einen Raum, in dem bereits Beamte der Bonner Sicherungsgruppe und der Kölner Kriminalpolizei auf ihn warteten, um ihn zu verhaften.

Altmann bestritt alles. Er behauptete, den Puderbehälter mit seinem explosiven Inhalt von einer Freundin erhalten zu haben; die Blitzlichtbatterie mit den versteckten Filmen sei ihm von einem Unbekannten übergeben worden, und bei der Zigarettendose mit den Chiffrier-Unterlagen unter dem doppelten Boden handle es sich um ein Andenken an seinen Grossvater. Sogar als man ihm die entwickelten Filme unter die Nase hielt, beteuerte er noch immer seine Unschuld. Erst als die Beamten, die gleichzeitig in einem Nebenraum Langer verhörten, vorgaben, dass dieser bereits gestanden habe, akzeptierte Altmann die Ausweglosigkeit seiner Situation. Allerdings weigerten sich beide Männer immer noch, die Quelle ihrer Geheiminformationen preiszugeben. Doch ihre Verschwiegenheit nützte nicht viel, da ein in der Blitzlichtbatterie verborgener Mikrofilm Fotos vom MC-70-Dokument enthielt, dessen Ausgabe an Frenzel registriert worden war.

Die Festnahme Frenzels war ein heikles Problem. Jeder Anschein, dass man die Immunität eines Parlamentsmitglieds verletzte, musste sorgfältig vermieden werden.

Generalbundesanwalt Dr. Güde informierte vorerst den Justizminister, dann begab er sich mit einer Gruppe von Beamten der Sicherungsgruppe in den Bundestag. Er verlangte den Bundestags-Vizepräsidenten Thomas Dehler zu sprechen, legte ihm die Beweise gegen Frenzel vor und sagte, dass er diesen an Ort und Stelle festnehmen lassen wolle. Dehler war entsetzt – sowohl über Frenzels Verrat als auch über die Vorstellung, dass ein Abgeordneter mitten im Bundestag festgenommen werden sollte. Erst als Dr. Güde ihm versicherte, dass laut Gesetz auch



ein Mitglied des Bundestags keinen Anspruch auf Immunität besitzt, wenn es binnen 24 Stunden nach Begehung eines Verbrechens verhaftet wird, erklärte sich Dehler widerstrebend einverstanden. Aber nach längerem Wortwechsel setzte er durch, dass Frenzel nicht im Bundestag selbst, sondern im Verwaltungsflügel festgenommen werden sollte.

Am 24. April 1961 begann im Bundesgericht in Karlsruhe der fünf-tägige Prozess gegen Alfred Frenzel. Der ehemalige Bundestagsabgeordnete war ein gebrochener Mann. Verschwunden war die vertrauenerweckende Selbstsicherheit. Er hatte über 30 Kilo an Gewicht verloren. Als er jetzt den fünf Richtern und zwei Staatsanwälten gegenüberstand, war er nichts als ein schäbiger kleiner blasser Mann. Seine frühere Dynamik hatte weinerlichem Selbstmitleid Platz gemacht. Schon seine ersten Worte charakterisierten seine unterwürfige Haltung: «Hohes Gericht, einem Mann in meiner Lage bleibt nichts weiter übrig, als die volle Wahrheit zu bekennen, und ich bin entschlossen, das zu tun.»

Er kapitulierte, ohne sich zu verteidigen. Er klagte sich selbst wegen seiner Charakterschwächen an. An Hand von zahlreichen Notizen enthielt Frenzel die Geschichte seiner Verfehlungen in einer drei Stunden langen Selbstbeziehung.

Bundesanwalt Albin Kuhn forderte die Maximalstrafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus. Er berief sich darauf, dass Frenzels Verrat alle ähnlichen Fälle, die bisher vor dem Bundesgericht verhandelt wurden, in den Schatten stelle. Er bestritt, dass irgendwelche patriotischen Gefühle für die Tschechoslowakei als Motiv gewertet werden könnten, da Frenzel sein Leben lang nie anders als materialistisch gedacht hätte. Er hätte sich 1957 nicht mehr als Kandidat des Bundestags nominieren lassen oder zumindest vermeiden können, in den Verteidigungsausschuss gewählt zu werden; desgleichen hätte er eine Anzahl wichtiger Dokumente den Tschechen vorenthalten können, wenn er nicht zu einer über eine Nötigung weit hinausgehenden Zusammenarbeit bereit gewesen wäre.

Es gab hingegen keinen Grund, die Partei, der Frenzel angehörte, oder gar den Bundestag in die Vorwürfe einzubeziehen. Wie Schmidt-Wittmack, ein cou-Abgeordneter, der einige Jahre vorher Verrat began-

gen hatte und in den Osten übergelaufen war, hatte Frenzel ausschliesslich auf eigene Faust gehandelt.

Frenzels Verteidiger Dr. Behse machte keinen Versuch, die Schuld seines Mandanten zu bestreiten. Er bat das Gericht bloss, die speziellen Umstände in Betracht zu ziehen, unter welchen dieser primitive und relativ ungebildete Mann in eine gehobene Position gelangt war, der er sich nicht gewachsen zeigte. Die wahre Erklärung für Frenzels Verbrechen läge in seiner Furcht, der Früchte seiner Lebensarbeit verlustig zu gehen.

Am 28. April 1961 verurteilte der Bundesgerichtshof Frenzel zur Höchststrafe von fünfzehn Jahren Zuchthaus. Bei der Urteilsverkündung brach Frenzel zusammen. Er verbarg in seinen Händen sein tränenüberströmtes Gesicht. In seinem Resümee zählte der Gerichtsvorsitzende Jagusch die wesentlichsten Staatsgeheimnisse auf, die Frenzel verraten hatte: das gesamte Luftverteidigungsprogramm der Bundesrepublik, massgebliche Dokumente für die Reorganisation von Heer und Luftwaffe, ‚Streng geheime‘ Pläne der Bundesmarine und das geheime Verteidigungsbudget für das Jahr 1961 – welches allerdings vom BfV rechtzeitig abgefangen worden war. Der Richter erläuterte dann, aus welchen Gründen Frenzels entbehrensreiche Kindheit, sein Arbeitseifer und seine unbestrittene Hilfsbereitschaft sowie sein volles Geständnis nicht als mildernde Umstände berücksichtigt werden könnten. Alles, was zu seinen Gunsten spreche, sei unerheblich im Vergleich zu dem der Bundesrepublik zugefügten Schaden. Frenzel habe nicht nur seine Wähler und seine Partei verraten, er habe den Ruf der Bundesrepublik und des Bundestags in Deutschland und im Ausland untergraben und das unerlässliche gegenseitige Vertrauen zwischen dem Parlament und der Bundeswehr erschüttert.

Kurz darauf standen auch Langer und Altmann vor Gericht. Altmanns Schlusswort gibt einen interessanten Einblick in Haltung und Motive der jüngeren Generation der Ostblock-Agenten; «Ich nahm die Berufung, als Nachrichtoffizier im Ausland zu arbeiten, an, weil ich meinem Vaterland einen Dienst erweisen wollte... Ich bin nicht als Feind des deutschen Volkes oder irgendeiner anderen westlichen Nation gekommen ... Ich

und mein Volk, wir wünschen keinen Krieg ... Ich bin überzeugt, dass das deutsche Volk ebensowenig Krieg wünscht, aber dass die Neofaschisten, die in der Bundesrepublik geduldet werden, kriegerische Ziele verfolgen. Ich war immer der Meinung und glaube auch jetzt noch daran, dass ich durch meine Arbeit für den Geheimdienst zu der Erhaltung des Friedens beigetragen habe... Ich half meiner Regierung, entsprechende Gegenmassnahmen zu treffen... Ich bin überzeugt, dass der Nachrichtendienst eine Notwendigkeit für die Sicherheit eines jeden Staates ist...»

Langer wurde zu fünf Jahren und Altmann zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt.

Damit war der Fall Frenzel aber noch nicht abgeschlossen. Ehe ein Jahr vergangen war, wurden Kontakte aufgenommen, um über Frenzels Freigabe zu verhandeln, obwohl zwischen den beiden Staaten keine diplomatischen Beziehungen bestanden. Die tschechische Regierung erbot sich, im Austausch gegen Frenzel etwa dreissig Deutsche freizulassen, die in der Tschechoslowakei langjährige Strafen verbüsst, einschliesslich des liberalen Studentenführers Dieter Koniecki. Doch das Angebot wurde abgewiesen. Erstens, weil Frenzel als deutscher Staatsbürger für einen Austausch nicht in Frage kam, und zweitens, weil man einem Mann, der seinem Land einen solchen Schaden zugefügt hatte, nicht den grössten Teil seiner Strafe schenken könne.

Mitte 1966 wurde Martina Kischke, eine Berichterstatterin der ‚Frankfurter Rundschau‘, in Russland verhaftet; man warf ihr «subversive» Tätigkeit und Spionage vor. Sie war nach Alma-Ata, der Hauptstadt der Sowjetrepublik Kasachstan, gefahren, um den Ingenieur Boris Petrenko zu heiraten. Die Zeit bis zur Eröffnung ihres Prozesses musste sie im berühmten Ljubjanka-Gefängnis in Moskau verbringen. Ihre Zeitung beauftragte den Ostberliner Anwalt Wolfgang Vogel, sich ihrer anzunehmen.

Vogel war Spezialist in solchen Angelegenheiten. Er hatte den Austausch des berühmten u-2-Piloten Gary Powers gegen den russischen Meisterspion Rudolf Abel arrangiert, der den grössten Spionagering in Amerika dirigiert hatte und zu dreissig Jahren Haft verurteilt worden

war. Ein anderer Erfolg Vogels war der Austausch des britischen ‚Geschäftsmanns‘ Greville Wynne – Kontaktmann zu dem sowjetischen Oberst Penkowsky, der Präsident Kennedy über Chruschtschows Kuba-Pläne informierte – gegen Gordon Lonsdale, der für die Russen in England, Kanada und den USA Marinegeheimnisse zusammengetragen hatte.

Doch war Vogel keineswegs immer erfolgreich gewesen. Im Fall des Kommunisten-Paares Morris und Lona Cohen alias Kroger, die dem Ring um Lonsdale angehörten, scheiterte er. Er hatte vor, ihren Austausch gegen den britischen Dozenten für russische Sprache, Gerald Brooke, auszuhandeln, der als Tourist in der Sowjetunion verhaftet worden war. Er fuhr zu diesem Zweck nach London, aber die Briten weigerten sich, zwei Berufsspione für einen Amateur freizugeben.

Wann immer die Möglichkeit eines Austausches auftaucht, erscheint auch Vogel auf der Bildfläche. Er hat in der DDR eine einflussreiche und relativ unabhängige Position, und es mag sein, dass die Initiative zu seinen Vermittlungen meist von ihm persönlich ausging und nicht von offiziellen Stellen.

Bald nach Frenzels Verhaftung hatten die Tschechen Vogel beauftragt, dessen Interessen wahrzunehmen. Vogel veranlasste seinen Mandanten, ein Gnadengesuch an Präsident Lübke zu richten, und er riet ihm, die deutsche Staatsbürgerschaft aufzugeben und wieder Tscheche zu werden. Auf diese Weise kam Frenzel für einen Austausch überhaupt erst in Frage, und als Martina Kischke ebenfalls eine Klientin von Vogel wurde, sah dieser einen Hoffnungsschimmer für Frenzel.

Für die komplizierten Verhandlungen mit den Tschechoslowaken und Russen nahm er die Dienste seines Freundes, des ostdeutschen Generalstaatsanwalts Streit, in Anspruch, der auch tatsächlich ein Übereinkommen zustande brachte. Für die Verhandlungen mit der BRD schaltete er seinen Westberliner Kollegen Stange ein, der über ausgezeichnete Verbindungen in Bonn verfügte.

Jetzt folgte eine Periode langwierigen Tauziehens. Die Deutschen waren entschlossen, für Frenzel einen möglichst hohen Preis zu fordern, da sie mit ihm die weitaus wichtigste Persönlichkeit in der Hand hatten

und auch, weil die Initiative von der anderen Seite ausgegangen war. Zahllose Briefe und Telegramme wurden ausgetauscht und ausgedehnte Telefongespräche zwischen Ost und West geführt, ehe es knapp vor Weihnachten zu einer Einigung kam.

Am 21. Dezember 1966 wurde Alfred Frenzel auf Grund seiner schweren Krankheit von Bundespräsident Lübke begnadigt. Zwei Tage später flog Vogel in einer ostdeutschen Sondermaschine nach Moskau und suchte sofort Martina Kischke im Lubjanka-Gefängnis auf. Sie wusste natürlich nichts von den Verhandlungen, die in den vergangenen Monaten ihretwegen stattgefunden hatten; es blieb ihr nicht einmal Zeit, überrascht zu sein. Vogel führte sie auf der Stelle aus dem Gefängnis, und beide flogen in dem gleichen Flugzeug, mit dem Vogel angekommen war, nach Ostberlin. Vogel brachte sie dann in seinem eigenen Wagen auf die Ostseite des Grenzübergangs Wartha-Herleshausen. Dort warteten bereits drei Westdeutsche, die wegen Spionage in der DDR zu lebenslangen Gefängnisstrafen verurteilt waren. Diese drei waren die zusätzliche Gegenleistung des Ostens für Frenzel.

Zur selben Zeit holte Stange, Vogels Westberliner Kollege, Frenzel aus der Strafanstalt Straubing. Auch sie fuhren nach Herleshausen – zur Westseite des Übergangs.

Die beiden Anwälte und ihre Klienten standen sich gegenüber und warteten auf irgendein Signal. Es begann bereits dunkel zu werden. Dann wurde das Zeichen gegeben, und die Schranken gingen in die Höhe. Die Gefangenen begannen sich gleichzeitig in Bewegung zu setzen. Martina Kischke blickte in das bleiche, verhärmtete Gesicht von Frenzel, als die beiden im Niemandsland aneinander vorbeiging.

Im Falle Frenzel bedeutete die Freilassung, dass ein verbrauchter alter Mann, der weder für den Westen noch für den Osten mehr nützlich sein konnte, seine ihm noch gegebene Lebenszeit in Ruhe verbringen durfte. Im Fall Martina Kischke blieb es einer jungen Frau erspart, ihre besten Jahre in einer Gefängniszelle zu verbringen. Altmann und Langer wurden – nur ein Jahr nach ihrer Verurteilung – gegen drei deutsche Generäle ausgetauscht, die noch als Kriegsverbrecher ihre Strafen verbüßten.

Frenzel starb im Juli 1968 in Reichenberg, im Alter von 68 Jahren. Er wurde unter den Klängen der tschechischen Nationalhymne bestattet. Bei der Trauerfeier im Prager Krematorium, bei der über 100 Gäste teilnahmen, trugen zwei Soldaten auf Samtkissen seine Orden und Ehrenzeichen. Ein Redner dankte dem Verstorbenen im Namen des Innenministeriums und des Nachrichtendienstes für seine Verdienste um «die Erhaltung des Weltfriedens und den Aufbau des Sozialismus».

An sich ist es beinahe rätselhaft, dass gerade Frenzel der erfolgreichste Spion im Nachkriegsdeutschland wurde. Gewiss war Erpressung der Ausgangspunkt, aber das erklärt nicht, warum er eine so eifrige und gewissenhafte Agententätigkeit entwickelt hatte. Die Geldfrage konnte nicht ausschlaggebend gewesen sein. Die Tschechen hatten ihm zwar eine Villa in der Tschechoslowakei versprochen, aber sie zahlten ihm für eine ungeheuer wertvolle Information über die NATO nur die lächerliche Summe von 1'500 Mark, und seine jährlichen Bezüge überstiegen nie den Durchschnitt von 10'000 Mark, einen Bruchteil der Summe, den er als MdB und Angehöriger mehrerer Ausschüsse erhalten hatte.

Vielleicht liegt der Schlüssel zu Frenzels Verhalten darin, dass seine Loyalität zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei geteilt war. Seine Mutter war Tschechin. Er war in England in die ‚Tschechische Legion‘ eingetreten, statt sich den Exilgruppen der deutschsprachigen Tschechen anzuschliessen. Zu jener Zeit nahm er sogar die tschechische Schreibweise seines Namens an – Frencl. Doch möglicherweise war ihm selbst nicht klar, wieviel von seinen Gefühlen für die Tschechoslowakei edit waren und wieviel ihm nur als Vorwand für seine Handlungsweise diente.

Möglicherweise ist die wirkliche Erklärung einfach in Frenzels Persönlichkeit zu finden. Er fühlte sich im Grund stets unsicher, und diese Unsicherheit brachte ihn dazu, sich mit Geschenken Beliebtheit zu erkaufen. Er strebte nach Einfluss und Macht, um sein Selbstbewusstsein zu stärken. Zweifellos war er – abgesehen von seinem Verrat – ein ausgezeichnete und tüchtiger Politiker. Aber so, wie er einst als Leiter eines Konsumladens keinen Kredit verweigern konnte, so war er auch nicht imstande, zum tschechischen Geheimdienst nein zu sagen. In bei-

den Fällen brachten ihm seine Verfehlungen Lob und Anerkennung derjenigen ein, zu deren Gunsten er sie beging. Das überwog die Angst vor einer Entdeckung. Er war eine gespaltene Persönlichkeit; er konnte, an der Spitze der Leiter angelangt, die Sprossen vergessen, die ihn hinaufgeführt hatten. Er vermochte gleichzeitig als begabter Politiker für ein demokratisches Deutschland zu arbeiten und als nicht weniger begabter Spion Deutschland an die Kommunisten zu verkaufen.

Der Schaden, den Frenzels Verrat angerichtet hatte, darf nicht überschätzt werden. Auch wenn man annimmt, dass die Staaten des Warschauer Pakts infolge ihrer Kenntnis der geheimen NATO-Pläne ihre Verteidigungsvorkehrungen umstellten, wäre es naiv, daraus zu schließen, dass diese Massnahmen allein auf Frenzels Verrat zurückzuführen waren. Struktur und internationaler Charakter der NATO machen sie für Unterwanderung und Spionage speziell anfällig, und es ist daher ziemlich unwahrscheinlich, dass Frenzel in jenen Jahren der einzige Agent war, der ihre Geheimnisse preisgegeben hat.

Die Reaktion der Presse war nach dem ersten verständlichen Schock kühl und sachlich. Man suchte vor allem nach einem Weg, der Wiederholung einer solchen Katastrophe vorzubeugen, ohne die parlamentarischen Rechte zu beschneiden.

Der Fall Frenzel machte deutlich, wie problematisch alle Sicherheitsvorkehrungen innerhalb der NATO und der Bundesrepublik sind. Die NATO kennt fünf Geheimhaltungsstufen, die auch vom Bundesverteidigungsministerium angenommen wurden: ‚Confidential‘, ‚Secret‘, ‚top secret‘, ‚COSMIC‘, ‚atomal‘, (COSMIC ist eine Abkürzung für die englische Terminologie von ‚Co-ordination of Security Measures in International Command‘, was etwa ‚Koordination von Sicherheitsmassnahmen im Internationalen Kommando‘ bedeutet.) Jedes Mitglied einer NATO-Behörde, das Zugang zu ‚Streng geheimen‘ Akten hat, muss durch eine cosMic-Überprüfung gegangen und für einwandfrei befunden worden sein. Diese Überprüfung dauert bis zu zwei Jahren, in denen Familie, Bekanntschaften und die gesamte Vergangenheit des Kandidaten durchleuchtet werden. In der Bundesrepublik wird diese Prozedur vom Militärischen Abschirmdienst (MAD) durchgeführt, der im Bedarfsfall mit

dem BfV, dem BND, der Kriminalpolizei und auch mit den alliierten Nachrichtendiensten zusammenarbeitet. Ein deutscher Bürger, der in der cosMic-Überprüfung als ‚unbedenklich‘ klassifiziert wird, darf nie ein Kommunist gewesen sein, weder Verwandte noch ihm nahestehende Personen hinter dem Eisernen Vorhang haben, nicht in die Bundesrepublik eingewandert sein und weder während des Krieges noch nachher dem ‚Nationalkomitee Freies Deutschland‘ in Moskau angehört haben.

Alfred Frenzel, der als Mitglied des Verteidigungsausschusses regelmäßig Zugang zu Geheim-Akten hatte, die als COSMIC klassifiziert waren, würde den Anforderungen aus zumindest vier Gründen nicht entsprechen haben: er war Kommunist gewesen, er war in die Bundesrepublik eingewandert, er war Mitglied der ‚Tschechischen Legion‘ gewesen, und er hatte Verwandte in der Tschechoslowakei. Er war jedoch von der Überprüfung dispensiert worden, denn die Mitglieder des Bundestags verweigerten der Regierung und allen ihren Institutionen das Recht, sie zu kontrollieren. Die einzige Überprüfung, die sie widerwillig akzeptierten, war die ihrer eigenen Parteiorganisation, die jedoch nie so gründlich sein konnte wie die cosMic-Kontrolle. Viele Regierungs- und Ausschussmitglieder hätten sich einer zweijährigen Überprüfung zu unterwerfen, ehe sie für ‚unbedenklich‘ erklärt werden könnten.

Es war daher nur natürlich, dass alle Rufe nach verstärkten Sicherheitsmassnahmen, die nach dem Frenzel-Skandal laut wurden, bald wieder verstummten. Absolute Sicherheit und parlamentarische Freiheit sind unvereinbar. Gewisse Risiken wie Frenzels Verrat müssen in Kauf genommen werden; sie gehören nun einmal zum parlamentarischen System.

Alles in allem hat es in den zwanzig Jahren der neuen deutschen Demokratie unter den Abgeordneten des Bundestags nur zwei Landesverräter gegeben: den CDU-Mann Schmidt-Wittmack, der 1954 rechtzeitig in den Osten flüchten konnte, und Alfred Frenzel. Die Illoyalität dieser beiden Männer und ihre Konsequenzen müssen eben als Preis hingegenommen werden, den die Bundesrepublik für die Erhaltung der parlamentarischen Freiheit zu zahlen hatte. Und wer wird behaupten, dass dieser Preis zu hoch war?



Teil II

# Exilspionage

## 5 Bogdan Staschinskij

Der 15. Oktober 1959 war für Staschinskij der Tag der Entscheidung. Denn an diesem Tag sollte er in München den ukrainischen Emigrantenführer Bandera ermorden. So hatten es seine Vorgesetzten im Moskauer Staatssicherheitskomitee (KGB) beschlossen.

Am 14. Oktober kam Staschinskij in München an. Er trug sich im Hotel Salzburg unter dem Namen Budeit ein. Er besass falsche Ausweispapiere auf diesen Namen; ausserdem genaue Instruktionen, wie, wo und wann er den Mord begehen sollte. Er war auch mit einem Nachschlüssel zu Banderas Wohnung ausgestattet und mit dem letzten Modell des Typs einer Giftgaspistole, mit der er bereits vor zwei Jahren einen feindlichen Agenten in München getötet hatte.

Am Morgen des 15. Oktober bezog er Stellung in einer Toreinfahrt gegenüber dem Haus Zeppelinstrasse 67, wo sich das von Bandera geleitete Büro der OUN (Organisation Ukrainischer Nationalisten-Revolutionäre) befand. Er sah, dass Banderas Wagen vor dem Haus parkte. Beinahe automatisch schluckte er eine der Pillen, die man ihm gegeben hatte, um ihn vor den tödlichen Gasen seiner Pistole zu schützen. Dann wartete er einige Stunden darauf, dass Bandera sein Büro verlassen würde. Er war verwirrt, beinahe verzweifelt. Staschinskij, obwohl ein erfahrener russischer Agent und mit Gewalttaten vertraut, wollte im Grunde Bandera nicht töten und hoffte, irgendein unvorhergesehenes Ereignis würde ihn daran hindern, die Befehle seiner Moskauer Vorgesetzten auszuführen.

Es war Mittag. Staschinskij sah, wie sich die Haustür öffnete, und sein Puls schlug schneller. Bandera erschien – aber von einer Frau begleitet. Sie fuhren schnell davon. Staschinskij war erleichtert. Eine Gelegenheit war verpasst. Trotzdem fühlte er sich verpflichtet, seine In-

struktionen zu befolgen, und er bestieg eine Strassenbahn, die ihn zu Banderas Wohnung in der Kreittmayrstrasse 7 brachte.

Er entschied, bis 1 Uhr zu warten. Wenn Bandera bis dahin noch nicht nach Hause gekommen war, würde er eine Ausrede erfinden, um aufzugeben. Angespannt und ungeduldig wünschte er, Bandera würde nicht kommen. Als Banderas blauer Wagen aus der Sandstrasse auftauchte, stockte Staschinskijs Atem. Bandera war allein. Der Wagen bog in den Hof des Hauses ein. Mit seinem Nachschlüssel öffnete Staschinskij die Eingangstür und versteckte sich in einer Ecke in der Nähe des Fahrstuhls, um die Ankunft Banderas zu erwarten. Er verbarg die Gaspistole unter einer Zeitung, liess aber den Finger am Abzug. In diesem Augenblick hörte er Stimmen. Jemand verabschiedete sich und kam die Treppe herunter. Doch jetzt fühlte er keine Erleichterung mehr, von der Erfüllung seiner Mission abgehalten zu werden; jetzt war er wie ein ferngesteuerter Roboter, ganz von seiner Aufgabe in Anspruch genommen. Er wandte der Eingangstür den Rücken zu und bückte sich. Während eine Frau an ihm vorbeiging, machte er sich an seinen Schuhbändern zu schaffen. Die Tür schloss sich hinter ihr. Gleich darauf kam Bandera herein. Da er eine Tüte mit Tomaten trug, hatte er einige Schwierigkeiten, den Schlüssel aus dem Schloss zu ziehen. Dann drehte er sich um und ging weiter. Bevor Banderas Augen sich an das Dämmerlicht im Flur gewöhnen konnten, war Staschinskij auf ihn zugetreten.

«Bandera», sagte er gelassen. Während er mit der Rechten die vom Zeitungspapier bedeckte Pistole hob, drückte er ab. Mit einem fast unhörbaren Zischen sprühte das Gas in Banderas Gesicht. Bandera schien eher überrascht als erschrocken zu sein. Aber Staschinskij blickte nicht länger auf sein Opfer. Seine Bewegungen waren präzise und professionell. Er nahm aus seiner Tasche eine in ein Tuch eingewickelte Phiole mit einem Gegenmittel, zerbrach sie an der Tür und atmete die Gaschwaden ein.

Er warf den Türschlüssel und das Tuch mit den Glassplittern der Phiole in den nächsten Gully und ging mit schnellen Schritten zum Hofgarten. Dort warf er von einer kleinen Brücke die Gaspistole in das auf-

gewühlte Wasser des Kögelmühlbachs. Immer noch erregt und nervös, flog er am nächsten Morgen nach Berlin. Er meldete sich im Sowjethauptquartier in Karlshorst; sein Führungsoffizier, Sergej Alexandrowitsch, beglückwünschte ihn herzlich zum Erfolg seiner Mission.

Staschinskij hatte immer noch ein flaeses Gefühl in der Magengrube. Wie sehr ihn auch seine Vorgesetzten lobten und belohnten, er wusste, dass seine Schwäche ihn dazu gebracht hatte, gegen sein Gewissen zu handeln und etwas Schreckliches zu tun, das nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte. Gewissensbisse, die er neun Jahre unterdrückt hatte, wurden plötzlich übermächtig. Ein kleiner harmloser Eisenbahn-schwindel, den er als 19jähriger Student begangen hatte, hatte ihn neun Jahre später zum Mörder werden lassen.

Bogdan Staschinskij war am 4. November 1931 in einer Kleinstadt in der Nähe von Lemberg geboren. Sein Vater war ein Kleinbauer, der sich nebenbei Geld als Zimmermann verdiente. Obwohl die Familie ziemlich arm war, verlieh ihr der Besitz eines kleinen Stück Landes das typische Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit. Wie die meisten anderen der 800 Dorfbewohner waren die Staschinskijs ukrainische Nationalisten und gehörten der griechisch-orthodoxen Kirche an. Diese entlegene Ecke Europas war wie ein Knotenpunkt, an dem sich eine grosse Anzahl Strassen kreuzt. Völkerschaften tauchten auf, kämpften um die Vorherrschaft und verschwanden in Vergessenheit. Katholiken stritten mit den Griechisch-Orthodoxen, Polen mit Österreichern, Russen mit Deutschen, und alle gemeinsam mit den Ukrainern, die das Land für sich selbst beanspruchten.

Durch seine ganze Geschichte hindurch war die Ukraine immer von fremden Völkern besetzt gewesen, und obwohl sie stets für ihre Freiheit gekämpft hatte, war es ihr bestenfalls gelungen, eine ausländische Herrschaft gegen eine andere einzutauschen. Seit dem Ersten Weltkrieg war die Ukraine – oder zumindest der westliche Teil des Landes – hintereinander von den Österreichern, den Polen, den Russen und den Deutschen okkupiert gewesen, und Bogdans Vater und die ukrainischen Nationalisten hatten gegen alle konspiriert. 1944 kam das Land wieder unter kommunistische Kontrolle, aber zu diesem Zeitpunkt hatten viele der älteren

Generation, darunter auch Bogdans Vater, bereits resigniert. Obwohl sie nie der kommunistischen Partei beigetreten wären oder den Glauben an ihr Vaterland aufgegeben hätten, fanden sie sich damit ab, in einer Art Waffenstillstand zu leben. Die langen Jahre der Enttäuschung würden schliesslich jeden Unabhängigkeitswillen erstickt haben, hätten die Ukrainer aus dem Ausland nicht in steigendem Ausmass die Partisanen unterstützt, die sich jetzt hauptsächlich aus der jüngeren Generation zusammensetzten.

Bogdans Vater spielte keine aktive Rolle mehr, aber eine seiner Schwestern war mit einem Führer der Partisanen eng liiert, und ihre Eltern waren sehr stolz auf sie. Sie drängten Bogdan nicht dazu, sich den Partisanen anzuschliessen; wahrscheinlich wünschten sie ihm ein leichteres Leben, als sie es hatten. Sie taten alles, um ihm das Studium zu ermöglichen. Bogdan war ein intelligenter und liebenswürdiger, aber ernster Junge. Er wollte studieren und vorwärtskommen.

Als er 14jährig in die Oberschule kam, zog er zu Freunden nach Lemberg. Mit achtzehn bestand er die Reifeprüfung und begann Mathematik zu studieren. Er wollte Lehrer werden.

Am Wochenende fuhr er jeweils nach Hause, um seine Familie zu besuchen, die ihn ständig mit Geld und Lebensmitteln versorgte. Studenten in seiner Lage pflegten die Eisenbahn zu beschwindeln, indem sie ohne Fahrkarte reisten. Aber eines Tages wurde er dabei ertappt und einem der Beamten der Transportpolizei – die eine Abteilung des Staatssicherheitsdienstes war – vorgeführt. Diesem Mann, Sidnikowskij, gefiel der hochaufgeschossene, schlanke, sensible Student mit seinen guten Manieren und seiner intelligenten Art, alle Fragen klar und deutlich zu beantworten. Der gute Eindruck, den Bogdan auf Sidnikowskij machte, sollte sein ganzes künftiges Leben beeinflussen.

Sidnikowskij drohte ihm, dass – wenn sein Fall vor Gericht käme – dies nicht nur das Ende seiner Studien bedeuten, sondern auch Repressalien gegen seine Eltern und seine Schwester zur Folge haben würde. Bogdan erschrak. Wieso wusste Sidnikowskij nicht nur über die politische Vergangenheit seines Vaters Bescheid, sondern auch über die Beziehung seiner Schwester zu dem Partisanenführer. Er sah sich bereits

zusammen mit seiner Familie im Gefängnis oder in einem sibirischen Arbeitslager.

Doch bald darauf wechselte Sidnikowskij den Tonfall. Er wurde freundlich und erwähnte, dass die Sowjetunion ehrgeizige und gebildete junge Leute nötig habe. Ein Mann wie Bogdan wäre geeignet, in den Staatssicherheitsdienst einzutreten. In diesem Falle könnte Sidnikowskij sein Vergehen unter den Tisch fallenlassen. Dabei würde er nicht nur sich selbst und seine Familie retten, sondern auch seinem Vaterland nützlich sein. Ausserdem würde man ihn gut bezahlen.

Bogdan unterschrieb eine Erklärung, die ihn unter absoluter Geheimhaltung verpflichtete, für das MGB ZU arbeiten. Aber seine Erleichterung, billig davongekommen zu sein, und sein jugendlicher Enthusiasmus, einer mächtigen Geheimorganisation anzugehören, wurden bald getrübt. Er musste seine Dienststelle über alle antikommunistischen Aktivitäten in seinem Heimatort informieren, sogar über das, was sich in seinem eigenen Haus und zwischen den Freunden seiner Schwester zutrug. Jetzt war Bogdan gezwungen, seine Familie regelmässig zu besuchen, und diese Besuche, die bisher eine willkommene Unterbrechung seiner Studien bedeutet hatten, wurden zu einem Alptraum.

Nachdem Sidnikowskij Bogdan überredet hatte, seine eigene Familie zu bespitzeln, betraute er ihn mit grösseren Aufgaben. Bogdan sollte in eine Widerstandsgruppe der OUN eintreten, um herauszufinden, wer den prosovjatischen Schriftsteller Jaroslaw Galan ermordet hatte. Bogdan hatte sich unterdessen mit seiner Rolle abgefunden, und ohne zu zögern überredete er seine jüngere Schwester, ihn in eine Partisanengruppe einzuführen, die in den Wäldern bei Lemberg operierte. Dreieinhalb Monate blieb er bei diesen Partisanen. Der Mörder, ein Mann namens Stefan Stachur, gab ganz offen zu, Galan mit einer Axt erschlagen zu haben.

Bogdan erstattete Sidnikowskij Bericht; als Belohnung wurde er als vollwertiges Mitglied mit 900 Rubel Monatsgehalt in den Geheimdienst aufgenommen. Bald darauf wurde Stachur von Sowjetagenten liquidiert.

Bogdan gab jetzt seine Studien auf und widmete sich ausschliesslich der Geheimdienstarbeit, die solch eine brillante Karriere in Aussicht

stellte. Nichtsdestoweniger liess ihn sein Gewissen nachts nicht schlafen, wenn er daran dachte, auf welcher niederträchtigen Weise er seine Familie und seine Freunde verraten hatte, um befördert zu werden.

Im Jahr 1952 schickte man ihn nach Kiew. Dort wurde er systematisch für den Nachrichtendienst ausgebildet, wobei er nicht nur politische Schulung, sondern auch Unterricht in deutscher und polnischer Sprache erhielt. Er absolvierte alle Prüfungen mit Auszeichnung, und zum Abschluss seiner Studien gab der Sicherheitsdienst ein Abendessen, zu dem sich auch hochgestellte Persönlichkeiten einfanden. Mit freudiger Erregung nahm Bogdan die Nachricht auf, dass er von jetzt an für seine erste Aufgabe in Deutschland vorbereitet werden sollte. Er hätte nicht im Traum daran gedacht, dass diese Vorbereitung nicht weniger als drei Jahre dauern würde.

Der erste und wichtigste Punkt des Plans bestand darin, seine Identität zu verändern und einen Deutschen aus ihm zu machen. Von jetzt an sollte er die Rolle eines gewissen Josef Lehmann spielen, der im Gefängnis gestorben war. Damit er sich in diese Rolle einleben konnte, fuhr Bogdan in eine Ortschaft südöstlich von Warschau, in der Lehmann geboren war. Er besuchte die Plätze, an denen Lehmanns Eltern gelebt und gearbeitet hatten. Er suchte Lehmanns ehemalige Schule auf, sprach mit seinen Lehrern und den überlebenden Schulkameraden, mit Nachbarn, die ihn seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen hatten, und mit alten Leuten, die sich noch an seine Eltern erinnerten. Er studierte jede Einzelheit von Josef Lehmanns Vergangenheit, damit er sich genauso benehmen und genauso sprechen könnte, wie Lehmann es getan haben würde.

Im Jahr 1954 fühlte er sich sicher genug, um als Lehmann nach Frankfurt an der Oder zu fahren. Dort übernahm ihn sein neuer Führungsoffizier, der seine künftige Agententätigkeit dirigieren sollte, das war Sergej Alexandrowitsch Demon, der ihn mit einer Art väterlichen Strenge behandelte. Sie reisten zusammen durch Ostdeutschland, besuchten Orte, in denen noch Familienmitglieder von Lehmann lebten, und unterhielten sich mit ihnen. Sergej verschaffte Bogdan einen Staatenlosenausweis und einen Führerschein. Da er ausserdem noch andere

Ausweise auf Lehmanns Namen bekam, hegte Bogdan schliesslich keinen Zweifel mehr, seine angenommene Rolle verkörpern und als Deutscher auftreten zu können. Er begann als Metallarbeiter in einer von den Sowjets kontrollierten Fabrik in Zwickau zu arbeiten.

Ende 1955 entschied sein Chef Sergej, dass Bogdan so weit war, um in Ostberlin ein Zimmer zu mieten und wie ein normaler deutscher Bürger zu leben. Er gab sich jetzt als polnischer Dolmetscher bei der DIA, der Deutschen Innen- und Aussenhandelsstelle in Ost-Berlin, aus und hatte dabei genügend Zeit, um Tanzlokale, Kinos, Bars und Restaurants zu besuchen und in den Seen der Umgebung zu schwimmen. Gelegentlich fuhr er auch nach West-Berlin, um die Bekanntschaft der kapitalistischen Welt zu machen und sich in ihr unbefangen bewegen zu lernen.

Bogdan fühlte sich in Berlin bald wie zu Hause. Die deutschen Mädchen gefielen ihm, und in den schäbigen Tanzcafes von Ost-Berlin erregte sein welliges dunkles Haar und sein gutgeschnittener grauer Flanellanzug Aufmerksamkeit. Für gewöhnlich waren die einzigen Menschen, die in Ostdeutschland so viel Geld ausgeben konnten wie er, entweder skrupellose Schwarzmarkthändler aus dem Westen oder kommunistische Apparatschiks; Bogdan aber war offensichtlich weder das eine noch das andere. Obwohl er gerne mit jungen Mädchen zusammen war, liess er sich auf keine dauerhafte Beziehung ein, bis er im April 1957 Inge Pohl kennenlernte.

Die 21jährige Inge hatte Bogdan schon eine Zeitlang aus der Ferne angeschwärmt, wagte aber nicht daran zu denken, dass er sie jemals beachten würde. Doch eines Tages bat er sie zum Tanz. Er war noch aufmerksamer und intelligenter, als sie erwartet hatte. Sie fanden heraus, dass sie am gleichen Tag Geburtstag hatten: am 4. November. Sie verabredeten sich für den folgenden Tag, und von da an blieben sie unzertrennlich, wenn er nicht unterwegs war.

Schon Anfang 1956 hatte Sergej entschieden, dass sein Schutzbefohlene mit ‚Dienstreisen‘ nach dem Westen betraut werden könnte. Seine erste Aufgabe bestand darin, im falschen Boden eines Handkoffers Geld zu transportieren. Als nächstes hatte er einen neu angeworbenen Agenten in Köln in Chiffriertechnik und in der Anwendung von Geheimtinte zu



unterweisen. Bei anderen Gelegenheiten hatte er Geld und Botschaften in ‚toten Briefkästen‘ zu deponieren oder von deutscher! v-Männern Nachrichten entgegenzunehmen.

Bogdan führte alle diese Missionen zufriedenstellend durch, und Sergej hielt die Zeit für gekommen, ihm heiklere und wichtigere Aufgaben zu übertragen, die ihn mit den ukrainischen Nationalisten in Verbindung brachten. Man gab ihm die Adresse eines jungen russischen Geheimagenten namens Bissaga. Bissaga war ein ukrainischer Einwanderer, der für die antikommunistische Zeitung ‚Ukrainskyj Samostynyk‘ arbeitete, die von einer der vielen ukrainischen Emigrantenorganisationen in München herausgegeben wurde. Bissaga hatte den Chefredakteur Lew Rebet und seine Mitarbeiter zu bespitzeln, und Bogdan sollte vorsichtig ausfindig machen, ob Bissaga auch bereit wäre, an der Verschleppung Rebets mitzuwirken.

Aber Bissaga war durchaus nicht kooperativ, er hatte sein Selbstvertrauen verloren und war überzeugt, überwacht zu werden, weil sich seine Frau noch in der Ukraine befand. Er wollte durch Bogdans Vermittlung den Geheimdienst ersuchen, ihm die Rückkehr nach dem Osten zu gestatten.

Mindestens fünfmal schickte man Bogdan mit Geld und Briefen von Bissagas Frau nach München, und jedesmal brachte er interessantere Informationen über die Tätigkeit der verschiedenen ukrainischen Exilorganisationen nach Ost-Berlin zurück.

Die Führer des KGB waren von der Verlässlichkeit und Tüchtigkeit ihres jungen Agenten derart überzeugt, dass sie ihn – quasi als Test für einen Meisterspion – mit dem delikatesten Auftrag betrauten: mit der Anwerbung eines neuen wichtigen Agenten. Er sollte eine führende Persönlichkeit der ukrainischen Exilorganisation in München auf ihre Seite ziehen.

Auch die Familie dieses Mannes befand sich noch in der Ukraine. Nachdem Bogdan seine Bekanntschaft gemacht und sein Vertrauen gewonnen hatte, deutete er ihm an, er könnte sich darum bemühen, ihn mit Frau und Kindern in West-Berlin zu vereinen. Bei seinem zweiten Besuch in München bewies er seinen guten Willen, indem er vor kurzem aufgenommene Fotografien von der Frau und den Kindern vorlegte. Bald entwickelte sich zwischen den beiden Männern ein freundschaftli-

ches Verhältnis, und Bogdan brachte vorsichtig den sowjetischen Gesichtspunkt ins Gespräch. Er führte aus, dass die meisten ukrainischen Emigranten im Grunde heimkehren wollten und dass die ukrainische Sowjetrepublik sie mit offenen Armen willkommen heissen würde. Aber die vernünftigen Ukrainer würden von der Heimkehr ins Vaterland abgehalten, und zwar durch die fanatischen Nationalisten, die nicht sehen wollten, dass die Zeiten sich geändert hatten und die Ukraine ein freier unabhängiger Staat der Sowjetföderation mit einer eigenen Stimme in den Vereinten Nationen war.

Diese überzeugenden Argumente, die Lockung finanzieller Zuschüsse und die Hoffnung, seine Familie wiedersehen zu können, untergruben den anfänglichen Widerstand des Mannes. Bogdan besuchte ihn regelmässig, und bei jedem Treffen holte er aus ihm wertvolle Informationen über die Eifersüchteleien und Rivalitäten zwischen den verschiedenen ukrainischen Exilgruppen in München heraus, speziell darüber, wie sie untereinander um die Gunst der deutschen und amerikanischen Nachrichtendienste buhlten.

Zu diesem Zeitpunkt bereiteten Chruschtschow und Bulganin ihre Reise nach London vor, und Bogdan sollte herausfinden, ob die ukrainischen Emigranten irgendwelche Störaktionen planten. Das KGB wollte vor allem in Erfahrung bringen, ob die Londoner Reise von Vitalij Bender, einem der Redakteure der ukrainischen Zeitschrift ‚Ukrainskyj Visty‘, mit dem Besuch von Chruschtschow und Bulganin zeitlich zusammenfallen und ob Bender andere als rein journalistische Aufgaben zu erfüllen haben würde.

Wenn Bogdan in Berlin war, verbrachte er jeden freien Moment mit Inge. Ihre unkomplizierte und frauliche Betrachtungsweise eröffnete ihm eine neue Welt. Sie war an Politik nicht interessiert, aber eindeutig antikommunistisch eingestellt, und zwar nicht aus theoretischen, sondern aus praktischen Gründen. Sie liebte das bunte Leben des Westens und die vielfältigen Möglichkeiten, die es bot; ausserdem lockten sie die höheren Löhne und die Dinge, die man dafür kaufen konnte. Sie verstand nicht, dass ein intelligenter junger Mann wie Bogdan den Unterschied zwischen Ost und West nicht begreifen wollte, und sie war über-

zeugt, dass sie ihm mit der Zeit seine bolschewistischen Ideen austreiben und ihn allmählich von seinem Hass gegen alles Deutsche kurieren könnte.

Während dieser Periode hatte Bogdan Befehl, Lew Rebet, den Chefredakteur von ‚Ukrainsky Samostynyk‘, «abzuklären», den man für den gefährlichsten Sowjetgegner in München hielt. Es unterlag keinem Zweifel, dass Rebet sich als Werber für die CIA (Central Intelligence Agency) betätigte und Spione ausbildete, die innerhalb der Sowjetunion operieren sollten. Als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme ordnete Sergej an, dass Bogdan für die Überwachung von Rebet seine Identität nochmals ändern müsse, und zwar von Josef Lehmann auf Siegfried Dräger. Wie ein verantwortungsbewusster Schauspieler musste sich Bogdan wieder mit allen Einzelheiten der Persönlichkeit vertraut machen, die er zu verkörpern hatte: ein Westdeutscher, der in der Nähe von Potsdam geboren war und in Essen-Haarzopf lebte. Während verschiedener Besuche in München, die sich oft bis zu einer Woche ausdehnten, machte sich Bogdan alias Dräger mit allen privaten und geschäftlichen Gewohnheiten von Rebet vertraut und fertigte komplette Lagepläne der Plätze an, die dieser zu besuchen pflegte: der Redaktionen, der Büros der OUNR und der ukrainischen Kirche.

Im September 1957 wurde Bogdan in Sergejs Büro im Karlshorster Sowjethauptquartier gerufen. Als er eintraf, verkündete Sergej bedeutungsvoll: «Die Stunde ist gekommen, ein Mann aus Moskau ist hier.» Sie gingen in ein anderes Büro, wo ein höherer KGB-Funktionär wartete. Er wusste alles über Bogdan, auch, wie geschickt er Rebet beschattet hatte. Er drückte ihm seine Anerkennung aus und teilte ihm lakonisch mit, dass Rebet ein gefährlicher Schädling sei und daher liquidiert werden müsse.

Bogdan hoffte, er habe falsch verstanden, aber der KGB-Beamte öffnete seine Schreibtischlade und brachte einen seltsamen Gegenstand zum Vorschein, der wie eine Pistole aussah. Hauptteil dieser Waffe war ein 20 cm langer, daumendicker Lauf, der sich aus drei Teilen zusammensetzte. An einem Ende befand sich der Abzug und ein Schlagbolzen. Der Druck auf den Abzug entzündete eine Pulverladung im Mittelteil, die eine Glasphiole im Ende des Laufs zum Zersplittern brachte. Diese

Phiole enthielt 5 Kubikzentimeter Blausäure, die in der Luft sofort ein Gasgemisch bildete. Auf eine Entfernung von etwa einem halben Meter auf das Gesicht des Opfers abgeschossen, wirkte dieses Gas augenblicklich tödlich, ohne eine Spur zu hinterlassen. Der Schütze selbst konnte die tödliche Wirkung des Gases von sich abwenden, indem er im Voraus eine Pille mit einem Gegenmittel schluckte und sofort nach Abdrücken der Waffe das Gas eines weiteren Gegenmittels einatmete.

Bogdan war entsetzt. Er wurde sich plötzlich darüber klar, dass die Waffe für ihn bestimmt war – und für Rebet. Zum Glück waren Sergej und der KGB-Funktionär so sehr mit der Vorführung der Gaspistole beschäftigt, dass ihnen sein Schweigen nicht auffiel.

Am nächsten Tag fuhren sie zu dritt in einen Wald und nahmen einen kleinen Hund mit.

Jetzt bestand kein Zweifel mehr daran, dass Bogdan ausersehen worden war, einen Mord zu begehen. Der Hund wurde an einen Baum gebunden, und auf den ersten Befehl zielte Bogdan auf ihn und schoss. Es gab kaum ein Geräusch. Der Hund fiel in Zuckungen und starb kurz darauf. Jetzt erteilte der Russe einen zweiten Befehl, und Bogdan zerbrach die Phiole mit dem Gegenmittel und atmete das Gas ein.

Trotz seiner gründlichen Ausbildung konnte Bogdan sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, töten zu müssen. Doch er vermochte im Moment nicht logisch zu denken. Er versuchte sein Unbehagen zu verdrängen und hoffte, es würde schon irgendein Hindernis auftauchen und den Plan vereiteln.

Aber die Ereignisse nahmen ihren unerbittlichen Verlauf. Einige Tage später, am 8. Oktober, rief ihn Sergej in sein Büro, um ihm die Befehle der KGB-Zentrale zu übermitteln. Bogdan sollte sofort nach München fahren, Lew Rebet ermorden und nach Berlin zurückkehren.

Sergej händigte ihm die geladene Waffe aus, dazu zehn Tabletten mit dem Gegenmittel und zwei Anti-Gas-Ampullen, die in Säckchen eingenaht waren. Er bekam Ausweispapiere für Siegfried Dräger und für Josef Lehmann. Auf Reisen und im Münchner Hotel sollte er als Dräger auftreten, aber in der Stadt selbst, während der Vorbereitungen für den Mord, als Lehmann.

Am nächsten Tag flog er in einer Maschine der Air France nach München und trug sich im Hotel ‚Stachus‘ als Siegfried Dräger ein.

Am Morgen des 10. Oktober schluckte Bogdan eine seiner Pillen, schlug die geladene Waffe in eine Zeitung ein und postierte sich auf dem Karlsplatz gegenüber Rebets Büro. Nach siebenstündigem Warten nahm er zur Kenntnis, dass Rebet an diesem Tag sein Büro nicht aufsuchen würde. Der nächste Tag verlief genauso. Am Morgen des 12. Oktober bezog Bogdan wieder seinen Standplatz, sicher, dass sein Opfer auch an diesem Tag nicht aufkreuzen würde. Aber kurz nach 10 Uhr sah er einen stämmigen Mann aus der Strassenbahn steigen und auf sich zukommen. Sein Herz schlug wild, als er Rebet erkannte. Er reagierte automatisch; er betrat das Haus und lief in den ersten Stock hinauf.

Er wartete, bis er Rebet eintreten hörte, dann – als Rebet die linke Treppenseite hinaufzusteigen begann – ging Bogdan auf der rechten Seite hinunter. Er nahm die Pistole aus der Tasche. Sie war immer noch in die Zeitung eingewickelt. Er entscherte sie. Als Rebet noch einige Stufen unter ihm war, hob Bogdan seine rechte Hand und drückte ab. Er hörte das gedämpfte Geräusch der Explosion, und fast augenblicklich stürzte Rebet rücklings die Treppe hinunter. Aber Bogdan wartete den Sturz seines Opfers gar nicht ab, sondern raste zur Eingangstür, um die Glasphiole zu zerbrechen und das Gegenmittel einzuzatmen. Dann lief er über den Lenbachplatz, vorbei an der Feldherrnhalle, über den Odeonsplatz und durch den Hofgarten der Residenz zum schnellfliessenden Kögelmühlbach bei den Ruinen des Armeemuseums. Hier hielt er inne. Immer noch ausser Atem beugte er sich über das Geländer einer kleinen Brücke und liess die Pistole ins Wasser fallen. Bei seinem Prozess, zwei Jahre später, beschrieb Bogdan seine damaligen Gefühle. «Plötzlich nahm ich wieder wahr, dass die Sonne schien und die Menschen zufrieden aussahen», erzählte er dem Gericht, «ich hatte das Gefühl zu träumen.»

Auf dem Weg zum Hotel musste er über den Karlsplatz gehen. Vor dem Haus, in dem sich Rebets Büro befand, sah er einen Menschengelauf, eine Ambulanz und ein Polizeiauto. In seinem Hotelzimmer ver-

brannte er die Dokumente auf den Namen Lehmann, zahlte seine Rechnung und nahm den nächsten Zug nach Frankfurt. Da die letzte Maschine nach Berlin bereits abgeflogen war, buchte er bei der Pan American einen Rückflug für den nächsten Morgen auf den Namen Dräger und verbrachte die Nacht im Hotel 'Continental' in Frankfurt. Er fiel in tiefen Schlaf, und bis zu seiner Ankunft in Karlshorst gelang es ihm, jede Erinnerung an den Mord zu verdrängen.

Sergej war entzückt. Der Erfolg von Bogdans Mission würde auch ihm zugute kommen. Er rief nach Wodka, legte einen Arm um Bogdan, lachte und rieb sich die Hände. Während der jahrelangen Zusammenarbeit mit Bogdan war seine Zuneigung zu dem jungen Russen immer stärker geworden, und er sah dem kommenden Aufstieg Bogdans ohne Eifersucht entgegen.

Eine Woche später erzählte ihm Sergej, dass niemand den Verdacht gehabt hatte, Rebet könnte ermordet worden sein. Eine Obduktion hatte ergeben, dass der Ukrainer an einer Atheromatose der Coronararterien gestorben war; keine Spur deutete auf einen gewaltsamen Tod hin. An diesem Abend veranstaltete Sergej für Bogdan ein festliches Abendessen und überreichte ihm als Zeichen der Wertschätzung des KGB eine kostspielige Contax-Kamera.

Man könnte meinen, dass Bogdan jetzt wunschlos glücklich war: erfolgreich in seiner Arbeit, beliebt bei seinen Vorgesetzten, gut bezahlt und mit einem jungen attraktiven Mädchen liiert. Doch das Gegenteil war der Fall: Er war niedergeschlagen, nervös und litt an Schlaflosigkeit. Sogar wenn er mit Inge zusammen war, bedrückten ihn Depressionen. Die Wahrheit war, dass er trotz seiner Erziehung zu List und Gewalt ein Gewissen bewahrt hatte, das ihm keine Ruhe liess.

Inge war seine ständige innere Spannung nicht unbemerkt geblieben. Seine Stimmung wechselte jäh zwischen wilder Heiterkeit und tiefem Trübsinn. Erst wollte sie seine Launenhaftigkeit nicht wahrhaben, aber mit der Zeit wurde sie ernstlich besorgt und versuchte herauszufinden, was dahintersteckte.

«Eines Tages werde ich dir vielleicht alles erzählen.» Mit dieser Floskel pflegte er ihre Fragen zu beantworten. Und Inge drängte nicht weiter in ihn, sie fühlte, der Moment würde kommen, in dem er ihr alles anver-

trauen würde. Unterdes hatte Inges Freundeskreis die Tatsache akzeptiert, dass die beiden zueinander gehörten. Bogdans Liebenswürdigkeit und Charme hatten alle Bedenken zerstreut, die man anfangs wegen ihrer Bekanntschaft mit dem ‚Polacken‘ hegte. Sogar ihre Eltern, die den jungen ‚Volksdeutschen‘ erst mit grosser Reserve behandelt hatten, begannen ihn ins Herz zu schliessen.

Sergej hatte schon seit Längerem ein persönliches Interesse an Bogdan, und es fiel ihm auf, dass sein Schützling – sooft er von Inge getrennt war – zu brüten und zu philosophieren begann. Er verstand nicht, warum sich Bogdan ausgerechnet ein deutsches Bürgermädchen ausgesucht hatte. Für ihn wären die Deutschen dieser Klasse immer noch Nazis, welche die Russen als Untermenschen betrachteten. Mussten solche Vorurteile nicht jede echte Bindung zunichte werden lassen? Ausserdem war ihr Vater ein Kapitalist, ein Garagenbesitzer, der drei Arbeiter ‚ausbeutete‘, und Inge schien es nichts auszumachen, die Früchte des Kapitalismus zu geniessen.

Es fiel Bogdan daher schwer, Sergej von der Unbedenklichkeit seiner Beziehung zu Inge zu überzeugen. Vom Ansuchen um eine Heiraterlaubnis wollte der Russe überhaupt nichts wissen. Aber Bogdan liess sich die Idee nicht ausreden, und er brachte Sergej schliesslich dazu, den Heiratsplan gegen seine eigene Überzeugung zu unterstützen. Als erster Schritt erfolgte eine routinemässige, eingehende Überprüfung von Inge und ihrer Familie.

Inge hatte schon einen Heiratsantrag erwartet; von den damit verbundenen Schwierigkeiten konnte sie natürlich nichts ahnen. Ihr Joschi, wie sie ihn zärtlich zu nennen pflegte, war immer noch ein Rätsel für sie. Er war so aufgeweckt und intelligent und hatte doch so naive und verbohrt politische Ansichten. Obwohl er zu ihr und ihrer Familie stets liebevoll und aufmerksam war, hasste er das deutsche Volk mit bitterer Voreingenommenheit. Sie konnte auch nicht verstehen, wieso ein junger Dolmetscher in Ostdeutschland über so viel westliches Geld verfügte.

Aber Inge war von Natur aus nicht misstrauisch. Wenn ihr jemand erzählt hätte, sie sei drauf und dran, einen Spitzenagenten des KGB zu heiraten, der einen politischen Mord auf seinem Geewis-

sen hatte, hätte sie das als schlechten Scherz abgetan. Wenn Joschi ein bisschen seltsam war, führte sie das auf seine östliche Herkunft zurück. Und was spielte das schon für eine Rolle? Er war immer gut zu ihr, sie erfreuten sich ihres Zusammenseins und sie liebten sich.

Nach dem Fall Rebet erhielt Bogdan diverse Aufträge, darunter einen von besonderer Wichtigkeit: Er musste nach Holland fahren und in Rotterdam an einer Gedenkfeier für den Gründer der OUN teilnehmen. Er fertigte heimlich Fotos von den OUN-Führern an, die aus der ganzen Welt zusammengekommen waren, und versuchte ihre Namen und Ursprungsländer ausfindig zu machen. Ein blauer Opel Kapitän mit einer Münchner Nummer erregte seine Aufmerksamkeit, denn er erinnerte sich, ihn vor der russischen Kirche in München gesehen zu haben. Später bestieg Stefan Bandera, der bei den Feierlichkeiten die grosse Rede gehalten hatte, den Wagen und fuhr davon.

Im April 1959 wurde Bogdan plötzlich nach Moskau beordert, um einem höheren KGB-Offizier namens Georgij Aksentewitsch einen detaillierten Bericht über alle seine Nachforschungen und Beobachtungen in bezug auf die OUN ZU geben. Georgij beglückwünschte Bogdan zu seiner gewissenhaften Arbeit und teilte ihm mit, dass Stefan Bandera liquidiert werden müsse und dass man diese Aufgabe ihm, Bogdan, zugewiesen habe.

Bogdan unterstrich die Schwierigkeit eines solchen Unterfangens, da er festgestellt hatte, dass Bandera bewaffnet war und von einer Leibwache begleitet wurde. Georgij ging über diesen Einwand kühl hinweg; wenn jemand im Weg stünde, müsste er ebenfalls beseitigt werden. Die Möglichkeit war bereits vorgesehen, und Bogdan würde ein verbessertes Pistolenmodell mit doppeltem Lauf erhalten.

Die Zurückhaltung, mit der Bogdan die Mitteilung aufnahm, blieb von Georgij nicht unbemerkt, denn er hatte sich vorgestellt, der junge Agent würde sich geschmeichelt zeigen, für eine so wichtige Aufgabe ausgewählt worden zu sein. Deshalb begann Georgij zu erläutern, was für ein gefährliches Subjekt Bandera war.

Schon vor dem Krieg hatte sich Bandera als gefährlicher Terrorist



und Bandenführer hervorgetan. Er hatte die Plünderung ganzer Ortschaften angeordnet und befriedigt zugesehen, wenn die Frauen vergewaltigt und die Männer ermordet wurden. Als die Deutschen kamen, hatte er sich ihnen angeschlossen und Himmlers ss an Grausamkeit noch übertroffen. Massenmorde an Juden, Zigeunern und Kommunisten waren Banderas Werk gewesen. Nach dem Krieg hatte er den Kampf gegen die Sowjets fortgesetzt, indem er in den Karpaten Partisanengruppen organisierte. Nach der Vertreibung der Partisanen übertrug er seinen verderblichen Einfluss auf die missleiteten ukrainischen Emigranten, die er terrorisierte und an der Heimkehr hinderte. Er war wahrscheinlich der allergefährlichste Feind der Sowjets, speziell weil es ihm gelungen war, die Unterstützung der amerikanischen und deutschen Geheimdienste zu örlangen. Er führte ihnen Agenten zu, die später innerhalb der Sowjetunion operierten, und erhielt dafür grosse Geldsummen, mit deren Hilfe er sich zum Chef aller antikommunistischen Ukrainer im Ausland gemacht hatte. Es hatte schon fünf Anschläge auf Banderas Leben gegeben, erzählte Georgij, aber sie alle waren fehlgeschlagen.

Am Ende seiner temperamentvollen Ausführungen hob Georgij nochmals hervor, welche Ehre ihm die Sowjetunion erwies, indem sie ihm eine Aufgabe von solcher Wichtigkeit übertrug. Bogdan verstand, dass es sinnlos wäre, abzulehnen.

Nach Berlin zurückgekehrt, konnte Bogdan keine Ruhe finden, und er spielte sogar mit der Idee, Inge ins Vertrauen zu ziehen. Aber er hatte nicht den Mut dazu. Die Gewohnheit, Befehle zu befolgen, seine Loyalität zum KGB und das ehernen Prinzip, Geheimnisse zu bewahren, hielten ihn zurück. Er fürchtete auch, Inge könnte derart entsetzt sein, dass sie ihn verlassen würde. Doch bevor er mit sich selbst ins reine zu kommen vermochte, bekam er die Order, nach München zu fliegen und seinen Auftrag durchzuführen. In gewisser Weise fühlte er sich erleichtert. Jetzt konnte er sich nicht mehr mit Inge aussprechen. Das Schicksal hatte entschieden.

In München verbrachte er die ersten Tage damit, Banderas Wohnhaus und Büro zu beobachten. Dann, eines Nachmittags, sah er Bandera allein in seine Garage fahren. Die Garagentür war offengeblieben. Das war der

Moment. Er betrat entschlossen die Garage und zog seine Pistole. Doch plötzlich packte ihn das nackte Entsetzen. Er war wieder dabei, einen Mord zu begehen, einen Mann zu töten, der ihm nichts getan hatte.

Wortlos rannte er aus der Garage und warf die Waffe in den Kөгelmühlbach. Zum ersten Mal, seit er für das KGB arbeitete, hatte er einen Befehl missachtet. Schuldgefühl und Furcht befielen ihn. Aus eigener Erfahrung wusste er, dass Spione oft ihrerseits von Agenten beschattet werden. Vorsichtig blickte er sich um und prüfte alle möglichen Stellen, an denen sich jemand hätte verbergen können. Aber er sah keinen Verdächtigen. Etwas erleichtert ging er fieberhaft daran, sich für Sergej eine plausible Geschichte auszudenken.

Am Morgen des nächsten Tages kaufte er eine Metallfeile und begann den Schlüssel zu Banderas Haus, den er vom KGB erhalten hatte, anzufeilen. Seinen eigenen Berliner Wohnungsschlüssel feilte er so zu recht, dass er dem Schlüssel zu Banderas Haus glich. Dann fuhr er in die Kreittmayrstrasse 7, wo Bandera wohnte. Er hatte keine Schwierigkeit, beide Schlüssel im Schloss abzubringen. Das würde Sergej beweisen, dass er versucht hatte, ins Haus einzudringen und dabei gescheitert war. Sergej bezweifelte seine Geschichte keinen Moment, sondern verfluchte Bogdans Missgeschick. Einige Zeit war nicht die Rede davon, den Anschlag zu wiederholen, und Bogdan begann schon zu hoffen, man hätte den Plan fallenlassen. Er fing wieder an aufzuatmen, aber es war nur eine kurze Atempause. Aus heiterem Himmel kam die Order aus Moskau, Bandera unverzüglich zu liquidieren. Bogdan war wie betäubt. Er wusste genau, dass es keine Widerrede gab. Resigniert fand er sich mit seinem Schicksal ab.

Wie im Fall von Rebet fand die Polizei keine Anzeichen von Gewaltanwendung. Aber man entdeckte in Banderas Magen starke Spuren von Gift, und das genügte, um Verdacht zu erwecken.

Als Bogdan nach Berlin zurückkehrte, umarmte und küsste ihn Sergej und führte ihn zu einem Sowjetgeneral, dem Chef des Berliner KGB. Bei einem Festessen kündigte der General an, der oberste Chef des KGB, Scheljepin, würde ihm in Moskau den Orden des Roten Banners persönlich an die Brust heften.

Bogdan muss die Rolle des heimkehrenden Helden überzeugend gespielt haben, denn die Feier, bei der reichlich Wodka floss, verlief in bester Stimmung. Doch am Abend zuvor hatte er in der Wochenschau eine Grossaufnahme von Banderas verzerrtem Gesicht gesehen, und dieses Bild liess ihm keine Ruhe. Er versuchte verzweifelt darüber hinwegzukommen, indem er sich mit Inge häufiger traf denn je, obwohl Sergej ihn wegen seiner zu starken Bindung an diese Frau kritisierte.

Immer noch brachte es Bogdan nicht über sich, Inge reinen Wein einzuschenken. Es fiel ihm leichter, sich mit Sergej auszusprechen, er vertraute ihm seine Gewissensbisse an und die Trauer, die ihn überkam, wenn er an Banderas Witwe und vaterlose Kinder dachte. Sergej schrieb diese Gefühlsausbrüche, die einem KGB-Mann nicht zustanden, Inges Einfluss zu.

In Moskau wurde Bogdan vom Abteilungschef des KGB, Alexej Alexejewitsch, beglückwünscht, und dieser teilte ihm mit, er sei vorläufig aller weiteren Pflichten enthoberi, damit er Englisch lernen könnte. Alexej brachte die Sprache auch auf Inge. Es sei nicht ratsam für einen KGB-Mann, sagte er, mit einem deutschen Mädchen zu eng liiert zu sein. Bogdan sollte sich die Sache noch einmal reiflich überlegen. Das bedeutete in der Sprache des KGB, dass von ihm ein sofortiger Abbruch der Beziehung erwartet wurde.

Der Höhepunkt von Bogdans Besuch in Moskau war sein Zusammentreffen mit Scheljepin, der heute in der Sowjethierarchie nach Brechnew, Kossygin und Podgoitny einen der höchsten Ränge einnimmt. Damals war er Chef des KGB und Mitglied des Obersten Sowjets und des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei. Bei einem Diner, das zu seinen Ehren veranstaltet wurde und an dem sein Abteilungschef Alexej und auch Georgij Aksentewitsch teilnahmen, empfing Bogdan seine Auszeichnung.

Nach dem Essen, als sich die allgemeine Stimmung unter dem reichlichen Einfluss von Wodka bereits gelockert hatte, verwickelte Scheljepin ‚seinen lieben Freund‘ in ein Mann-zu-Mann-Gespräch über Frauenangelegenheiten. Scheljepin begann, er sei nicht viel älter als Bogdan und verstehe daher sein Dilemma, andererseits müsse Bogdan auch für das seinige Verständnis haben.

Bogdan fühlte, dass dieses Privatgespräch mit seinem obersten Chef eine einmalige Gelegenheit bot, die Heiraterlaubnis zu bekommen. Er schilderte Inge als überzeugte Kommunistin, welche die Sowjetunion bewundere und ihm bei seiner Arbeit nützlich sein könnte. Tatsächlich wäre sie ihm bereits behilflich gewesen, in Ostberlin als Deutscher anerkannt zu werden. Ausserdem, argumentierte Bogdan, gab es keinen Grund, der Bürgerin einer befreundeten Nation zu misstrauen.

Der Enthusiasmus des jungen Mannes und der Effekt des Alkohols hatten Scheljepin in wohlwollende Stimmung versetzt. Nach kurzer Überlegung verkündete er seine Entscheidung, dass Bogdan Inge Pohl heiraten dürfe, allerdings stellte er eine Bedingung: Inge müsse zuerst selbst nach Moskau kommen, damit ihre politische Zuverlässigkeit gründlich überprüft werden könne.

Einige Tage später erhielt Bogdan den detaillierten Aktionsplan. Er sollte Inge erzählen, dass er ein Agent des ostdeutschen Staatssicherheitsdienstes sei und dass sie ihn als seine Braut nach Moskau begleiten könne. Erst nach der Hochzeit dürfte er ihr gestehen, dass er Russe und Mitglied des KGB war. Doch unter keinen wie immer gearteten Umständen war ihm gestattet, über Einzelheiten seiner Arbeit zu sprechen, vor allem nicht über die Morde an Rebet und Bandera.

Bevor er nach Moskau fuhr, hatte Bogdan vorgegeben, eine längere Geschäftsreise nach Warschau zu unternehmen, und Inge hatte sich damit abgefunden, die Weihnachtstage ohne ihn zu verbringen. Sie war daher überglücklich, als er während des Festes unvermutet im Hause ihrer Eltern auftauchte. Bei der ersten Gelegenheit schüttete er ihr sein Herz aus, doch ging er weit über seine Instruktionen hinaus und erzählte ihr auch, dass er Russe war und für das KGB arbeitete.

Inge nahm seine Bekenntnisse auf, ohne mit der Wimper zu zucken. Doch sein Vorschlag, zusammen nach Moskau zu fahren, war trotzdem ein Schock für sie. Verdrängte Kindheitserinnerungen wurden wieder lebendig: verbrannte Häuser, Plünderungen und ihre schwangere Mutter, die von betrunkenen russischen Soldaten vergewaltigt worden war. Wie könnte sie jemals in Russland leben? Niemals könnte sie die Frau

eines KGB-Agenten sein! Nur wenn Joschi ihr verspräche, vom heutigen Tag an seine endgültige Flucht zu planen, würde sie, um die Russen irrezuführen, mit ihm nach Moskau fahren.

Joschi war einverstanden. Er war bereit, seine Arbeit für den Geheimdienst aufzugeben. Doch für den Moment war es zweifellos das Klügste, die für sie ausgearbeiteten Instruktionen zu befolgen. Es war von äußerster Wichtigkeit, dass Inge das volle Vertrauen des KGB gewann.

Anfang Januar fuhr das junge Paar nach Moskau. Ihre Pässe waren auf den Namen Krylow ausgestellt. Doch ihre Eltern glaubten immer noch, dass er Joschi Lehmann war, der Dolmetscher, der seine Braut nach Warschau mitnahm.

In Moskau erwartete sie niemand anders als Sergej. Er brachte sie ins Hotel ‚Ukraina‘, wo ein Zimmer in der n. Etage in den nächsten drei Monaten ihr Heim sein sollte. Sergej wich kaum von Inges Seite. Während dieser Zeit bestand seine Aufgabe einzig und allein darin, Inge möglichst gut kennenzulernen, ihre politische Zuverlässigkeit zu prüfen und festzustellen, ob sie sich als Frau für einen Spitzenagenten des KGB eignen würde. Er sollte ihr Sowjetrussland von der besten Seite zeigen; so führte er sie ins Theater, in Restaurants und Museen, zu Konzerten und Ballettveranstaltungen und zeigte ihr alle Sehenswürdigkeiten der Stadt und der Umgebung.

Inge spielte ihre Rolle gut genug. Sie wüsste, was auf dem Spiel stand, und für eine gemeinsame Zukunft mit Joschi tat sie alles Menschenmögliche, um als überzeugte Kommunistin und Bewunderin der Sowjetunion aufzutreten. Aber das war eine grosse Belastung für sie. Sie war viel häufiger mit Sergej als mit Joschi zusammen, und sie erwartete ungeduldig die Heimreise nach Berlin, um Vorbereitungen für die Flucht nach dem Westen treffen zu können.

Eines Tages kam Joschi strahlend nach Hause. Sie sollten in wenigen Tagen nach Berlin zurückkehren, um dort zu heiraten. Inge hatte ihre Aufgabe sichtlich gut erfüllt. Vielleicht, sagte sie scherzhaft zu Joschi, habe sie ihren Beruf verfehlt und hätte Spionin werden sollen.

Am 23. April 1960 wurden ‚Joschi Lehmann‘ und Inge vor dem Standesamt Ost-Berlin Mitte und in der protestantischen Golgatha-Kirche in

Ost-Berlin getraut. Sergej hielt zwar eine kirchliche Trauung für bürgerlich und dekadent, aber er war mit einer solchen einverstanden, da sie zu Bogdans Rolle passte. Der einzige Schatten, der auf die Zeremonie fiel, war die Tatsache, dass Bogdan so schnell wie möglich nach Moskau zurückkehren sollte, um seine Ausbildung zu vervollkommen. Sie logen Inges Eltern an, sie würden etwa ein Jahr in Warschau bleiben müssen.

Jetzt erwartete sie Sergej II, ein neuer Führungsoffizier, am Bahnhof. Diesmal brachte man sie in eine Wohnung, welche das KGB für sie gemietet hatte. Zum Unterschied vom Hotel ‚Ukraina‘ waren die Räume klein und schäbig. Wenn Sergej II Inge ausführte, zeigte er ihr weder Theater noch Tanzlokale, sondern das ‚wirkliche‘ Leben in der Sowjetunion: Fabriken, Siedlungen und Gedenkstätten der Revolutionsgeschichte. Inge schien gebührend beeindruckt zu sein, und Sergej II hielt den Moment für gekommen, ihr den wahren Grund für ihre politische Unterweisung mitzuteilen. Eines Tages führte er sie wieder zum Tanzen aus und fragte sie beiläufig, ob es ihr zusagen würde, in West-Berlin einen Friseursalon zu eröffnen.

«Mit welchem Geld?» fragte sie.

«Wir kommen für alles auf», war seine Erwiderung.

Sie sah ihn skeptisch an, aber Sergej erklärte ihr, dass eine Frau zu ihrem Mann halten und ihn in seiner Arbeit unterstützen müsse. Ein solches Geschäft würde eine ausgezeichnete Tarnung für Joschis Tätigkeit bedeuten. Um Zeit zu gewinnen, wandte sie ein, dass sie zu diesem Zweck einen Meisterbrief brauchen würde. Sergej II beruhigte sie, das KGB würde ihr das benötigte Zertifikat beschaffen. «Nein, danke schön», erwiderte sie gekränkt. Immerhin war sie gelernte Friseurin und durchaus in der Lage, die erforderlichen Prüfungen zu bestehen.

In der Zwischenzeit erschien in ihrer Wohnung fast täglich eine strenge Lehrerin vom KGB, um Joschi in westlichen Sitten und Gebräuchen zu unterrichten. Sie hasste den Westen, obwohl ihre schicke westliche Kleidung darauf schliessen liess, dass sie sich häufig dort aufhielt. Sie brachte ihm bei, nach preussischer Manier die Hacken zusammenzuschlagen und ihre knochige Hand zu küssen. Das alles kam Inge sehr altmodisch vor.

Eines Abends nahm Joschi das Bettgestell auseinander, um es nach

Wanzen zu durchsuchen, die sie nachts belästigten. Zu seiner Überraschung fand er mehr, als er erwartet hatte: die Wanzen krabbelten über Drähte, die zu hinter den Tapeten verborgenen Mikrofonen führten. Als sie Sergej deswegen ins Gebet nahmen, leugnete er zuerst, überhaupt davon zu wissen, und erfand dann eine lahme Erklärung, dass ein früherer Mieter unter Bewachung gestanden hatte und die Mikrophone für ihn bestimmt gewesen waren.

Jetzt wagten sich Inge und Joschi nicht einmal zu entspannen, wenn sie allein in ihren vier Wänden waren. Sie verständigten sich schriftlich, und selbst in ihren Liebesnächten trauten sie sich nur zu flüstern. So oft sie Sergej abschütteln konnten, unternahmen sie lange Spaziergänge. Nur bei solchen Gelegenheiten vermochte Inge offen zu sprechen. Sie hasste den erzwungenen Aufenthalt in Moskau, und sie kritisierte die ärmlichen Lebensbedingungen, die Menschenschlangen vor den Lebensmittelläden, die bestehenden Klassenunterschiede, die miserable Qualität der Konsumgüter und die Willenlosigkeit der Massen. Sie tat alles, um Joschi gegen sein eigenes Land aufzubringen.

Aber er war immer noch nicht soweit, seinen Glauben an den Kommunismus und seine Privilegien als dekoriertes KGB-Agent aufzugeben. Immerhin stellte Inge fest, dass er das Leben in Moskau mit kritischeren Augen als früher betrachtete, und er beklagte sich auch bei Sergej II über die Art, wie ihn die Zentrale behandelte.

Gegen Ende des Sommers 1960 kündigte Inge an, dass sie ein Kind erwarte. Sergej II war von der freudigen Nachricht keineswegs so begeistert wie Bogdan. Am nächsten Tag übermittelte er ihnen mit allen Anzeichen von Verlegenheit die Entscheidung der Zentrale, dass man Inges Mutterschaft für unzweckmässig erachtete und sie sich einer Abtreibung unterziehen müsse. Für alles würde gesorgt werden, natürlich kostenlos.

Wäre Bogdan nicht dazwischengetreten, hätte Inge Sergej aus der Wohnung geworfen. Aber sie blieb hart! und Sergej musste der Zentrale die Nachricht überbringen, dass Inge eine Abtreibung ablehne. Die offizielle Antwort war, dass Inge ihr Baby austragen mochte, aber das Kind müsste in einem staatlichen Heim aufgezogen werden und dürfte die

beiden bei ihren Auslandsreisen nicht begleiten. Diesmal wurde Bogdan zornig, und er begann Sergej anzuschreien. Da er russisch sprach, verstand Inge kein Wort von dem, was er sagte. Aber sie behielt klaren Kopf. Sie hatte Angst, er könnte in seinem Wutausbruch ihre geheimen Pläne verraten; so beschwichtigte sie ihn und flehte Sergej an, von seinen Vorgesetzten eine nochmalige Überprüfung ihres Beschlusses zu erbitten.

Die Antwort liess auf sich warten, und die quälende Ungewissheit zerrte an Bogdans Nerven. Er fing an, seine Vorgesetzten und das Leben in Moskau zu hassen. Er verlor an Gewicht, hatte Alpträume und stritt unaufhörlich mit seiner Lehrerin und Sergej-

Anfang Dezember 1960 musste sich Bogdan bei KGB-General Jakowlewitsch melden. Der General war zwar freundlich, gab aber offen seiner Enttäuschung Ausdruck. Äussere Einflüsse, sagte er, würden seiner brillanten Karriere im Wege stehen. Ein echter KGB-Mann, erinnerte er Bogdan, hatte nur für seine Arbeit und für sein Vaterland zu leben. Obwohl man ihn nicht aus dem KGB entlassen wollte, würde man ihn in den Innendienst transferieren, und er müsste die nächsten sieben Jahre in Moskau bleiben. Seine Frau dürfe natürlich ihre Eltern in Ost-Berlin besuchen, sooft sie wünsche.

Bogdan war sich darüber klar, dass man Inge am liebsten überhaupt loswerden wollte.

Um die bittere Pille zu versüssen, gab man ihm 20'000 Rubel für die Einrichtung seiner Wohnung und versprach ihm ein vorläufiges Monatsgehalt von 200 Rubel, bis man für ihn einen angemessenen Posten gefunden habe. An diesem Abend hatte er einen Weinkrampf, und es war Inge nicht möglich, ihn zu beruhigen. In seiner Verzweiflung fand er den Mut, ihr alles zu gestehen: auch die beiden Morde.

Sie hatte also einen Mörder geheiratet! Jetzt verstand sie erst, wie aussichtslos die Lage war. Selbst wenn ihnen eine Flucht in den Westen gelänge, würde Joschi von zwei Seiten gejagt werden; von den Sowjets, weil er zuviel wusste und sie verraten hatte, und von den westlichen Geheimdiensten, weil er zwei politische Morde begangen hatte. Sie fanden nur eine Lösung für ihr Problem: Joschi musste sich den westlichen



Behörden stellen und alles gestehen. Er würde freilich verurteilt werden und ins Gefängnis kommen, aber infolge seines freiwilligen Geständnisses würde die Strafe relativ erträglich sein, etwa 5 bis 10 Jahre. Dazu kam, dass ihn die Gefängnismauern Vor der Rache des KGB schützen würden.

Von diesem Moment an waren alle ihre Bemühungen darauf ausgerichtet, eine gemeinsame Reiseerlaubnis nach Ost-Berlin zu erhalten. Doch man gestattete Bogdan nichts Weihnachten mit Inge in Berlin zu verbringen, und allein wollte sie nicht fahren. Aber nach Weihnachten sah sie ein, dass sie nötigenfalls auch allein reisen musste, um ihre Fluchtpläne vorzubereiten. Sie konnte später vorgeben, ihr Gesundheitszustand verhindere ihre Rückkehr nach Moskau, und sie würde bis zur Geburt des Kindes in Berlin bleiben. Beide hofften, das KGB würde Bogdan erlauben, zur Niederkunft nach Berlin zu fahren. Dann könnten sie den besten Moment aussuchen, um nach West-Berlin zu entkommen. Sie vereinbarten einen Code, mit dessen Hilfe sie sich auch in zensurierten Briefen unauffällig verständigen könnten. Ein Punkt hinter dem Datum bedeutete ‚Gefahr‘, und wenn Inge ‚Bambi‘, den Hund ihrer Eltern, erwähnte, hiess das, dass der Brief nur für die KGB-Leute geschrieben sei. ‚Gisela‘ war das Schlüsselwort für die ostdeutschen Behörden, und ‚zur Schneiderin gehen‘ hiess soviel wie ‚setze Dich mit den Amerikanern in Verbindung‘.

In Ost-Berlin entwickelten sich die Dinge wie vorgesehen. Inge besuchte in regelmässigen Abständen gute Freunde im Westsektor, eine gewisse Familie Villwok, und brachte allmählich ihre wertvollsten Besitztümer auf die andere Seite. Ihr Hausarzt und die zuständige Klinik attestierte ihr, dass ihr Zustand keine Reise nach Moskau erlaube.

Bogdan versuchte inzwischen, durch Enthusiasmus und Fleiss das Vertrauen seiner Vorgesetzten zurückzugewinnen. Er hatte sich im Institut für Fremdsprachen der Moskauer Universität immatrikuliert und erzielte gute Fortschritte. Er blieb mit Sergej II in Kontakt und gestand ihm seine Besorgnis wegen Inges Gesundheitszustand und der bevorstehenden Niederkunft. Er bat ihn, um ihrer alten Freundschaft willen, seinen Einfluss geltend zu machen, damit man ihm Inge zu besuchen ge-

statte. Aber das KGB blieb unbeugsam und bestand darauf, dass seine Frau nach Moskau zurückkehren müsse. Inge hatte nicht den Mut, ohne ihren Mann in den Westen zu flüchten, so erklärte sie sich schliesslich bereit, nach Moskau zu fliegen. Man gab ihr die nötigen Reisepapiere, und das Ostberliner KGB regelte den Flug für sie. Als sie nochmals vorbrachte, es wäre vernünftiger, wenn ihr Mann nach Berlin käme, hielt man ihr entgegen, dass ein Aufenthalt in Berlin zu gefährlich wäre: die Amerikaner warteten auf ihn, um ihn zu verschleppen.

Knapp vor dem Flug wurde Inge nun wirklich krank, und die Reise kam für sie nicht mehr in Frage. Man brachte sie in die Klinik, und das Kind kam um 4 Wochen zu früh zur Welt, am 31. Januar 1961. Sie hatte sich mit zwei Agentinnen des KGB angefreundet, die auf sie aufpassen sollten. Diese brachten ihr jetzt Blumen, Schokolade und blaue Baby-Jäckchen für den kleinen Peter, den sie fast wie ihren eigenen Sohn behandelten. Sie berichteten ihr, wie glücklich Bogdan über die Nachricht gewesen sei, aber Inge brach in Tränen aus; sie wollte ihn an ihrer Seite haben.

Bogdan zeigte Sergej II das Telegramm von Inges Eltern und bat ihn, in Hinsicht auf die Frühgeburt und Inges Schwäche nochmals alles zu versuchen, um eine Reiseerlaubnis zu erwirken. Sergej fühlte mit ihm, aber die Vorgesetzten blieben ungerührt und verweigerten die Erlaubnis. Der Fluchtplan war gescheitert. Zum Glück wusste Inge nichts davon. Sie war im Moment vollauf mit ihrem Baby beschäftigt, denn Peter war ein kränkliches Kind und musste regelmässig zum Arzt und in die Klinik gebracht werden. Doch bald darauf war es über das Schlimmste hinweg und begann zuzunehmen.

Ungeduldig durchforschte Inge die täglichen Briefe nach einem Zeichen für Joschis Kommen nach Berlin. Dann, eines Tages im Mai, stand in einem Brief, «bist Du bei Deiner Schneiderin gewesen?»

Inge hielt den Atem an. Das war ein sicheres Zeichen dafür, dass ihre Pläne reiften. Sie nahm den nächsten Zug nach West-Berlin und ging zu einer der 5 Geheimdienststellen, die die Amerikaner damals in Berlin unterhielten. Man schickte sie von einem Büro zum anderen, doch sie

fand niemanden, der an ihrer Geschichte interessiert war. Sie bestand darauf, einen für ihren Fall zuständigen Beamten zu sprechen, und schliesslich führte man sie zu einem gelangweilten, gummikauenden Sergeant, der ihr wortlos zuhörte. Als sie geendet hatte, sah er sie von oben bis unten an, ohne sein Kauen zu unterbrechen, und sagte: «Fahren sie so schnell wie möglich nach dem Osten zurück. Erzählen sie niemandem, wo sie gewesen sind. Wenn man das herausfindet, wird ihr Kind eine Waise werden. Sie sagen, Ihr Mann ist in Moskau. Wie stellen Sie sich vor, dass wir ihn 'rauskriegen können?»

Inge sah ein, dass es nutzlos war zu debattieren. Der Mann glaubte sichtlich, sie war eine sitzengelassene Frau mit einem unehelichen Kind, dessen russischer Vater ihr eine wilde Geschichte über das KGB erzählt hatte. Niedergeschlagen kehrte sie nach Ost-Berlin zurück. Von Joschi kamen keine weiteren Code-Nachrichten, und Moskau drängte wieder auf ihre Rückkehr. Jetzt verlor sie alle Hoffnung und traf Reisevorbereitungen für sich und Peter. Allmählich brachte sie ihre Besitztümer aus West-Berlin wieder nach Hause. Es waren traurige Tage. Sie hatte das Gefühl, ihr eigenes Grab zu graben. Doch das Grab war nicht ihr eigenes, sondern das ihres Sohnes. Die Verzweiflung der Mutter wirkte sich auf den kleinen Peter aus. Er entwickelte sich nicht, wie er sollte, eine Erkältung führte zu einer Lungenentzündung, und bevor sich Inge über den Ernst seiner Krankheit richtig klar wurde, starb er.

Dieser Schlag war zuviel für sie. Sie rief Moskau an, flehte Bogdan an, zu ihr zu kommen, und brach zusammen. Auch ihr Vater telefonierte mit Bogdan und teilte ihm mit, dass Inge an schweren Depressionen leide und wie im Delirium dauernd nach ihm rief. Während beider Gespräche befanden sich Sergej und ein Agent namens Jurij bei Bogdan, welche die Zentrale über alles informierten. Am nächsten Tag erhielt Bogdan die Erlaubnis, unverzüglich nach Ost-Berlin zu fliegen, denn jetzt fürchteten die KGB-Leute, Inge könnte in ihrem hysterischen Zustand wichtige Geheimnisse preisgeben. Von Jurij begleitet, traf Bogdan in einem Militärflugzeug in Ostberlin ein. Man teilte ihm mit, dass Inge sich nicht mehr in der Klinik befände, sondern bei ihren Eltern, in der

Nähe von Berlin in der Zone. Aber Jurij hatte strenge Anweisung, ihn nicht zu ihr zu bringen. Bogdan sollte im Sowjethauptquartier in Karlshorst auf sie warten, bis man sich vergewissert hatte, dass das Kind nicht von den Amerikanern vergiftet worden war.

Am nächsten Tag brachte Jurij die Nachricht, das Kind wäre eines natürlichen Todes gestorben, und sie dürften jetzt zum Haus seiner Schwiegereltern fahren, um Anordnungen für das Begräbnis zu treffen. Inge brach schluchzend zusammen, als Bogdan sie in die Arme nahm. Jetzt waren sie zwar gemeinsam in Berlin, aber wie weit von ihren ursprünglichen Plänen entfernt! Keinen Augenblick liess man sie allein. Nicht nur Jurij, sondern auch Inges beide Freundinnen vom KGB begleiteten sie auf Schritt und Tritt.

Wo auch immer sie waren, zu Hause oder beim Pastor, beim Bestellen des Kranzes oder beim Bestattungsunternehmen, immer standen zwei Wagen vor der Tür. Bogdan beschwerte sich, aber Jurij leugnete, auf Befehl zu handeln. In solchen Zeiten brauche man eben Freunde an seiner Seite. Inge und Bogdan wussten, dass man sie sofort nach der Beerdigung nach Moskau schicken würde, und damit wäre ihre letzte Fluchtchance endgültig verpasst. So gefühllos es auch scheinen mochte und so schmerzlich es für sie war, der Fluchtversuch musste auf der Stelle unternommen werden, noch bevor der kleine Peter unter der Erde war. Ihr Kind war tot, aber für sie ging das Leben weiter.

Am Tag vor dem Begräbnis, nachdem sie den kleinen Körper in den Sarg gelegt hatten, begaben sie sich vom Friedhof zum Haus von Inges Eltern. Sie gingen eine Allee entlang, hinter der sich eine weite Fläche von mit mannshohen Sträuchern überwachsenem Ödland erstreckte. Ihre Begleiter folgten ihnen in taktvollem Abstand.

Das war der Moment! Sie verliessen die Strasse und liefen so schnell sie konnten durch das dichte Gestrüpp auf den Bahnhof Falkensee zu. Glücklicher Zufall: Vor dem Bahnhof hatte sich eine grosse Menschenmenge angesammelt. Von dieser abgeschirmt sprangen sie in ein Taxi und liessen sich auf einem Zickzack-Kurs zur Zonengrenze führen. Wieder hatten sie Glück: Auch da stand eine Menschenmenge, schreiend

und gestikulierend. Doch als sie über die Stadtgrenze nach Ost-Berlin wollten, tauchte plötzlich ein Polizist auf und verlangte ihre Ausweispapiere. Bogdan zwang sich, Ruhe zu bewahren, und wies sich als Josef Lehmann aus Ost-Berlin aus. Der Polizist sah sich die Dokumente genau an – dann nickte er und gab sie ihm zurück. Sie konnten ihren Weg in den Ostsektor von Berlin fortsetzen. Um eventuelle Verfolger abzuschütteln, nahmen sie ein zweites Taxi am Bahnhof Friedrichsstrasse und fuhren von dort aus zum Bahnhof Schönhauser Allee. Auch vor diesem Bahnhof stiessen sie auf eine grosse Menschenansammlung; überraschend viele Polizisten standen herum. Aber sie konnten sich unbeeinträchtigt durch die Menge drängen und bestiegen rasch einen Zug nach West-Berlin.

Erleichtert, den ersten Teil der Flucht hinter sich gebracht zu haben, verliessen sie den Zug im Westberliner Bahnhof Gesundbrunnen. Doch sie wussten sehr gut, dass die freie Welt für sie noch lange nicht frei war. Das Schwierigste stand ihnen noch bevor. Sie hatten das Gefühl, sich jemandem anvertrauen zu müssen. Die Villwoks waren enge Freunde. Sie waren Trauzeugen gewesen und hatten Inges Wertsachen aufgehoben und hatten sich stets als verlässliche Freunde erwiesen, die nur ihr Bestes im Sinn hatten. Mit ihnen wollten sie ihre nächsten Schritte beraten.

Die Villwoks fielen aus allen Wolken, als sie erschienen, aber sie begrüssteten sie herzlich. Als sie hörten, was Bogdan vorhatte, rieten sie ihm, unverzüglich zur Westberliner Polizei zu gehen.

Auf dem Polizeipräsidium wurden sie von verschiedenen Beamten vernommen, die ihnen kein Wort glaubten. Doch da Bogdan darauf bestand, zum amerikanischen Geheimdienst gebracht zu werden, gaben sie schliesslich nach. Die Geschichte, die dieser Russe sich ausgedacht hatte, war wirklich zu ungläubhaft, sogar im Berlin jener Tage. Aber da man nie wissen konnte, übergab man Inge und Bogdan noch am gleichen Tag den Amerikanern.

Bogdan legte ein volles Geständnis ab. Die Untersuchungen nahmen mehrere Wochen in Anspruch.

Es war unvorstellbar, dass ein Mann zwei kaltblütige Morde zugab, von denen niemand wusste, dass sie überhaupt begangen worden waren.

Man vermutete entweder einen Trick der Russen oder eine geistige Störung Staschinskij's. Alles schien glaubhafter zu sein als die Wahrheit.

Letzten Endes brachten die Amerikaner Bogdan nach Westdeutschland und lieferten ihn den dortigen Behörden aus. Am 1.9.61 wurde Staschinskij verhaftet. Wieder wurden die Staschinskij's wochenlang einvernommen. Zwei Spezialbeamte, Bannhauer von der Sicherungsgruppe Bonn und Fuchs von der Münchner Kriminalpolizei, wurden beauftragt, Staschinskij's Geständnis zu überprüfen. Zuerst waren beide genauso skeptisch wie die Amerikaner, aber Schritt für Schritt fanden sie heraus, dass Staschinskij die Wahrheit sprach.

Russische Dokumente, Bogdans Legitimation von der Moskauer Universität, der Orden des ‚Roten Banners‘, Geburts- und Todesschein des Kindes aus Ostdeutschland und diverse Ausweispapiere auf falsche Namen erwiesen sich als authentisch. Bogdan musste Skizzen und Beschreibungen von seinem Geburtsort und von Lemberg anfertigen; diese wurden genauso überprüft wie Angaben über die Wetterbedingungen während seiner verschiedenen Flüge zwischen Ost und West, die mit den Wetterkarten der Luftfahrtgesellschaften verglichen werden konnten. Die Flugbuchungen Bogdans unter den Namen Dräger und Kowalski waren relativ leicht zu kontrollieren, desgleichen die Eintragungen in den Hotelregistern als Lehmann, Dräger und Budeit zum Beispiel vom Hotel ‚Stachus‘ in München, wo er die Nacht vor der Ermordung Rebets verbracht hatte. Sie alle stimmten mit Bogdans Aussagen genau überein. Eine graphologische Analyse von Drägers Unterschrift im Hotelregister bestätigte, dass es die Handschrift von Staschinskij war und nicht die des wirklichen Dräger aus dem Rheinland. Aber es gab noch andere überprüfbare Einzelheiten. So fand man im Schloss von Banderas Eingangstür noch die abgebrochenen Reste der Nachschlüssel.

Schliesslich hatte man derart viele überzeugende Beweise gesammelt, dass jeder mögliche Zweifel an der Richtigkeit von Bogdans Geständnis zerstreut wurde. Die Akten gingen an den Generalbundesanwalt in Karlsruhe, und etwa ein Jahr später, am 8. Oktober 1962, begann der Prozess.

Es war einer der sensationellsten politischen Prozesse im Nachkriegsdeutschland. Karten für den Bundesgerichtshof waren ausverkauft und

besondere Sicherheitsmassnahmen angeordnet, um alle Besucher zu kontrollieren. Fotografen, die seit dem frühen Morgen auf Staschinskij gewartet hatten, mussten zu ihrer grossen Enttäuschung feststellen, dass man ihn schon bei Morgengrauen unter strenger Bewachung in eine Zelle des Gerichtsgebäudes gebracht hatte. Kein offizieller Repräsentant der Sowjetregierung war anwesend, doch zumindest die Hälfte aller Zuschauer waren Slawen. Ukrainische Emigranten aus der ganzen Welt waren nach Karlsruhe gekommen, und man mochte sich wundern, woher sie alle das Geld genommen hatten, um aus den Vereinigten Staaten, Kanada, England und Frankreich anzureisen. Banderas Mitarbeiter Stetzko war anwesend, ebenso Rebets Witwe. An Stelle von Banderas Witwe erschien die 21jährige Tochter, eine Studentin aus Kanada; unter den drei Anwälten, die sie begleiteten, war ein ehemaliger amerikanischer Abgeordneter.

Vorsitzender des Gerichts war der namhafte Jurist Jagusch; sowie er das Verfahren eröffnete, konzentrierte sich die gesamte Aufmerksamkeit auf den Angeklagten. Vom Anfang an machte der gutaussehende Staschinskij einen ausgezeichneten Eindruck. Man konnte förmlich fühlen, wie er die Sympathie des Publikums gewann. Er trug einen dunkelgrauen Anzug mit weissem Hemd und gestreifter Krawatte; er sprach fast akzentfrei deutsch. Seine Ausdrucksweise war gewählt, er verstand es, seine Zuhörer zu fesseln. Seine Worte vermochten die Landschaft seiner Heimat lebendig zu machen. Er konnte seine komplizierten Reaktionen auf die Mordbefehle einleuchtend schildern. Wer ihn hörte, nahm unwillkürlich an seinen Problemen teil und verstand die schrittweise Entfremdung von seinen ehemaligen politischen Idealen. Er leugnete nicht, begeisterter Kommunist gewesen zu sein, der alle Befehle ohne Zögern ausführte. Und selbst nach dem zweiten Mord habe es der ganzen Überredungskunst seiner Frau bedurft, bevor er sich von seiner Weltanschauung endgültig losreissen konnte.

Als das Urteil verkündet wurde – 8 Jahre Zuchthaus unter Anrechnung der Untersuchungshaft –, gab es im Auditorium ein überraschtes Raunen. Obwohl es ihm zweifellos gelungen war, das Gericht für sich

einzunehmen, hatten wellige auf ein so mildes Urteil zu hoffen gewagt. Das Gericht vertrat die Ansicht, der Angeklagte habe nicht aus eigener Initiative, sondern auf Befehl der höchsten Behörden seines Landes gehandelt; infolge seiner lebenslangen Schulung sei es ihm nicht möglich gewesen, einen Befehl zu verweigern oder sich eine unabhängige Meinung zu bilden. Es gab noch andere mildernde Umstände, wie etwa sein offenes Geständnis und seine ehrliche Reue. Der Vorsitzende beendete die Schlussrede mit den Worten: «Das Urteil dieses Gerichts beabsichtigt nicht, den Angeklagten zu vernichten, es soll ihm helfen zu sühnen.»

Inge Staschinskij wohnte dem Prozess nicht bei. Sie hätte als Zeugin für ihren Mann aussagen können, aber es lag bereits soviel Entlastungsmaterial vor, dass das nicht für nötig erachtet wurde. Man hielt es für wichtiger, sie zu schützen und zu schonen und dem Licht der Öffentlichkeit zu entziehen. Sie lebt unter angenommenem Namen irgendwo in der Bundesrepublik und wartet auf den Moment, da sich die Gefängnistore für ihren Mann wieder öffnen werden.



## 6 Müller – Chorunzhij

Am 27. Mai 1953 berichteten Radio und Presse der Sowjetunion, dass am 26. April vier Fallschirmspringer heimlich auf ukrainischem Boden gelandet waren. Diese Männer seien von Westdeutschland ausgesandt worden, um Spionageaufträge auszuführen. Zwei der vier Spione, russische Emigranten namens Lakhno und Makov, seien an Ort und Stelle festgenommen worden; die beiden anderen, Gorbunow und Remiga, habe man einige Stunden später in der Nähe von Kiew aufgegriffen. Nach wenigen Wochen wurden alle vier vom Obersten Gerichtshof der UdSSR zum Tod verurteilt.

Diese Meldungen versetzten zwei Organisationen in Westdeutschland in Alarmzustand: die amerikanische CIA (Central Intelligence Agency) und die antisowjetische russische Exilorganisation NTS (Bund Russischer Solidaristen), die gemeinsam für die Aussendung der vier Spione verantwortlich waren. Die Männer hatten ihre Spionage-Ausbildung in einer Spezialeinheit für Geheimagenten im oberbayerischen Bad Wiessee erhalten, von amerikanischen Offizieren. Die Panne vom Frühjahr 1953 war die letzte einer ganzen Serie – jetzt war es klar, dass oben an der Spitze eine gefährliche ‚Geheimnislücke‘ klaffen musste. Sofort nach den sowjetischen Meldungen begannen sowohl CIA wie NTS eine dringliche Untersuchung, um den Verräter zu entlarven. Diese Untersuchung blieb vorerst erfolglos, aber später wiesen zwei voneinander unabhängige Zwischenfälle eindeutig auf den Schuldigen hin.

Am 15. Juli kam ein älterer russischer Emigrant aufgeregt zu den Braunschweiger Behörden und bat um Schutz gegen Sowjetagenten, die ihn angeblich bedrohten. Als er sich etwas beruhigt hatte, erzählte er eine Geschichte, die einen Mann betraf, der sich Georg Müller nannte.

Ungefähr zur gleichen Zeit gestand der ostdeutsche Agent Helmut Glöckner der Organisation Gehlen, dass er für den sowjetischen Nachrichtendienst tätig gewesen war, und zwar als Kontaktmann für einen gewissen Müller. Dieser Müller war ein prominenter Mitarbeiter des NTS – und eine sofortige Untersuchung bewies, dass er als Doppelagent arbeitete und für die Festnahme der vier NTS-Spione in der Ukraine verantwortlich war.

Müller, von bäuerlicher Herkunft, wurde als Nikita Wladimirowitsch Chorunzhij 1917 in Zolotoy Yar bei Cherson geboren. Er war ein aufgeweckter Junge; 1939 wurde er Schullehrer und trat der kommunistischen Partei bei. Während des Krieges diente er als Offizier in der Roten Armee; bei Kriegsende war er in der Nähe von Berlin stationiert. 1947 wurde er demobilisiert, erhielt aber eine Spezialerlaubnis, eine gewisse Zeit in Ostdeutschland zu bleiben, um die Kinder des russischen Verwaltungspersonals zu unterrichten. In dieser Zeit verliebte er sich in eine Deutsche. Sie hiess Elisabeth Werner, war einige Jahre älter als er und hatte zwei kleine Kinder aus einer früheren Ehe. Er selbst hatte eine Frau und ebenfalls zwei Kinder, die in Russland auf ihn warteten. Aber er war in die Werner völlig vernarrt. Dabei wusste er nur zu gut, dass seine Behörden es niemals gestatten würden, sich von seiner russischen Frau scheiden zu lassen, um eine Deutsche zu heiraten. Und seine Spezialerlaubnis lief Ende 1948 ab. Es gab nur einen einzig möglichen Ausweg: am 16. November 1948 wechselte er nach West-Berlin über. Zwei Stunden später folgte ihm Elisabeth mit ihren beiden Kindern.

In diesen Jahren beschäftigten sich mit russischen Flüchtlingen ausschliesslich die Amerikaner. Chorunzhij wurde daher von einem amerikanischen Nachrichtenoffizier verhört, dem die Begründung, Chorunzhij habe Vaterland und Familie nur aus Liebe zu einer Frau aufgegeben, fadenscheinig vorkam. Doch der schlaue Nikita schien diese Verständnislosigkeit vorausgesehen zu haben, denn er hatte eine Menge militärisches Geheimmaterial gesammelt, das er jetzt – sozusagen als ‚Gastgeschenk‘ – überreichen konnte. Die Dokumente beeindruckten den verhörenden Offizier derart, dass er sofort seine Vorgesetzten hinzuzog.

In den folgenden Wochen wurde Chorunzhij von den Amerikanern verhört und kreuzverhört, bis sie von seiner Vertrauenswürdigkeit überzeugt waren. Mehr als das, es war ihnen klargeworden, dass ihnen ein gebildeter und zu allem entschlossener Mann in die Hände geraten war, mit einer angeborenen Begabung für Geheimdienstarbeit. Mit der geliebten Frau im Westen und seiner Familie im Osten war er doppelt verwundbar. Mit einem Wort: der ideale Agent für sie!

Auf Grund dessen gaben sie Chorunzhij jede Möglichkeit, sich in Westdeutschland niederzulassen. Sie beschafften ihm einen deutschen Pass auf den Namen Müller und beschäftigten ihn auf der Militärbasis Griesheim bei Frankfurt. Trotz seiner russischen Ehefrau setzten sie durch, dass er Elisabeth heiraten und ihre Kinder adoptieren durfte.

Zwei Jahre blieb er in Griesheim, dann nahm er einen Posten als Zeichner in einer deutschen Automobilfabrik an. Die Amerikaner ließen ihm Zeit, sich zu akklimatisieren. Währenddessen verhärtete sich die politische Situation, der kalte Krieg wurde immer intensiver und mit ihm die Spionagetätigkeit von Ost und West. Doch noch bevor die Amerikaner von Chorunzhij Gebrauch machten, schaltete sich das MGB (sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit) ein. Denn auch die Gegenseite hatte erkannt, dass es sich bei diesem Mann um einen brauchbaren Agenten handeln könnte. Bis zum Moment seines Seitenwechsels war Chorunzhij kommunistisches Parteimitglied gewesen, loyal und linientreu. Der Grund seines Überlaufens war kein politischer gewesen, sondern seine Leidenschaft für eine Frau. Gewiss hatte er auch seine Familie in Russland nicht vergessen. Darüber hinaus befand sich Elisabeths Familie in Ostdeutschland und war leicht unter Druck zu setzen.

Das MGB entschied, seine Verhandlungen mit Chorunzhij durch Elisabeths Bruder Franz Werner zu führen. Im Frühjahr 1951 erhielt Franz Werner Besuch: ein Sowjetoffizier und ein deutscher Zivilist befragten ihn über den Aufenthalt seiner Schwester und besonders über deren neugebackenen Ehemann Georg Müller.

Franz war von Elisabeth gewarnt worden, keinen Kontakt mit ihr zuzugeben. Aber er war kein Schauspieler und konnte seine Rolle nicht

durchhalten, als ihn seine Besucher bedrohten. So rückte er schliesslich mit der Wahrheit heraus, und es wurde beschlossen, er solle nach dem Westen fahren und seiner Schwester und seinem Schwager die Angebote des MGB übermitteln. Diese gutwilligen Angebote waren allerdings von erpresserischem Druck begleitet: im Falle einer Ablehnung würden Elisabeths Familie in Ostdeutschland und Chorunzhij in Russland unter den Konsequenzen der Weigerung zu leiden haben.

Chorunzhij nahm die Nachrichten des MGB mit philosophischer Ruhe auf. Er wusste, sie hielten ohnehin alle Trümpfe in der Hand, und überdies sagte ihm die neue Wendung zu. Er hatte jetzt die Möglichkeit, sich in den Augen seiner Landsleute zu rehabilitieren, während er gleichzeitig mit Elisabeth in Westdeutschland bleiben konnte. Zwei Fliegen auf einen Schlag!

Die nächsten vier Monate hörte er nichts. Dann meldete sich bei ihm ein Mann, der sich Hammer nannte, ein MGB-Agent, der ihm eröffnete, er wäre ihm als sein künftiger Kontakt mit dem russischen Hauptquartier in Karlshorst zugeteilt worden. Als erstes aber habe er ihn in der Technik des Spionagehandwerks zu unterweisen. Noch am selben Abend tranken sie im ‚Palmengarten‘ auf den Erfolg ihres Unternehmens. Sie freundeten sich an und trafen sich in den folgenden Tagen häufig und unbekümmert.

Chorunzhij lernte nun die Grundbegriffe der Geheimdiensttechnik: Chiffrieren und Dechiffrieren, Senden und Empfangen von Funkmeldungen, Schreiben mit unsichtbarer Tinte, Kontaktaufnahmen – kurz das Abc der Spionage. Er widmete sich seiner neuen Tätigkeit mit grossem Eifer, und Hammer war überrascht von seiner schnellen Auffassungsgabe. Chorunzhij konnte es kaum erwarten, seine neuerworbenen Kenntnisse in die Praxis umzusetzen, aber Hammer mahnte ihn zur Geduld: erst im Herbst würde die Zentrale grünes Licht geben.

Schliesslich wurden ihm drei Aufgaben übermittelt. Erstens sollte er sich mit den Offizieren des amerikanischen Hauptquartiers in Oberursel anfreunden. Dann sollte er die Bekanntschaft von russischen Überläufern suchen und ihre Namen, Berufe, politischen Aktivitäten und Details aus ihrem Privatleben feststellen. Doch die dritte Aufgabe war die wich-

tigste: einen Weg in die Emigrantenorganisation NTS ZU finden und, wenn möglich, eine führende Position in ihr zu erreichen.

Frankfurt war im Jahre 1951 für einen Russen wie eine zweite Heimat. Es gab russische Überläufer der Wlassow-Armee, die auf deutscher Seite gekämpft hatten, und einstige Insassen der ehemaligen Zwangsarbeiterlager, die sich weigerten, in die Sowjetunion zurückzukehren. Wo immer Russen leben und so verschieden auch ihre Herkunft und politische Überzeugung sein mögen, halten sie Kontakt miteinander. In Frankfurt bildeten sie Klubs und Vereine, eröffneten Restaurants und versuchten nach Kräften, eine echt russische Atmosphäre zu schaffen.

Es war nur natürlich, dass Chorunzhij Cafés und Restaurants besuchte, in denen er Landsleute traf. Er hatte keinerlei Schwierigkeiten, in ihren Kreisen aufgenommen zu werden. Es wäre ihm leichtgefallen, direkt in den NTS einzutreten. Sie war die einzige wichtige und aktive antisowjetische Emigrantenorganisation, und ihre Mitglieder waren überall, wo es Russen gab. Durch ihre enge Verbindung mit der CIA waren sie meist finanziell bessergestellt als die anderen Flüchtlinge.

Doch Chorunzhij hielt es für ratsam, einen Umweg einzuschlagen. Der NTS würde zweifellos sein Vorleben und seine Tätigkeit durchleuchten, wenn er herausfand, dass er kein politischer Flüchtling, sondern bloss einer Frau wegen übergelaufen war. Sie würden sich auch Gedanken darüber machen, weshalb er sich Müller nannte und deutsche Nationalität besass. All das mochte zuviel Interesse erregen.

So beschloss er stattdessen, sich einer russischen Gruppe von geringerer Bedeutung anzuschliessen, die weniger gut organisiert war und weniger Fragen stellen würde. Das war die RONDD (Russische Nationale Volks- und Reichsbewegung), eher eine Art Geselligkeitsverein als ein politischer Zirkel. Die Mitglieder waren rechtsgerichtete Monarchisten alten Schlages, Weissrussen, die sich bereits damit abgefunden hatten, den Rest ihrer Tage im Exil zu verbringen.

Einige Monate später wurde Chorunzhij aufgefordert, in den NTS einzutreten. Als Mitglied der RONDD wurde er ohne Fragen aufgenommen,

und in kurzer Zeit hatte er sich mit einigen der einflussreichsten Funktionäre angefreundet. Bald begann er wertvolle Informationen zu sammeln.

Chorunzhij verbarg seine Berichte jede zweite Woche unter den Wurzeln einer Eiche in einem Wäldchen bei Hanau. Sie waren auf Seide geschrieben, und Hammer nähte diese in den Ärmel seines Mantels als Futter ein, bevor er nach Potsdam zurückfuhr. Die Berichte betrafen hauptsächlich die Tätigkeit der CIA und des NTS. Abgesehen von Namen und Personalien der Funktionäre gab Chorunzhij speziell Namen und Daten ihrer Agenten im Einsatz weiter und verriet ihre geheimen Übergangsstellen in die Sowjetunion sowie Einzelheiten ihrer Ausrüstung und ihres Aufgabenbereichs. Von Zeit zu Zeit trafen sich die beiden Männer am Bahnhof von Hanau und spazierten in einen nahegelegenen Wald, wo Chorunzhij grössere Geldsummen ausgehändigt bekam, gewöhnlich zwischen 1'500 und 3'000 Mark.

Hammer erwähnte ausdrücklich Chorunzhij's erstaunliches Fingerspitzengefühl für die Herstellung der richtigen Kontakte. Seine Vorgesetzten in Karlshorst erkannten bald, dass sie in Chorunzhij ein wahres Naturtalent für Spionage gefunden hatten. Zu jener Zeit betrachteten die Sowjets die Entwicklung in Deutschland mit äusserstem Argwohn; nicht nur, dass es im Begriff war, seine Souveränität wiederzuerlangen, bereitete es auch seine Wiederaufrüstung vor, mit dem klaren Ziel, sich der westlichen Militärallianz anzuschliessen. Ausserdem war der wirtschaftliche Fortschritt derart verblüffend, dass Westdeutschland bald ein wesentlicher Bestandteil im europäischen Mächtespiel sein würde. Unter diesen Umständen war die Sowjetregierung an allen aktuellen Informationen über sämtliche Aspekte des deutschen Wiederaufbaus interessiert. Und in Chorunzhij hatten sie einen Mann, der – wenn man ihm die Möglichkeit dazu gab – solche Informationen beschaffen konnte.

Um Chorunzhij ‚hochzuspielen‘, beschloss das MGB, einen ihrer unwichtigeren Agenten preiszugeben. Das Opfer war ein Überläufer der Roten Armee, Unteroffizier Wassilij Graburow. So wie Chorunzhij hatte man auch Graburow in den Spionagedienst gepresst, indem man seine Verwandten in Russland bedrohte. Aber zum Unterschied von

Chorunzhij erwies er sich als ein wenig fähiger Agent. So entschied das MGB, gleichzeitig einen überflüssigen Spion loszuwerden und die Stellung eines erfolgreichen zu untermauern.

Als Chorunzhij Graburow der CIA denunzierte, steigerte das sein Ansehen enorm und zerstreute jeden eventuellen Zweifel an seiner Zuverlässigkeit. Chorunzhij hatte die Verbindung mit vielen Amerikanern, mit denen er in Griesheim gearbeitet hatte, aufrechterhalten. Daher fiel es ihm nicht schwer, den Verdacht ganz nebenbei auf Graburow zu lenken. Er erzählte einem amerikanischen Offizier, dass eine etwas verblühte Blondine mit Goldzähnen mit einem Leutnant der Russischen Militärmission in Frankfurt befreundet und gleichzeitig mit einem russischen Deserteur namens Graburow liiert war. Dieser Fingerzeig genügte, um Graburow als Sowjetagenten blosszustellen, und natürlich stieg Chorunzhij in der Achtung von G2, dem Nachrichtendienst der us Army.

Andererseits beeindruckten Chorunzhij's Kontakte mit der CIA die Führer des NTS, welche den Grossteil ihrer Betriebsmittel aus dieser Quelle erhielten. Aber in gleicher Weise schätzten die Amerikaner sein Ansehen beim NTS, aus deren Mitgliederpotential sie dauernd Agenten rekrutierten, ausbildeten und in die Sowjetunion schickten.

Auf Empfehlung der CIA erhielt er vom G2 eine Berufung als Experte für Sowjetfragen. Bald darauf liess der NTS ‚Müller‘ zum Komiteepäsidenten avancieren und setzte ihn hauptberuflich als Ausbilder seiner Spionageschule in Bad Homburg ein. Jetzt gab Chorunzhij seinen Posten in der Automobilfabrik auf und widmete sich ausschliesslich seiner neuen Tätigkeit.

Jeden Morgen um 8 Uhr 30 erwartete ihn ein Wagen mit amerikanischem Nummernschild vor seiner neuen Wohnung Jordanstrasse 13 in Frankfurt und brachte ihn zu einer Villa in der Kaiser-Friedrich-Promenade J3 in Bad Homburg. Dort unterrichtete er eine Klasse enthusiastischer junger Russen auf den unterschiedlichsten Gebieten. Seine Redegewandtheit, sein Humor und seine Phantasie liessen ihn bald zu ihrem beliebtesten Lehrer werden. Seine Schüler nannten ihn ‚Professor‘, und er lebte sich ganz in diese Rolle ein, ja er nahm sogar eine Art professoraler Zerstreutheit an. Obwohl er auch in technischen Fächern bewan-

dert war, überliess er diese lieber seinen Kollegen und konzentrierte sich stattdessen auf Psychologie der Agentenrekrutierung, Auswertung von Geheiminformationen und Schulungsmethoden. Seine Vorlesungen waren derart populär, dass Ausbilder der Spionageschulen von Kaufbeuren, Bad Wiessee und Bad Wörishofen nach Bad Homburg kamen, um seine Technik zu lernen.

Man brachte ihn oft in die amerikanischen Dienststellen in Bonn, Bad Godesberg, Frankfurt und Heidelberg, um die Amerikaner über russische Angelegenheiten zu beraten. Bei den amerikanischen Offizieren war er sehr beliebt und bei deren Frauen noch mehr.

Chorunzhij war jetzt in der ausgezeichneten Position, die Arbeitsteilung zwischen NTS und CIA genau beschreiben zu können. Obwohl die eigentliche Führung der Spionageschule dem NTS oblag, regelte die CIA die allgemeine Planung und Finanzierung durch eine Spezialabteilung, spasseshalber ‚Departement durchtriebener Tricks‘ oder kurz ‚DDT‘ genannt.

Die Spione wurden vom NTS rekrutiert und instruiert, aber die Zuweisung ihrer Aufgaben, ihr Einsatz und ihr Transport wurden von der CIA geleitet. Eine grosse Anzahl amerikanischer Nachrichtenfachleute entwickelten eine lebhafte Tätigkeit, und in England und anderen westlichen Ländern wurden Spezialisten in laufenden Kursen ausgebildet.

Während dieser ganzen Zeit gab Chorunzhij an Hammer detaillierte Informationen über das Privatleben wichtiger NTS-Funktionäre weiter. Er war es, der Moskau mit den nötigen Unterlagen für einen Anschlag auf den NTS-Führer Georgij Sergejewitsch Okolowitsch versorgte. Okolowitsch sollte in seinem Frankfurter Hauptquartier ermordet werden. Doch der vorgesehene Attentäter Nikolaj Chochlow brachte es nicht über sich, die Tat auszuführen; im letzten Moment schenkte er Okolowitsch reinen Wein ein. Chorunzhij hatte dem russischen Sicherheitsdienst Pläne von Okolowitschs Wohnung und Büro geliefert, dazu Einzelheiten, wie die Nummer seines Wagens, die Klingelvorrichtung seiner Wohnung und sogar die Fotografie einer fröhlichen Zusammenkunft, die Chorunzhij mit Herrn und Frau Okolowitsch an einem Tisch sitzend zeigte.



Jetzt arbeitete Chorunzhij bereits mit sieben v-Männern und hatte so viele Informationen weiterzugeben, dass er einen zweiten Kurier benötigte. Nun trat auch Elisabeth in die Dienste der Sowjets und begann verschlüsselte Nachrichten nach Ost-Berlin zu bringen – meist in Schokoladepackungen verborgen.

Während dieser Periode förderte der NTS eine neue Organisation: die ZOPE (Zentralvereinigung der Politischen Emigranten aus der UDSSR). Diese bestand hauptsächlich aus Überläufern der Roten Armee. Es war nur logisch, dass man im November 1952 den ehemaligen Hauptmann Chorunzhij zur ersten ZOPE-Konferenz in das Münchner ‚Hofbräuhaus‘ schickte. Er hielt eine leidenschaftliche antisowjetische Rede, in welcher er wirksame Massnahmen gegen Moskau forderte; ferner verlangte er einen Rechtsstatus für die Deserteure der Roten Armee, die für das Ideal der Freiheit ihr Leben riskiert und ihre Familien geopfert hatten. Donnernder Applaus begrüßte seine Rede, und man wählte ihn prompt in das Präsidium der ZOPE.

Chorunzhij widmete sich seinem neuen Amt mit ungeheurer Energie; er prüfte die Listen von sämtlichen Mitgliedern, ihre ehemaligen und gegenwärtigen Adressen und alle anderen persönlichen Daten. Diese Listen waren ‚Streng geheim‘ und wurden von der CIA nur den Führern der ZOPE unterbreitet, mit dem Vorbehalt, dass sie nach Einsicht sofort wieder zurückgegeben werden müssten. Sie wurden auch pünktlich retourniert, aber erst nachdem Chorunzhij Kopien angefertigt hatte. Als tragisches Ergebnis davon wurden die Familien von Hunderten sowjetischen Überläufern vom MGB heimgesucht und mussten für die Desertion ihrer Verwandten büßen.

Theoretisch hatte Chorunzhij jetzt alles erreicht, was er sich nur wünschen konnte – und er schien mit seinem arbeitsreichen und einträglichem Leben hoch zufrieden zu sein. Aber er war seiner Lebensgefährtin überdrüssig geworden, und die Belastung seiner Doppelsexistenz untergrub allmählich seine Selbstsicherheit und brachte ihn aus dem seelischen Gleichgewicht. Er sehnte sich danach, seine kommunistischen Freunde in Karlshorst besuchen zu können, aber das MGB hatte kein Verständnis für seine Depressionen und verbot ihm, das Risiko einer Reise nach dem Osten einzugehen.

Gegen Ende Mai 1953 beklagte sich Chorunzhij bei Hammer bitter darüber, dass die Sowjets törichterweise vier Spione gleich bei ihrer Ankunft auf russischem Boden festgenommen und diese Meldung auch noch in die ganze Welt hinausposaunt hatten. Jetzt musste es im NTS-Hauptquartier jedermann klar sein, dass die Sowjets einen Wink bekommen hatten – und die einzigen Personen, die Zugang zu entsprechenden Informationen besaßen, waren führende Mitglieder der Organisation. Sofort war eine wilde ‚Spionenjagd‘ im Gange.

Chorunzhij murrte, dass die Schreibtischbeamten in Moskau nicht an der Sicherheit ihrer Agenten interessiert waren, sondern nur ihre eigene Tüchtigkeit herausstreichen wollten. Warum hatten sie nicht genügend Verstand, die vier Spione ein bisschen im Land herumreisen zu lassen oder zumindest die Nachricht von ihrer Festnahme nicht zu verbreiten. Dann wäre die Tatsache einer ‚Geheimnislücke‘ nicht so durchsichtig gewesen.

Beim nächsten Treffen war Chorunzhij noch mehr verärgert, aber auch verzagter. Die CIA unternahm bereits alle Anstrengungen, den Denunzianten aufzuspüren. Chorunzhij meinte, es wäre nur eine Frage der Zeit, bevor der Verdacht auf ihn fallen würde. Die Verständnislosigkeit seiner Vorgesetzten nahm ihm allen Mut. «Sie können sich gar nicht vorstellen, wie einsam ein Spion auf fremdem Boden ist. Immer unter Druck und ohne wirkliche Freunde. Alles würde so viel leichter zu ertragen sein, wenn ich mit einem bisschen Ermutigung und Verständnis von drüben rechnen könnte.»

Hammer war kein zartfühlender Mensch, aber die weinerliche Sentimentalität des Mannes, der bisher als Spitzenagent gegolten hatte, erschreckte ihn. Chorunzhij hatte sichtlich die Nerven verloren, man konnte ihm nicht länger trauen. Hammer sah sich selbst gefährdet und beschloss, seine Haut zu retten, indem er Chorunzhij an die OG verriet. Der falsche Georg Müller wurde am 1. September 1953 in seiner Frankfurter Wohnung verhaftet.

Als Sicherheitsbeamte den ‚toten Briefkasten‘ unter der Eiche durchsuchten, fanden sie drei Seidenstreifen mit Chorunzhij's letzten Nachrichten an das MGB. Einer davon war ein persönlicher Brief an den Chef:

«Ich will alles Menschenmögliche tun, um herauszufinden, wer und wo die Leute sind, die gegen uns operieren. Erst wenn ich alle Einzelheiten über den antirussischen Spionagering kenne, kann ich mich weiter vorwagen. Im Moment muss ich besonders vorsichtig sein. Manchmal ist es ziemlich schwierig. Es ist kein leichtes Spiel, und ich bin nie ein Schauspieler gewesen. Aber ich arbeite hart und – wie Sie selbst sehen können – ich mache Fortschritte. Sie können versichert sein, dass keinerlei private Bedenken mich hindern werden, mein Ziel zu erreichen.

Ich hatte gehofft, von Ihnen wertvolle Ratschläge zu bekommen; stattdessen beschimpfen Sie mich und machen mir Vorwürfe. Bitte denken Sie daran, dass Ihre Botschaften die einzigen sind, die ich von zu Hause erhalte. Bitte versuchen Sie doch, diesen etwas von der Wärme und Liebe mitzugeben, die ich mit der Vorstellung meines Vaterlandes verbinde. Überlegen Sie doch einmal, wie schrecklich schwer es ist, unter lauter Feinden zu leben, während man vorgeben muss, ihr Freund zu sein. Das ist schwerer, als jede körperliche Arbeit jemals sein könnte. Wenn Sie mir von Zeit zu Zeit ein bisschen Anerkennung und Ermutigung zuteil werden liessen, wäre ich imstande, bessere Resultate zu erzielen. Wenn nichts Unvorhergesehenes geschieht, werden Sie am 15. September wieder von mir hören.

Mit den besten Grüßen,  
immer Ihr  
Wolf (Chorunzhijs Deckname)

Die anderen zwei Seidenstreifen enthielten hauptsächlich Berichte über Schüler und Instrukturen der NTS-Spionageschule von Bad Homberg (die als Nummern geführt wurden):

«... Nr. 5, 10, 13, 16, 17, 23, 25, 26 fielen bei ihren Prüfungen durch und wurden Anfang Juli zurückgeschickt. Sie waren erbittert, weil sie erwartet hatten, für ihre Anstrengungen mit Posten beim NTS entschädigt zu werden. Auch Nr. 6 bekam keine Anstellung in der Schulwerkstätte ... Nr. 22 wurde Chauffeur bei der Radiostation. Die restlichen Nummern 1, 2, 4, 7, 8, 9, 11, 12, 14, 15, 19, 20, 21, 24, 27, 28, 29 bestanden ihre Geheimdienstprüfungen am 2. August, und 12, 15, 21 und 29 blieben gleich hier. Ich weiss noch nicht, welche Aufgaben man ih-

nen anvertrauen und wohin man sie schicken wird. Alle anderen Kandidaten, die bestanden haben, werden in Reserve gehalten ... Nr. 27 wird in Ballon-Praxis ausgebildet. Er wird nach Schweden fahren und von dort aus Ballons in Richtung Sowjetunion aufsteigen lassen. Er kommt aus Leningrad und diente in der Sowjetmarine auf der ‚Khenko‘ und auf der ‚Dago‘. 1941 desertierte er nach Schweden, und dort hat er seinen Wohnsitz. Er ist ledig, lebt aber mit einer Polin zusammen. Sie weiss nicht, warum er in Bad Homburg ist. Er trinkt gern und liebt Frauen, von Politik versteht er wenig ...

Am 14. August werden aus der Gegend von Coburg und Hof Propaganda-Ballons ausgeschickt werden. Start zwischen 21 Uhr 30 und Mitternacht, aber nur wenn die Windrichtung Südost, Ost oder Nordost ist. Kondraschow und Nr. 27 werden die Ballons unter meiner Aufsicht aufsteigen lassen ...

Popel lebt in Frankfurt (Adresse wie angegeben) zusammen mit Padlukow, aber sie vertragen sich nicht. Popel ist mit seinen 350 Mark ganz zufrieden und deshalb Mitglied ...

Der Schwager von Nr. 20 lebt in Bad Homburg (Adresse folgt). Seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester wohnen in einem Städtchen ... (Adresse folgt) ... Er hat für die Russen viel übrig. Er ist nett, freundlich und vertrauenswürdig. Wenn man sich geschickt an ihn heranmacht, könnte er uns sicher sehr nützlich sein.»

Der Bericht schloss mit zahlreichen Einzelheiten über eine grosse Anzahl von Sowjet-Emigranten in der Schule und im **NTS**.

Der Prozess gegen Chorunzhij und Elisabeth begann am 4.12.1953 vor dem amerikanischen Bezirksgericht in Frankfurt. Die interessanteste Person bei dem Verfahren war Elisabeths Verteidiger Dr. Klibansky. Er stützte sich darauf, dass die Tätigkeit seiner Klientin nicht die Vereinigten Staaten geschädigt, sondern sich ausschliesslich gegen den NTS gerichtet habe. Er versuchte wiederholt zu beweisen, dass Glöckner alias Hammer, der Hauptzeuge der Anklage, in Wahrheit ein Agent provocateur der CIA war und kein Sowjetagent. In seinem Plädoyer sagte Dr. Klibansky: «Ich zitiere Shakespeare: Viel Lärm um nichts. Im Zeitalter der Atomwaffen und des Radars hat ein wirklicher Spion ernsthaft-

tere Dinge zu tun, als mit Geheimtinte Botschaften auf Seidenstreifen zu schreiben und unter Bäumen zu verstecken.» Klibansky forderte den Freispruch Elisabeths mit der zusätzlichen Begründung, dass sie den Inhalt der Nachrichten nicht gekannt hatte.

Chorunzhij hatte einen Offizialverteidiger, Dr. Schmidt, der denselben Standpunkt vertrat. Er stellte fest, dass die den Sowjets übermittelten Informationen nur den NTS betrafen und dass die Sicherheit der amerikanischen Truppen in Deutschland durch dieselben nie gefährdet worden war. Schmidt schilderte seinen Klienten als einen unter Druck gesetzten politischen Flüchtling, den zuerst die Amerikaner nach seiner Ankunft in Westdeutschland zwingen, sein eigenes Land zu verraten, und der später von den Sowjets durch Drohungen gegen seine Familie erpresst worden war.

Thomas Lancian, der amerikanische Staatsanwalt, verlangte die Höchststrafe. Er erhob den Anspruch, vor Gericht der einzige zu sein, der – zum Unterschied vom redegewandten Verteidiger Dr. Klibansky – den Fall als reinen Rechtsfall ansah und nicht als eine Theatervorstellung. Dr. Klibansky lächelte ironisch und lehnte sich mit verschränkten Armen in seinem Stuhl zurück. Elisabeth schluchzte leise in ihr Taschentuch. Chorunzhij starrte unverwandt auf den Richter.

Während seiner Rede ging der Staatsanwalt rastlos auf und ab: «Die Vereinigten Staaten können nicht tatenlos zusehen, wenn Sowjetspione offen in Westdeutschland operieren.» Er fügte hinzu, dass der Angeklagte Chorunzhij der gefährlichste Spion sei, der je vor einem amerikanischen Gericht in Europa gestanden habe. Einmal nur war ein Spion zu 15 Jahren verurteilt worden, und das war ein Tscheche, der Geheiminformationen über einen amerikanischen Luftstützpunkt weitergegeben hatte. Chorunzhij aber hatte ein vollständiges Agentennetz aufgezogen. Er führte aus, dass Chorunzhij's Verbrechen schlimmer war als Mord, denn ein Mörder tötet nur sein Opfer, aber ein Spion bedroht die Sicherheit der ganzen Gesellschaft.

Chorunzhij tat sein Bestes, um Elisabeth zu decken, indem er sagte, dass sie nicht gewusst hatte, welche Art Nachrichten sie bei sich trug. Er habe ihr erzählt, es wären Briefe an seine Verwandten. Er klagte

den amerikanischen Geheimdienst an, dass er ihn erst ausgenützt und sich dann seiner kurzerhand entledigt hätte. Er begann auch gegen den NTS Beschuldigungen zu erheben, aber der Richter liess ihn nicht weitersprechen, um einer Geheimnisverletzung vorzubeugen.

Das Urteil wurde am 22. Januar 1954 verkündet. Chorunzhij wurde zu 14 Jahren und Elisabeth zu 2 Jahren verurteilt. Später wurde Chorunzhij's Strafe auf 5 Jahre herabgesetzt. 1959 entliess man ihn, und seither ist er völlig von der Bildfläche verschwunden.

## 7 Der NTS

(Nationaler Bund der Schaffenden – Russischer Solidaristen)

Der Chorunzhij-Prozess brachte den NTS erstmalig ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Bald darauf kam er wieder ins Gespräch, als im April 1954 Dr. Alexander Truschnowitsch, einflussreiches Mitglied des NTS und Präsident des ‚Hilfskomitees für Russländische Flüchtlinge‘ in Berlin, vom ostdeutschen Staatssicherheitsdienst verschleppt wurde, der auch zwei Jahre vorher die Entführung von Walter Linse organisiert hatte. Augenzeugen berichteten von einem heftigen Kampf, obwohl die ostdeutschen Behörden behaupteten, Dr. Truschnowitsch wäre aus freiem Willen übergelaufen. Wie im Fall Linse hat man seither nichts mehr von ihm gehört, und man nimmt an, dass die Verletzungen, die er während seiner Verschleppung erlitt, zu seinem Tod geführt haben.

Das grösste öffentliche Interesse erregte der NTS jedoch durch das Abspringen eines Hauptmanns des sowjetischen Nachrichtendienstes, Nikolaj Chochlow, der nach Frankfurt geschickt worden war, um den NTS-Führer Georgij Okolowitsch zu ermorden. Aber während sich Chochlow mit der Geschichte und der Politik des NTS intensiv beschäftigte, wurde er von seinen Idealen derart beeindruckt, dass er in einer Februarnacht des Jahres 1954 Okolowitsch gestand, er habe vom MWD (sowjetisches Innenministerium) Auftrag erhalten, ihn zu töten. Okolowitsch brachte Chochlow zur CIA (Central Intelligence Agency), wo seine Angaben – nach einem langen harten Verhör dritten Grades – für richtig befunden wurden. Man gestattete Chochlow schliesslich, in den NTS einzutreten, und er wurde eines ihrer prominentesten Mitglieder.

Der NTS war bereits 1930 von einer Gruppe liberaler russischer Emigranten in Belgrad gegründet worden. Diese distanzierten sich vom Monarchismus der weissrussischen Flüchtlinge und entschieden aus diesem

Grund, nur Mitglieder unter 35 Jahren aufzunehmen. Die politische Orientierung des NTS kann am besten mit dem rechten Flügel der beiden grossen amerikanischen Parteien verglichen werden. Ziel des NTS ist der Sturz des kommunistischen Regimes und die Einführung einer parlamentarischen Demokratie in Russland. Der NTS ist überzeugt, dass ein solcher Kurswechsel nicht von aussen, sondern nur in Russland selbst zustande gebracht werden kann, und er bemüht sich daher, alle Ideen und Kundgebungen der Opposition gegen die kommunistische Diktatur zu ermutigen. Der NTS baute eine Untergrundbewegung innerhalb der Sowjetunion auf und unterstützte sie nach Möglichkeit.

Als Deutschland die Sowjetunion 1941 angriff, war der NTS anfangs zur Mitarbeit bereit. Er sah im Krieg die Möglichkeit des Zusammenbruchs des kommunistischen Regimes und nahm als selbstverständlich an, dass man ihn mit der Verwaltung der besetzten Gebiete betrauen und dies der erste Schritt zur Bildung eines neuen nichtkommunistischen Staates sein würde.

Zuerst schienen diese optimistischen Spekulationen nicht von der Hand zu weisen zu sein. Hunderte NTS-Mitglieder wurden von der deutschen Verwaltung als Journalisten, Lehrer und Berater eingesetzt. Ausserdem brachte der NTS 120 Propagandagruppen in die besetzten Gebiete, um für das Ideal eines nichtkommunistischen Russland zu werben. Ihre Mitglieder waren auch unter den russischen Kriegsgefangenen und den russischen Zwangsarbeitern in Deutschland tätig. Aber sie wurden bald enttäuscht, als ihnen eindeutig klar wurde, dass die Nationalsozialisten beabsichtigten, das ganze russische Volk zu unterjochen und zu versklaven. Daraufhin änderte der NTS abrupt seine Politik, und die Zusammenarbeit verwandelte sich in Feindseligkeit. Als Ergebnis davon wurden 1943 – auf Grund von Informationen der deutschen Abwehr – 62 führende Mitglieder des NTS verhaftet und 28 von ihnen hingerichtet. Eine zweite Säuberung fand 1944 statt, als man 200 Spitzenfunktionäre in Konzentrationslager brachte.

Bei Kriegsende wurden überlebende NTS-Führer wie Wladimir Poremsky und Georgij Okolowitsch aus den Lagern befreit. Sie begannen mit Hilfe der westlichen Alliierten den NTS zu reorganisieren. Ver-



schiedene westliche politische und militärische Dienststellen sorgten für die nötige Finanzierung. Sie erhielten als Gegenleistung Geheimnachrichten über die Sowjetunion und deren Vorgehen als Besatzungsmacht in Osteuropa. Diese Informationen waren von ungeheurem Wert. Strenge Sicherheitsmassnahmen der Sowjets, Sprachschwierigkeiten und die russische Methode, den Kontakt ihrer Soldaten mit den osteuropäischen Völkern auf ein Minimum zu reduzieren, gestalteten die Operationen der westlichen Nachrichtendienste äusserst schwierig. Da waren die russischen Mitglieder des NTS, für die-se Art Arbeit ausgebildet und in ihr erfahren, der Aufgabe besser gewachsen. Sie waren auch die einzigen, die mit den Soldaten der Roten Armee Kontakt herstellen und sie eventuell überreden konnten, nach dem Westen überzulaufen. Und die westlichen Alliierten waren an solchen Überläufern besonders interessiert, sowohl aus propagandistischen und politischen Gründen wie auch wegen militärischer Informationen.

Am Kriegsende befanden sich in den von den westlichen Alliierten besetzten Gebieten zweieinhalb Millionen Sowjetbürger, die auf Grund des Jalta-Abkommens repatriiert werden sollten. Doch die meisten von ihnen fürchteten, nach ihrer Heimkehr in Zwangsarbeitslager gebracht zu werden. Der NTS organisierte eine Massenflucht aus den Lagern für DISPLACED PERSONS und protestierte – manchmal sogar erfolgreich – gegen die Zwangsrepatriierung ehemaliger Sowjetbürger. Alles in allem wurden auf diese Weise etwa hunderttausend Menschen vor Stalins sibirischen Konzentrationslagern gerettet.

Im Jahre 1946 richteten die NTS-Mitglieder ihr Augenmerk auf die Tausende von Russen, die im besetzten Osteuropa in der Militär- und Zivilverwaltung tätig waren. Sie bildeten innerhalb der Sowjettruppe und der sowjetischen Administration NTS-Zellen. Sie überredeten Soldaten zum Überlaufen und sie halfen ihnen dabei. Sie sammelten für die westlichen Nachrichtendienste Informationen über Stärke und Verteilung der Sowjeteinheiten in den besetzten Gebieten. Darüber hinaus beschafften sie Informationen über die politischen Ziele der Sowjets während der kritischen Jahre, in denen sich das MWD in den osteuropäischen Ländern erfolgreich festsetzte. In diesem Zeitabschnitt fanden Tausende

ehemaliger Sowjetbürger neue Heimstätten in der ganzen Welt. Der NTS blieb mit ihnen in Verbindung und organisierte Gruppen in vielen Ländern. Es wurden Funktionäre ernannt, und man errichtete ein Hauptquartier in Paris.

Mit der Zeit begann der NTS sich wieder auf sein ursprüngliches Ziel zu konzentrieren – den Sturz des Sowjetregimes und die Einführung einer freien Demokratie. Im Januar 1949 beschloss das Führungsgremium die Reorganisation der Bewegung und den Start einer neuen Offensive. Alle Bemühungen sollten für die Vorbereitung einer Revolution koordiniert werden für die ‚direkte Aktion‘ innerhalb der Sowjetunion. Alle Mitglieder, die im Westen wohnten, sollten für die Unterstützung der innerrussischen Arbeit umgruppiert werden. Um das zu erreichen, wurde ein Operationszentrum in Frankfurt am Main geschaffen.

Für die Tätigkeit innerhalb Russlands wurde eine neue Strategie erdacht: die ‚Molekulartheorie‘. Diese Theorie sah eine dezentralisierte revolutionäre Untergrundorganisation in der Sowjetunion vor, die sich aus einer grossen Anzahl kleiner Zellen zusammensetzte. Diese Zellen sollten aus Sicherheitsgründen miteinander keinen Kontakt halten, aber ihr Vorhandensein auf verschiedenliche Art und Weise kundtun: durch Rekrutierung neuer Mitglieder, Aufforderung zum Abhören von Radio ‚Freies Russland‘, Verteilung geheimer Flugblätter von Hand zu Hand oder durch die Post, Zettelkleben und Schreiben von Antisowjet-Parolen auf Mauern und Monumenten und das Malen des NTS-Symbols ‚Dreizack‘ auf exponierten Flächen. All das sollte den Feinden des Regimes Zuversicht einflössen; sie sollten wissen, dass sie nicht alleinstanden und dass die kommunistische Diktatur trotz aller Brutalität den Geist des Widerstands nie brechen können würde. Sämtliche Mitglieder wurden angewiesen, in Schlüsselstellungen der Armee, der Industrie, des Transport- und Erziehungswesens und der Verwaltung einzudringen, so dass, wo und wann immer die Konterrevolution stattfinden würde, die Männer des NTS bereit wären, die Führung zu übernehmen.

Zusätzlich zu diesen Molekularzellen baute man einen speziellen Ka-

der von NTS-Mitgliedern auf, von denen die meisten aus dem Ausland in die Sowjetunion eingeschleust wurden. Dieser Trupp blieb mit dem Hauptquartier des NTS in ständiger Fühlung und berichtete regelmässig über den Fortschritt der Molekulargruppen. Die Molekulargruppen meldeten jede Einzelheit, die in bezug auf die ökonomische, militärische, politische und wissenschaftliche Entwicklung in der Sowjetunion von besonderem Interesse war. Im Falle eines Aufstands sollte dieses Spezialkorps im ganzen Land die Regierungsgewalt übernehmen.

Die Verbindung zwischen den Hunderten Molekulargruppen und der Kerntruppe wurde hauptsächlich durch Kurzwellensendungen von Radio ‚Freies Russland‘ und durch Kuriere im Ausland, also in Sicherheit vor russischen Repressalien, aufrechterhalten. Diese Regelung war offensichtlich für die westlichen Nachrichtenorganisationen von grossem Wert. Es ist daher nicht überraschend, dass diese die sich anbietenden Vorteile wahrnahmen und immer noch wahrnehmen. Sie sind sogar gewillt, die keineswegs geringen Kosten einer weltweiten Organisation wie des NTS auf sich zu nehmen.

Das Hauptquartier des NTS befindet sich jetzt in Paris. Es kontrolliert das Operationszentrum in Frankfurt mit einem ständigen Stab von über hundert Angestellten. An der Spitze des NTS steht ein Führungsgremium von 15 Funktionären, das ‚Operationskomitee‘. Dieses Komitee entscheidet die Gesamtpolitik und alle wesentlichen Ernennungen, assistiert vom sogenannten Führungszirkel, der sich aus den Senioren der Organisation zusammensetzt. Ein Exekutivbüro ist verantwortlich für die tägliche Routine, und der Präsident wird vom Führungsgremium gewählt. Es gibt auch ein Ehrengericht, das sich mit allen Problemen der inneren Disziplin zu befassen hat.

Am bekanntesten unter den Mitgliedern des Führungsgremiums sind Wladimir Dimitrijewitsch Poremsky, ehemaliger Präsident und geistiger Führer der Bewegung, Jewgenij Romanow, leitender Funktionär und Verbindungsoffizier zur CIA, und Georgij Okolowitsch, dem alle Spionage- und Untergrundaktivitäten unterstehen. Er organisierte auch einen Zweig des NTS in Japan. Ferner Michail Leonidowitsch Olgsky, der mit

dem inneren Sicherheitsdienst betraut ist, Lew Alexandrowitsch Rar, Schatzmeister und Inspektor aller ausländischen NTS-Zweigstellen, und schliesslich Nikolajewitsch Redlich, ein hervorragendes Mitglied der Nachrichtenabteilung und Okolowitschs Stellvertreter, der den NTS auf Formosa, im freien China, organisierte.

Der oberste Rat des NTS plant Operationen gegen die Sowjetunion, analysiert die einlaufenden Berichte und gibt sie dann an die Nachrichtendienste weiter, mit denen er zusammenarbeitet. Unter diesen befinden sich ausser dem amerikanischen noch andere westliche Nachrichtendienste.

Dem Operationskomitee unterstehen zwei Abteilungen: die Geheimsektion und der Sicherheitsdienst. Die Geheimsektion dirigiert von Frankfurt aus die Operationen im In- und Ausland, die gegen die Sowjetunion und deren Satelliten gerichtet sind, die Ausbildung von Agenten und Kurieren einbegriffen. Diese sollen nicht nur in die Sowjetunion eingeschleust werden, sondern auch ausserhalb der Sowjetunion – vor allem im Westen – mit einzelnen Russen Kontakt aufnehmen: z.B. Mitgliedern des diplomatischen Korps, von Delegationen, Handelsmissionen, Sportmannschaften, Seeleuten in den Häfen und russischen Touristen oder Ausstellungsbesuchern.

Die Sicherheitsabteilung beschäftigt sich mit den internen Sicherheitsproblemen des NTS und seiner Mitglieder. Sie behält gleichzeitig andere Emigrantenorganisationen im Auge. Die Funktionen dieser Abteilung ähneln denen eines Abwehrdienstes. Sie versucht jede kommunistische Durchsetzung ihrer Reihen zu verhindern und überwacht ihre Mitglieder, um jedes Anzeichen eines möglichen Seitenwechsels rechtzeitig festzustellen. Aber diese Abteilung ist keineswegs immer erfolgreich. Der NTS hat ständig mit den Risiken einer doppelten Loyalität zu kämpfen: nicht nur die gewöhnlichen Mitglieder, sondern auch die Führer hängen oft noch – unabhängig von jeder Politik – an ihrer alten Heimat. Das macht die Organisation besonders anfällig gegenüber Infiltranten, und unter den Mitgliedern ist Unzuverlässigkeit nicht selten.

Der NTS besitzt in Frankfurt sein eigenes Verlagshaus und seine eigene Druckerei. Er veröffentlicht die Monatszeitschrift POSSEV, ein internationales Magazin THE BELL und ein Bulletin *IK Rossii* („Für Russ-

land'), ferner die Literaturzeitschrift GRANI und diverse andere Publikationen in verschiedenen Sprachen. Ebenso werden regelmässig Bücher über Russland und den NTS veröffentlicht neben Millionen von Flugblättern, die in der Sowjetunion verbreitet werden. Die Gesamtzahl der Veröffentlichungen, die man nach Russland einschleuste, hat bereits hundert Millionen überschritten.

Der NTS verfügt auch über eine Radiostation ‚Freies Russland', die mit Hilfe beweglicher Sender in Ländern rings um die Sowjetunion und auch im Fernen Osten Rundfunkprogramme ausstrahlt. Die Wichtigkeit, welche die Sowjetbehörden diesen Stationen beimessen, kann durch die stetigen Bemühungen, sie zu stören, abgeschätzt werden. Im Sommer 1958 gelang es einem Einsatztrupp, das Hauptquartier von Radio ‚Freies Russland' in die Luft zu sprengen. Diese heftige Reaktion der Sowjets – die in den vorangegangenen Jahren verhältnismässig selten Gewaltmassnahmen ergriffen hatten – war wahrscheinlich auf die Tatsache zurückzuführen, dass Radio ‚Freies Russland' an die Untergrundgruppen des NTS in der Sowjetunion Instruktionen übermittelte. NTS-Mitglieder waren auch Mitwirkende bei Sendungen in russischer Sprache, die von anderen Radiosendern in Europa ausgestrahlt wurden.

Abgesehen von der ukrainischen OUNR ist der NTS die einzige Emigrantorganisation, die ständig auf russischem Boden operiert. Westliche Nachrichtendienste haben festgestellt, dass der NTS wirksamer arbeitet als die ukrainische Organisation – und das ist verständlicherweise der Grund, aus dem die Sowjets die NTS so eifrig bekämpfen. Agenten nach Russland einzuschleusen ist kein Problem mehr, seit Touristen die Einreise offensteht. Aber manchmal ist es immer noch ratsam, Spione mit Fallschirmen abzusetzen, sie über die Grenze zu schmuggeln oder von Unterseebooten aus an Land zu bringen. Man nimmt an, dass auf jeden aus dem Ausland nach Russland geschickten Agenten etwa zehn derartige Untergrundleute kommen.

In den ersten Nachkriegsjahren versuchten die Sowjets, die Spionagetätigkeit des NTS auf brutale Art und Weise zu ersticken. Die Verschleppung oder Ermordung von NTS-Führern im Ausland und schwere Freiheitsstrafen, häufig auch Hinrichtungen von NTS-Agenten in Russ-

land, blieben bis Ende der fünfziger Jahre an der Tagesordnung. Erst nach dem Tod von Stalin (1953) änderte sich langsam die Verhaltensweise gegen russische Emigranten. Man liquidierte Agenten nicht mehr wahllos, sondern verurteilte einige von ihnen – vorausgesetzt, sie zeigten Reue und versprachen gute Sowjetbürger zu werden – zu relativ milden Strafen. Diese Tendenz, lieber zu erziehen als zu liquidieren, nahm allmählich überhand, bis im Januar 1960 in das sowjetische Strafgesetzbuch folgende Ergänzung aufgenommen wurde: Ein Bürger der Sowjetunion, der von einem ausländischen Nachrichtendienst angeworben wurde, um eine feindselige Tätigkeit gegen die UdSSR auszuüben, soll im Sinne des Strafgesetzes nicht verantwortlich gemacht werden, wenn er keine kriminellen Delikte begangen und über seine Verbindung mit einem ausländischen Geheimdienst den Behörden freiwillig Meldung erstattet hat.

Ursprünglich war die sowjetische Politik gegen die Russen im Ausland durch eine intensive Propaganda gekennzeichnet, die ihren Ausdruck im ‚Komitee für die Heimkehr ins Vaterland und für die Entwicklung kultureller Beziehungen mit Landsleuten‘ fand, das die russischen Emigranten zur Rückkehr in die Heimat überreden sollte. Dieser Propaganda dienten hauptsächlich spezielle Radiosender und das Organ des Komitees, die Wochenschrift GOLOS RODINY. Alle, die solcher Verlockung widerstanden, wurden als Verräter gebrandmarkt. Die unbeugsame Politik wurde nach dem Tod von Stalin stufenweise liberalisiert. Die Emigranten mussten nicht mehr heimkehren, solange sie im Geist mit der Sowjetunion verbunden blieben. Im Juli 1963 wurde diese Politik in der Ausgabe Nr. 46 von GOLOS RODINY offiziell durch die Ankündigung sanktioniert, der künftige Herausgeber werde ein neu gebildetes Komitee sein, das ‚Sowjetkomitee für kulturelle Beziehungen mit Landsleuten im Ausland‘, Förderer des Komitees waren eine lange Reihe vorgeblich unpolitischer Institutionen und Organisationen: die Universität von Moskau, sowjetische Frauen- und Jugendgruppen, Schauspieler- und Schriftstellervereinigungen, das Rote Kreuz – und natürlich das sowjetische Friedenskomitee.

Statt die russischen Emigranten zur Rückkehr in die Heimat zu bewe-

gen, begnügte sich das Komitee jetzt damit, ihre Bande mit dem Vaterland möglichst eng zu knüpfen. Alle Russen im Ausland wurden aufgefordert, gute Russen zu bleiben und stolz auf ihre Abstammung und ihre Nation zu sein. Die Gastländer wurden nicht länger herabgesetzt. Die Emigranten sollten nicht nur gute Russen bleiben, man gestattete ihnen auch, gute Bürger ihrer neuen Heimat zu werden. Sie mochten sich mit ihren Arbeitsgenossen anfreunden, aber abends sollten sie russisch sprechen, russisch lesen, ihren Kindern die russische Sprache und russische Gebräuche beibringen und das geistige Band mit der Heimat aufrecht erhalten.

Dieses neue Kulturkomitee veranstaltet Filmvorführungen, Konzerte und sportliche Wettbewerbe. Es verschickt Zeitungen und Bücher in russischer Sprache an alle seine Mitglieder. Sogar eine sowjet-inspirierte Kirche, die ausserhalb Russlands, aber mit sowjetisch ausgebildetem Klerus tätig ist, konkurriert erfolgreich mit der alten, fanatisch antikommunistischen griechisch-orthodoxen Kirche. Russen im Ausland werden nicht mehr aufgefordert, ihre neue Staatsbürgerschaft aufzugeben und in die Sowjetunion zurückzukehren. Stattdessen organisiert das Komitee Besuchsreisen nach Russland, bei denen sich den Mitgliedern Gelegenheit bietet, ihre Verwandtschaft zu treffen und die Lebensbedingungen zu Hause mit eigenen Augen zu sehen. Sogar den Russen, die gegen das kommunistische Regime tätig gewesen oder Deserteure der Roten Armee waren, sichert man freies Geleit zu. Daraufhin besuchten Reisegesellschaften von ausgewanderten Russen die Sowjetunion. Sie kehrten unbehindert in den Westen zurück.

Die NTS-Führung wird vom Kreml allerdings so rigoros wie stets bekämpft. Dessen Taktik besteht darin, zwischen die Leitung und das Gros der Mitglieder einen Keil zu treiben. Die Sowjetpropaganda schwärzt die NTS-Führer als skrupellose Profitjäger an, die mit den gewöhnlichen Flüchtlingen nichts gemein haben.

Die grösste Hilfe in ihrem Kampf gegen den NTS leisten die bekehrten Heimkehrer den Sowjets. Ihre Geschichten werden im Rundfunk gesendet, in Broschüren veröffentlicht und in GOLOS RODINY und anderen Pu-

blikationen abgedruckt. Obwohl kein Zweifel besteht, dass manches in diesen Geschichten übertrieben und auch verfälscht ist, scheinen die wesentlichen Tatsachen auf Wahrheit zu beruhen.

Sogar viele NTS-Führer erliegen dieser Propaganda. Einer von ihnen ist V. B. Astemirow, ehemaliger Redakteur eines NTS-Senders und späteres Redaktionsmitglied der Zeitschrift POSSEV. Ende 1966 schrieb er in GOLOS RODINY wöchentlich Artikel über den NTS, in denen er in der üblichen Weise die NTS-Führer beschuldigte, im Solde der amerikanischen Spionage zu stehen.

Ein anderer prominenter Überläufer ist Konstantin Konstantinowitsch Cheresow, der führendes Mitglied der Sicherheitsabteilung des NTS und Instruktor der NTS-Spionageschule in Bad Homburg war. 1965 veröffentlichte er eine Broschüre mit dem Titel ‚Entlarvt‘. Darin beschrieb er den NTS als westliche Spionageorganisation und erläuterte dessen Arbeitsweise. Obwohl auch diese Publikation Ungenauigkeiten, Verfälschungen und Übertreibungen enthält und viele Dinge bewusst verschweigt, scheinen auch hier die hauptsächlichen Fakten korrekt wiedergegeben zu sein.

Cheresows Gesinnungswechsel ist von besonderem Interesse, da er fast zwanzig Jahre lang führendes Mitglied des NTS gewesen war. 1915 in Odessa geboren, wurde er 1941 in die Armee eingezogen. Im gleichen Jahr wurde seine Einheit umzingelt. Er wurde Soldat einer russischen Einheit der deutschen Armee und brachte es zum Unteroffizier. Bei einem Unfall verlor er eine Hand. Nach dem Krieg suchte er Aufnahme in einem Lager für DISPLACED PERSONS in Füssen. Dort blieb er, bis ihm der NTS eine ständige Anstellung zusagte.

Bald wurde Cheresow Spitzenfunktionär des NTS-Büros in München. Im Frühjahr 1952 schickte man ihn nach Bad Homburg, um an einem ‚Journalistenkurs‘ teilzunehmen, der sich als Spionageschule entpuppte. Cheresow brillierte im Kurs. Anfang 1953 wurde er selbst Instruktor. Später schickte ihn Georgij Okolowitsch zur weiteren Ausbildung in die vom britischen Intelligence Service geleitete Spionageschule in London.

Diese Schule unterwies die Kursteilnehmer vor allem in der speziellen Kunst, innerhalb der Sowjetunion zu operieren. Die gesamte Ausbil-



dung beruhte auf den Erfahrungen von Personen, die auf russischem Boden tätig gewesen waren. Einer von Cheresows Mitschülern in Bad Homburg war Dr. Alexander Truschnowitsch, den die Sowjets später aus West-Berlin verschleppten.

Nach seiner Rückkehr aus London trat Cheresow wieder in die Schule von Bad Homburg ein, die sich rasch vergrößerte. Aus den Absolventen wurde eine Einsatzreserve gebildet, und aus dieser suchte man Männer für die Schlussausbildung im Ausland aus. Nach einer Inspektion des Instituts durch amerikanische Spezialisten wurde das Budget auf mehr als 20'000 DM monatlich erhöht. Aus Amerika trafen neue Ausrüstungsgegenstände ein. Die Unterrichtsmethoden wurden modernisiert und Filmapparate und Tonbandgeräte angeschafft.

Cheresows Lehrtätigkeit wurde wieder unterbrochen. Ende 1953 entsandte man ihn als NTS-Repräsentanten zur britischen Nachrichtenschule nach London. Dort erhielten NTS-Leute aus der ganzen Welt ihre Ausbildung für Fortgeschrittene. Auf dem Schulgrundstück im Holland Park trafen sich junge Leute aus Indochina, Frankreich, Belgien, England und Deutschland. Später übersiedelte dieser Kurs auf ein Manövergelände der Armee. Man begann mit Geländeübungen, bei denen alle Teilnehmer britische Uniformen trugen. Sie wurden von britischen Armeeangehörigen betreut und instruiert.

Während dieses Kurses erfuhren die Schüler, dass vier Agenten gleich nach ihrer Landung auf russischem Boden gefasst und erschossen worden waren. Es handelte sich um die Männer, die Chorunzhij verraten hatte. Diese Nachricht hatte auf die Schüler eine verheerende Wirkung, und Ocholowitsch selbst kam aus Deutschland angereist, um ihnen zu versichern, dass sich der Fall nicht wiederholen würde.

Nach kurzem Aufenthalt in Bad Homburg und einem weiteren Spezialkurs für Instrukoren in London, aber unter amerikanischer Leitung, wurde Cheresow zum Sicherheitsdienst des NTS transferiert. Seine neue Tätigkeit bestand nicht nur darin, NTS-Mitglieder zu überwachen und über sie zu berichten. Sie galt auch sowjetischen Offizieren und Missionsangehörigen, die möglicherweise abspringen könnten. Cheresow

hatte ferner über die Operationen der ukrainischen Organisationen gegen die Sowjetunion zu berichten.

Im Juli 1957, nach einer langen Aussprache mit Okolowitsch in Frankfurt, übernahm Cheresow eine führende Position in den Niederlanden, wo er nicht nur für den NTS arbeitete, sondern auch für den holländischen Nachrichtendienst und die CIA. Gemeinsam mit einem kleinen Stab von Agenten beschattete er eine Anzahl russischer Emigranten, die in Verdacht geraten waren, mit Angehörigen der Sowjetmission zusammenzuarbeiten.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt Cheresow eine neue Aufgabe. Er suchte im Auftrag einer deutschen Dienststelle Kontakte zu Mitgliedern der Sowjetmissionen. Dazu verbrachte er viele Abende in verschiedenen russischen Restaurants, schloss Freundschaften und brachte geschickt die Vorteile des Lebens im Westen zur Sprache. Aber die Männer der Sowjetmissionen lobten die Herrlichkeiten des Lebens in der Sowjetunion. Ob ihre Überredungskunst die grössere war oder ob Cheresow an Heimweh zu leiden begann, wird man nie erfahren, aber es sieht ganz so aus, als ob er – anstatt sie ‚umzudrehen‘ – von ihnen ‚umgedreht‘ wurde. Die deutschen Dienststellen und die CIA schöpften Verdacht. Man durchsuchte Cheresows Wohnung. Doch es war bereits zu spät. Cheresow hatte sich schon bei der Sowjetbotschaft in Ost-Berlin gemeldet und darum gebeten, nach Russland zurückgeschickt zu werden. Seit seiner Rückkehr schreibt er häufig für die Organe des Kulturkomitees. Er scheint nichts bedauert zu haben und in seinem neuentdeckten alten Vaterland zufrieden zu leben.

Ein anderer NTS-Agent, der erfolgreich ‚umgedreht‘ wurde, ist K.I. Chmelnitzkij, der 1953 mit einem Fallschirm in der Nähe von Minsk in Weissrussland landete. Er wurde fast augenblicklich von der Sowjetpolizei festgenommen. Um seine Haut zu retten, schlug er vor, mit seinem Kurzwellensender irreführende Informationen, mit denen ihn die Russen versorgen sollten, an die CIA zu funken. Das MWD war einverstanden, und das Doppelspiel funktionierte zufriedenstellend bis Anfang 1957. Während dieser Zeit kam das MWD vielen wichtigen Spionageplänen auf die Spur. Es gelang Chmelnitzkij, die CIA zu überzeugen, er habe

in der dichtbewaldeten Umgebung von Briansk ein sicheres Versteck gefunden, von dem aus er seine Nachrichten funkte. Die Amerikaner forderten ihn auf, passende Landungsplätze für ihre Agenten ausfindig zu machen. Sie wollten auch über die Möglichkeiten Bescheid wissen, in der örtlichen Bevölkerung Anhänger zu rekrutieren und eine kleine Widerstandsgruppe zu bilden. Dann folgten genaue Fragen über den Flugplatz von Briansk und die Nummern und Typen der dort stationierten Maschinen. Da entschieden die Russen, das Spiel wäre weit genug gegangen und der Propagandawert des Überläufers erschöpft. Auf einer Pressekonferenz in Moskau, am 6.2.1957, gaben sie die ganze Geschichte preis.

Auf dieser Pressekonferenz erklärte Chmelnitzkij, man habe ihm die Lebensbedingungen in Russland ganz anders geschildert, als er sie in Wirklichkeit vorgefunden hatte. Die Menschen arbeiteten zwar hart, sähen aber voller Zuversicht in die Zukunft. Er beschrieb ausführlich – wahrscheinlich im Hinblick auf andere Spione mit ähnlichen Aufträgen –, wie gut er von den Sowjetbehörden nach seiner Festnahme behandelt worden war und wie man ihm geholfen hatte, in der alten Heimat wieder sesshaft zu werden und ein neues Leben zu beginnen.

Seit der Erleichterung von Touristenreisen in die UdSSR wurde die Gelegenheit nicht nur vom NTS ausgenützt, Berufsspione einzuschleusen, sondern es wurden auch wirkliche Touristen und Studenten mit kleineren Aufgaben betraut. Diese Art Reisende sind meist aus idealistischen Gründen zur Mitarbeit bereit, aber ungeschulte Amateure und daher besonders gefährdet und besonders leicht zu fassen. In letzter Zeit gab es eine ganze Reihe von Fällen, in denen rührend ungeschickte Dilettanten des Spionagehandwerks ertappt und zu langen Freiheitsstrafen verurteilt worden sind. Volker Schaffhauser und andere deutsche Studenten sowie Gerald Brooke, ein englischer Dozent für russische Sprache, hatten geringfügige Aufgaben übernommen, NTS-Mitglieder in Russland kontaktiert und NTS-Literatur verbreitet. Sie wurden zu Freiheitsstrafen von vier bis sieben Jahren verurteilt. Ihre russischen Kontakteleute erhielten ebenfalls schwere Strafen. Die Verbindung mit Agenten des NTS gehörte zu den vielen Anklagepunkten gegen jene jungen

russischen Schriftsteller, die 1968 in Moskau vor Gericht standen und bis zu fünf Jahren Arbeitslager verurteilt wurden.

Die westlichen Regierungen interessieren sich jedoch nicht nur für die verhältnismässig kleine Gruppe von Exil-Russen, die sich mit Spionage und Gegenspionage befassen, sondern auch für gewöhnliche NTS-Mitglieder und andere Emigranten. Erstens sind nur sie in der Lage, ein möglichst zutreffendes Bild der Sowjetunion zu übermitteln. Es gibt aber noch einen zweiten Grund dafür, dass man den Auslandsrussen in Kulturzentren, Bibliotheken, Radiostationen und Forschungsinstituten Anstellungen verschafft. Man hält sie unter Aufsicht, weil sie für den Westen nicht nur ein nachrichtendienstlicher Vorteil sind, sondern auch ein Unsicherheitsfaktor. Innerhalb einer Organisation wie der des NTS haben sie Gelegenheit, sich gegenseitig moralisch zu unterstützen und gemeinsam gegen den Kommunismus zu arbeiten. Der Zusammenschluss gibt ihnen Halt, während sie als Einzelgänger labil und weniger zuverlässig sind.

Es ist kein Zufall, dass sich das Operationszentrum des NTS in der Bundesrepublik befindet. Sie ist nicht nur geographisch ein Grenzland des Ostblocks, sondern die Teilung Deutschlands eröffnet ihm besonders günstige Chancen der Infiltration.

Wahrscheinlich ist der NTS – dank der Unterstützung der westlichen Demokratien – die erfolgreichste Widerstandsorganisation, die innerhalb Russlands operiert. Die kommunistische Propaganda behauptet allerdings, dass der NTS die westlichen Nachrichtendienste, die ihn finanzieren, einfach belüge. Alle Geschichten von in die UdSSR eingeschleusten Agenten seien erfunden, alle russischen Überläufer kriminelle Subjekte ohne jeden Wert für irgendeinen Geheimdienst. Der NTS, behaupten die Sowjets, verstehe es nur, die westlichen Nachrichtendienste raffiniert auszubeuten, ihnen unter Vorspiegelung falscher Tatsachen grosse Geldsummen aus der Nase zu ziehen. Aber die Sowjets vermeiden es zu erwähnen, wie unwahrscheinlich es ist, dass ein derart umfangreiches Täuschungsmanöver über zwanzig Jahre lang erfolgreich sein konnte.

Teil III

# Ostdeutsche Spionage

## 8 Maria Knuth

Der Fall Maria Knuth war die erste Spionageaffäre, die nach 1945 vor einem deutschen Gericht verhandelt wurde. Bis 1955 befassten sich mit solchen Fällen in Deutschland meist noch die alliierten Militärtribunale. Die Affäre Knuth gibt ein besonders gutes Bild der unmittelbaren Nachkriegszeit. In jener Epoche war die treibende Kraft, die Menschen zum Verrat bewog, ganz einfach Geldgier. Später, nach dem wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands, liessen sich die Spione auch von politischen Überzeugungen leiten, oder sie waren die Opfer von Erpressungen.

Im Berlin des Jahres 1947 galt politische Überzeugung wenig, und es gab auch wenig Gelegenheit für Erpressungen. Hunger und Kälte überschatteten alle anderen Interessen. Es war typisch für jene Zeit, dass Maria Knuth zum erstenmal mit der Welt der Spionage in einer Art Antiquitätenladen in Verbindung kam; als sie ihren Pelzmantel zu verkaufen versuchte. Obwohl damals Millionen Menschen in Berlin ihre Habseligkeiten für die nötigsten Lebensbedürfnisse veräusserten, opferte Maria Knuth ihren Pelz, um Kapital für Schwarzmarktgeschäfte aufzutreiben. Sie gehörte zu jener anpassungsfähigen Minderheit, welche sowohl die verzweifelte Situation der eigenen Landsleute als auch die menschlichen Schwächen der Besatzungssoldaten auszunützen verstand und sich den Härten und Nöten der Nachkriegszeit zu entziehen vermochte.

Besitzerin des Antiquitätenladens war Maria-Luise Frankenberg. Ihre neue Kundin machte auf sie den besten Eindruck: eine elegante, dunkelhaarige Vierzigerin, zierlich und mit sicherem Auftreten. Maria-Luise selbst, obwohl gross und blond, hatte einen ähnlichen Charakter; die beiden Frauen waren einander vom ersten Augenblick an sympathisch.

Maria-Luise erklärte sich bereit, den Pelzmantel einem ihrer zahlungskräftigen amerikanischen Kunden zu verkaufen. Maria Knuth war einverstanden. Man kam ins Gespräch. Maria-Luise erzählte von ihren Erfahrungen beim Verkauf wertvoller Möbelstücke, von Meissener Porzellan und alten Bildern für lächerliche Devisenbeträge oder Zigarettenstangen, wobei es ihr manchmal glückte, ein gutes Stück für sich selbst und ihren Geschäftspartner zurückzubehalten. Als sie diesen erwähnte, wurde sie noch lebhafter, und ihr Gesicht leuchtete auf. Er war – so erklärte sie Maria Knuth – ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier, Heiko Kunze, ein gutaussehender und stets tadellos angezogener Mann. «Ich bin sicher, meine Liebe, er wird Ihnen gefallen», sagte Maria-Luise. Maria zweifelte nicht daran.

Als Maria eine Woche später in das Geschäft kam, händigte ihr Maria-Luise strahlend eine beträchtliche Geldsumme aus; den Kaufpreis in Dollars hatte sie ihr zu einem überaus günstigen Schwarzmarktkurs in Reichsmark umgetauscht. Maria wusste, dass sie ihr die Wahrheit sagte, als sie bemerkte: «Das ist der ganze Betrag. Von Ihnen würde ich keineswegs eine Kommission annehmen.» Maria war tief beeindruckt, nicht nur vom Geldbetrag, sondern auch von ihrer neuen Freundin. Sie hatte sich schon einige Zeit nicht wohl gefühlt, und ihr Arzt hatte ihr eine gründliche Untersuchung empfohlen. Jetzt würde sie sich ein Einzelzimmer in einer Klinik leisten können, ohne sich über die Kosten Sorgen zu machen. Sie bat Maria-Luise, sie im Krankenhaus zu besuchen, aber diese musste Berlin für mehrere Wochen verlassen. Doch sie wollte ihren Kompagnon bitten, dass er Maria besuche.

Als Maria in die Klinik ging, war sie ziemlich beunruhigt; sie befürchtete, dass ihre Krankheit nicht harmlos sei. Die Tage vergingen, während die Ärzte eine Reihe von Untersuchungen anstellten. Maria begann sich einsam und verlassen zu fühlen, als ihr aus heiterem Himmel ein Besucher angekündigt wurde: Hauptmann a. D. Heiko Kunze. Er trat ein, überreichte ihr einen grossen Strauss roter Rosen und küsste ihr förmlich die Hand. Dann begann er Konversation zu machen. Er erwies sich als angenehmer und humorvoller Plauderer, erzählte vom Antiquitätengeschäft und den seltsamen Leuten, die sich dort einfanden. Plötz-

lich hielt er inne. «Erzählen Sie mir etwas über Ihr Leben.» Maria spürte, dass es sich nicht um eine oberflächliche Konversation handelte. Sie sprach offen und ernsthaft, wie sie es seit den ersten Jahren ihrer Ehe, die bereits zehn Jahre zurücklag, nicht mehr getan hatte.

Sie hatte geheiratet, um ihrem unerquicklichen Elternhaus zu entkommen, in dem sich ihr Vater und ihre Mutter unablässig stritten. Als sie Manfred Knuth traf, war es wie das Erwachen aus einem bösen Traum. Er war der Sohn eines Generals, Testpilot, charmant und aufmerksam. Ihn zu heiraten war die natürlichste Sache der Welt, und anfangs ging alles gut.

Es war eine Zeit der Gefahr für beide: für ihn in der Luft und für sie während der Bombenangriffe. Während Manfred von seinem Dienst immer mehr in Anspruch genommen wurde, beschäftigte sich Maria mit Truppenbetreuung; sie wurde eine ziemlich bekannte Kabarett-Künstlerin. Manfred suchte Entspannung im Alkohol und bei anderen Frauen. Sie sahen sich immer seltener. Und eines Tages stellte sie erschrocken fest, dass er sie für immer verlassen hatte.

Da erst wurde Maria sich darüber klar, wie sehr sie ihn geliebt hatte. Sie war verzweifelt, und die Bewunderung ihres Publikums konnte ihr über den Verlust nicht hinweghelfen. Dann, gegen Ende 1943, sah sie der Produzent einer der grössten deutschen Filmgesellschaften auf der Bühne und suchte sie nach der Vorstellung in ihrer Garderobe auf. Sie fühlten sich sofort zu einander hingezogen, und sie wurde seine Geliebte. Der Produzent arrangierte für sie Probeaufnahmen in einem Hamburger Studio, die glänzend ausfielen. Sie sollte in seinem Film eine Hauptrolle übernehmen. Das Leben war wieder schön.

Aber ein weiterer Schicksalsschlag zerstörte alle ihre Hoffnungen. Auf dem Weg zum Bahnhof geriet sie in einen Bombenangriff und lag einen Tag lang verschüttet unter den Trümmern eines Hauses. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Kopf bandagiert, und als dann die Verbände abgenommen wurden, sah Maria im Spiegel ein fremdes Gesicht, eine fremde Frau mit verzerrter Miene. Sogar als sie in Tränen ausbrach, regte sich nichts in ihrem Gesicht. Die linke Gesichtshälfte war gelähmt. Man schickte sie – ‚zur Erholung‘, wie sie ironisch bemerkte – in ein



Städtchen nach Thüringen. Sie versteckte sich dort wie ein verwundetes Tier. Sie nahm kaum zur Kenntnis, dass der Krieg zu Ende ging. Während dieser Tage spielte sie oft mit dem Gedanken, Selbstmord zu begehen, aber schliesslich gewann ihr gesunder Menschenverstand Oberhand. Sie entschloss sich, nach Berlin zu fahren. Nach einem Jahr Untätigkeit und Verzweiflung gewannen ihre Lebensgeister unerwartete Kraft. Wie besessen ging sie daran, die besten Fachleute für kosmetische Chirurgie zu konsultieren. Im zerstörten und hungernden Berlin von damals gab es Hunderttausende, die Hilfe brauchten. Manchmal bedauerte sie sogar, nicht noch mehr entstellt zu sein; das hätte die Dringlichkeit ihres Hilfsbegehrens noch anschaulicher gemacht. Wenn sie weiterleben wollte, musste sie ihr Ziel erreichen. Und sie erreichte es. Praktisch ohne Geld setzte sie es durch, innerhalb von achtzehn Monaten dreimal operiert zu werden, das letzte Mal von dem berühmten Schönheitschirurgen Dr. Boris Rode.

Als sie in das Antiquitätengeschäft kam, um den Pelz zu verkaufen, hatte sie ihr gutes Aussehen wiedergewonnen. Die verbliebenen kleinen Narben auf ihrer Stirn verbarg sie unter einer Haarlocke, die ihr überraschend gut stand. Nur ihr linkes Auge sah etwas kleiner aus als das rechte, und ihr Lächeln war nicht mehr so strahlend wie einst. Aber alles in allem war sie zufrieden. Jetzt war es ihre Sache, ihr Leben neu zu gestalten. Ihr Besuch im Laden war als erster Schritt dazu gedacht: das Geld vom Pelzmantel sollte ihr den Kauf von Dingen ermöglichen, die sie zur Hebung ihrer Stimmung benötigte. Darüber hinaus wollte sie genügend Kapital besitzen, um eine neue Karriere zu machen, als Kabarettistin, als Modell oder aber – und das schien die wahrscheinlichste Lösung – mit Schwarzmarktgeschäften.

Heiko hatte ihr wortlos zugehört. Er war von ihrer Geschichte sichtlich bewegt und er versprach, falls sie es ihm gestattete, wiederzukommen und zu überlegen, wie er ihr helfen könne. Maria war entzückt zu hören, dass er sie nochmals besuchen wollte. Alles schien sich zum Besseren zu wenden. Sie war von dem gutaussehenden ehemaligen Offizier hingerissen und im Moment zu glücklich, um zu überlegen, ob diese

Zuneigung ihre neue Freundschaft mit Maria-Luise, an der ihr so viel lag, nicht beeinträchtigen könnte.

Als Heiko nach zwei Tagen wiederkam, erfuhr sie auch einiges aus seiner Vergangenheit. Er war der Sohn wohlhabender Eltern und hatte Kunstgeschichte studiert. Nach Verlassen der Universität wurde er Redakteur der literarischen Zeitung DIE UMSCHAU. Aber er brauchte ständig Geld, und zwar viel Geld, für Autos, Reisen, Geschenke an seine Freundinnen und diverse andere Ausgaben, die sein flottes Leben erforderte. Schliesslich hatte er es satt, dauernd in Schulden zu stecken, und er nahm mit Freuden einen gutbezahlten Posten als Werbeleiter einer grossen Flugzeugfabrik an.

Im Jahre 1933 kamen die Nationalsozialisten an die Macht. Kunze verachtete sie. Seine gute Erziehung nahm ihn gegen rüpelhafte Plebejer ein. In der Fabrik gab es eine hübsche Sekretärin, deren Vater, ein aktiver Sozialdemokrat, seinen Posten verlor und fürchten musste, verhaftet zu werden. Kunze verwechselte seine Sympathie für das Mädchen mit Liebe und heiratete es. Aber seine Frau und er passten überhaupt nicht zueinander.

Unterdes war ein neues und noch ernsteres Problem aufgetaucht. Kunze hatte ein junges jüdisches Mädchen namens Ruth kennengelernt und sich in sie verliebt. Sie zu beschützen füllte praktisch sein ganzes Leben aus. «Ich brachte es nicht über mich, sie fortzuschicken. Es mag verrückt klingen, aber ich brauchte sie, um den Druck jener Jahre zu ertragen ... Dann kam der Krieg.»

Heiko hasste den Krieg. Aber es gefiel ihm, Offizier zu sein und in einer massgeschneiderten Uniform einherzuspazieren. Er war nicht der Typ für den Frontdienst, und er wollte auch um Ruths willen in Berlin bleiben. Das gelang ihm in der Propagandaabteilung des OKW bis zum Kriegsende.

Hingegen wurde es immer schwieriger, Ruth zu beschützen. Kameraden benutzten seine verbotene Beziehung, um ihn zu erpressen. Er konnte ihnen zwar den Mund stopfen, sich jedoch keinen Augenblick sicher fühlen. Und schliesslich kam es trotz allem zum schlimmsten: Im Juni 1944 wurde Ruth festgenommen und in ein Konzentrationslager gebracht.

Heiko versuchte verzweifelt, sie zu befreien. Seine einflussreichsten Verbindungen versagten. Bei all seiner Oberflächlichkeit und Eitelkeit besass er einen guten Kern. Dem inneren Zwiespalt, als Publizist das Nazi-Regime in den Himmel zu heben und gleichzeitig um Ruths Leben zu kämpfen, war er allerdings nicht gewachsen. Er erlitt einen Nervenzusammenbruch und konnte nur noch unter der Wirkung von Drogen arbeiten. Hätte der Krieg nicht rechtzeitig ein Ende genommen, dann hätte Heiko Kunze sich entweder umgebracht, oder er wäre – wahrscheinlicher noch – von den Nationalsozialisten angeklagt worden.

Im Mai 1945, als der deutsche Widerstand in Berlin zusammenbrach, wurde Heiko von den Russen gefangenengenommen. Doch er musste seine Freiheit nicht lange entbehren. Soviel man weiss, wurde er bereits nach einem Jahr entlassen. Er erfreute sich bester Gesundheit, während viele seiner Kameraden als menschliche Wracks die Heimat erst nach zehn Jahren wiedersahen. Hatte Heiko einfach Glück gehabt? Spielte seine Geschicklichkeit eine Rolle, sich überall beliebt zu machen und Freundschaften anzuknüpfen? Oder erfolgte seine Entlassung im Hinblick auf die künftige Zusammenarbeit mit den Kommunisten?

Heiko brauchte nur kurze Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen. Im Berlin des Jahres 1946 herrschte Mangel an Männern, und viele alleinstehende Frauen interessierten sich für den flotten Exhauptmann, nicht nur wegen der Erfüllung privater Wünsche, sondern auch, weil sie beabsichtigten, sich Geschäfte aufzubauen und dazu männliche Hilfe nötig hatten. Eine von diesen Frauen war Maria-Luise Frankenberg. Heiko hatte sie schon 1943 bei einer Gesellschaft kennengelernt. Damals verbrachte er zwar nur zwei Nächte mit ihr. Aber er hatte die hübsche, intelligente Frau nie vergessen. Nun war er erfreut, sie wiederzusehen, und als er herausfand, dass sie über eine beträchtliche Anzahl wertvoller alter Möbel verfügte, kam er auf die Idee, mit ihr zusammen ein Antiquitätengeschäft zu eröffnen.

Gleichzeitig wurde eine gemeinsame Wohnung eingerichtet, aber ihre Beziehung beruhte auf absoluter gegenseitiger Freiheit. Jeder von

ihnen hatte das Recht auf Seitensprünge, ein Arrangement, das Maria Knuths weiblichem Instinkt nicht lange verborgen blieb.

Als Heiko sie das nächste Mal besuchte, teilte er ihr mit, dass Frau Frankenberg einverstanden war, Maria mit 400 Mark monatlich als Geschäftsreisende einzustellen. Eine solche Hilfe hatte sich als nötig erwiesen, da die meisten Antiquitäten aus verschiedenen Teilen Deutschlands stammten und Heiko und Maria-Luise sich nicht immer von ihrem Geschäft entfernen konnten.

Damals küsste Heiko Maria zum ersten Mal. Sie konnte es kaum erwarten, ihr neues Leben zu beginnen. Man hatte ihr eine Niere entfernt. Einige Untersuchungsergebnisse standen noch aus. Maria entschied, dass sie genug Krankenhausluft geatmet habe, packte ihre Koffer und ging auf und davon. Vor dem ersten Zusammentreffen mit Maria-Luise hatte sie ein bisschen Angst, aber die erwies sich als unnötig. Maria wurde mit offenen Armen aufgenommen. Heiko und Maria-Luise unterwiesen sie gemeinsam in ihren neuen Pflichten. Über persönliche Beziehungen wurde nicht gesprochen. Zwei Tage später unternahm Maria ihre erste Reise nach Westdeutschland. Sie sollte einige Bilder, Bücher und kleinere Statuen in Kunzes Wohnung in Frankfurt bringen, die gleichzeitig als Firmenbüro in Westdeutschland diente. Kunze wollte sie später dort treffen, um mit ihr alles Weitere zu besprechen. Die Grösse und Ausstattung der Wohnung in Frankfurt überraschten Maria. Das Appartement war teurer möbliert als die Berliner Wohnung. In der Küche fanden sich Vorräte von Lebensmitteln, die man damals nur noch dem Namen nach kannte. Maria ging erst ins Gästezimmer. Dann überlegte sie es sich und packte ihre Kleider im grossen Schlafzimmer mit dem luxuriösen Doppelbett aus. Am darauffolgenden Abend traf Heiko ein. Er holte Champagner und Kaviar aus der Küche. Man feierte Wiedersehen. Am nächsten Morgen, als sie zusammen im Doppelbett frühstückten, erläuterte er ihre künftigen Pflichten. Sie musste einige Holzschnitzereien nach Essen bringen, alte Drucke aus Düsseldorf holen, in Köln einen Umschlag abgeben und dann mit der Post, die Heiko für sie hinterlassen würde, nach Berlin zurückkehren.

Aus diesen Anfängen entwickelte sich Marias Arbeitsprogramm. Mit

Heiko feierte sie stürmische Liebesnächte. Er erschien in regelmässigen Abständen in seiner Frankfurter Wohnung. Das war genau das Leben, das Maria liebte: Reisen, Menschen kennenlernen und jene Annehmlichkeiten geniessen, die ein grosses Spesenkonto ermöglicht. Alles war vielleicht ein bisschen zu schön, um wahr zu sein, und manchmal hatte Maria das vage Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Aber es fiel ihr nicht schwer, düstere Vorahnungen zu ignorieren. Wozu lästige Fragen, wenn es sich so gut leben liess?

Heiko erläuterte ihr aber die gemeinsame Arbeit für eine polnische Spionageorganisation. Es hatte bald nach seiner Gefangennahme begonnen. Ein gewisser Oberst Kowalskij hatte mit Heiko eine Reihe von Gesprächen geführt und ihn über seine politische Überzeugung, seine Erfahrung als Propagandist und seine Verbindungen in Deutschland ausgefragt. Er hatte mit Befriedigung zur Kenntnis genommen, dass Heiko immer ein Gegner der Nationalsozialisten gewesen war. Und er sprach über die schrecklichen Verbrechen, welche die SS und die Einsatztruppen begangen hatten. Beide Männer kamen überein, dass jetzt jeder Deutsche mit einer Spur von Gewissen alles tun müsse, um den Polen zu helfen. Heiko erklärte sich für den Fall seiner Entlassung zu jeder Art von Zusammenarbeit bereit.

Oberst Grigorij Kowalskij besass einen sechsten Sinn für die Auswahl der richtigen Männer. Unter Tausenden gefangener Offiziere hatte er nur Heiko und eine Handvoll anderer ausgesucht. Kowalskij war der Chef der polnischen Spionage für Westeuropa mit Sitz in der polnischen Militärmission in Berlin. Er war ein kleiner Mann mit buschigen Augenbrauen und tiefliegenden Augen, denen nichts zu entgehen schien. Vor dem Krieg hatte er als Kavallerieoffizier in der polnischen Armee gedient. Nach der Niederlage Polens war er über Rumänien nach London geflohen. In der Exilregierung General Sikorskis brachte er es zu dessen Adjutanten. Doch als Sikorski bei einem Flugzeugunglück über Gibraltar ums Leben kam, schloss er sich der kommunistischen ‚Union Polnischer Patrioten‘ in Moskau an, die 1944 in Lublin die erste Regierung auf polnischem Boden seit 1939 bildete. Kowalskij zog mit der siegreichen Roten Armee in Berlin ein. Er wurde beauftragt, in Deutsch-

land ein polnisches Spionagesystem aufzubauen. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die richtigen Agenten anzuwerben: Deutsche, die man nicht verdächtigen würde, Kommunisten zu sein. Doch musste es sich um intelligente Leute handeln, die abenteuerlustig, ehrgeizig und durch keinerlei Bindungen gehemmt waren.

Offensichtlich waren solche Leute am ehesten in den neu eingerichteten sowjetischen Kriegsgefangenenlagern für Offiziere zu finden.

Oberst Kowalskij richtete das Augenmerk vor allem auf Offiziere, die sich vom Fronteinsatz gedrückt und den Krieg bequem in Militärdienststellen verbracht hatten. Unter diesen befand sich Heiko Kunze.

Die Kandidaten wurden einige Zeit scharf unter die Lupe genommen und dann von Kowalskij verhört, bevor man sie entliess. Doch auch nachher wurden sie unter Bewachung gehalten, und auch die geringsten und intimsten Einzelheiten ihres Berufs- und Privatlebens wurden Kowalskij gemeldet. Die meisten dieser ehemaligen Offiziere erfuhren nie etwas davon, und sie wissen bis heute noch nichts davon, dass sie auf der Kandidatenliste des polnischen Geheimdienstes gestanden haben. Nur einige wenige, die man schliesslich für geeignet hielt, wurden dann von Kowalskij selbst einer Probe unterzogen.

Eines Tages betrat Konsul Dohmke von der polnischen Militärmission Maria-Luises Laden. Er zeigte sich interessiert an Stichen von Alt-Berlin und ganz allgemein am Geschäft, erkundigte sich nach ihren Klienten und unter diesen nach Besatzungsangehörigen. Eine Woche später kam Konsul Dohmke wieder. Er traf Kunze, der verschiedene alte Stiche für ihn aufgetrieben hatte. Konsul Dohmke war entzückt, kaufte alles und zahlte in Devisen. Jetzt fragte er auch nach Landkarten neueren Datums. Kunze versprach, solche zu besorgen, obwohl er wusste, dass das damals für Deutsche verboten war. Konsul Dohmke forderte Kunze ferner auf, ihm eine Liste seiner Besitzerklienten zusammenzustellen, mit Adressen, Dienstrang und Namen und der betreffenden militärischen Einheit. Dohmke sicherte gute Bezahlung zu. Als Vorwand gab er an, dass man in Warschau illustrierte Werke über polnische Kunst vorbe-reite und dass diese Werke Heikos Kunden sicher interessieren würden. Heiko war sich klar darüber, dass die Beschaffung von Landkarten und

Details über die alliierten Streitkräfte illegal war, aber der Konsul zahlte gut, und ausserdem war er ein höherer Beamter einer der Siegermächte; ein Mann, der erwarten durfte, dass alle seine Wünsche erfüllt würden. Dazu kam, dass Deutschland aufgehört hatte, ein souveränes Staatsgebilde zu sein, dem man Loyalität schuldete. Bei seinem nächsten Besuch legte der Konsul die Karten auf den Tisch und sagte Heiko ins Gesicht, dass er dem polnischen Geheimdienst Informationen übermittelt habe, was nach den Vorschriften der westlichen Besatzungsmächte ein schweres Verbrechen war.

Der Konsul beobachtete scharf Kunzes Reaktion, dann fuhr er fort: «Natürlich, wenn Sie bereit sind, mit uns zusammenzuarbeiten, werden Sie nicht nur gut bezahlt werden, sondern auch unseren vollen Schutz geniessen.» Kunze zögerte nicht. Er war in die Sache ohnehin bereits zu tief verwickelt, und er brauchte dringend Geld. Er dachte an den Vers aus einem Song der ‚Dreigroschenoper‘: «... erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.»

Konsul Dohmke hatte seinem Chef über den Verlauf der Unterhandlungen mit Kunze Bericht erstattet. Jetzt war es an Oberst Kowalskij, mit seinem neuen Agenten zusammenzutreffen, um diesen auf dessen künftige Rolle vorzubereiten. Man brachte Kunze in die polnische Militärmision in Berlin, wo er zu seiner grossen Überraschung dem Mann vorgeführt wurde, der ihn im Gefangenenlager verhört hatte. Er hatte seine Versprechungen von damals so gut wie vergessen und war sich nie darüber klargeworden, was für ein wichtiger Mann Kowalskij war. Dieser erzählte ihm ganz offen, dass er dabei war, ein Spionagenetz für Westdeutschland aufzubauen. Heiko war anfangs ein wenig ängstlich, aber sein Stolz, für diese Aufgabe ausgewählt worden zu sein, überwog. In der Folge wurde Kunze für seine neue Tätigkeit von Fachleuten ausgebildet; er lernte dechiffrieren, Mikrofotografie, Funktechnik und das Fälschen von Identitätspapieren. Schliesslich erhielt er von Kowalskij die letzten Anweisungen. Er sollte v-Leute und Kuriere anwerben und ein garantiert sicheres Kommunikationssystem ausarbeiten. «Es ist nutzlos», unterstrich der Oberst, «Informationen zu sammeln, so wichtig sie auch sein mögen, wenn sie nicht sicher unserem Hauptquartier in Polen übermittelt werden können.»

Vor Beginn seiner Spionagetätigkeit schlug Kunze vor, Maria-Luise als seine erste Assistentin zu engagieren, da er sonst seine häufigen Reisen nach Westdeutschland schwer erklären könnte. Der Oberst lächelte anerkennend. «Ich habe selbst schon daran gedacht. Wenn Sie die Sache heute nicht zur Sprache gebracht hätten, hätte ich Ihnen den Vorschlag bei unserem nächsten Treffen unterbreitet. Gehen Sie und sprechen Sie mit ihr.»

Während der nächsten Monate traf Kunze noch mehrmals mit Kowalskij zusammen, um Instruktionen zu erhalten und Einzelheiten zu besprechen, die den Aufbau der Organisation betrafen. Die Polen entschieden, das Hauptquartier des Spionageringes in Frankfurt zu etablieren, unter dem Decknamen ‚Kolberg‘. Damals, im Frühjahr 1948, war Frankfurt im Begriff, das Zentrum des neu entstehenden Deutschland zu werden. Dort befand sich der bizonale Wirtschaftsrat, der Vorläufer der Bundesregierung. Dort hatten die militärischen und zivilen Kommandostellen der Amerikaner ihren Sitz. Dort etablierten sich die ersten ausländischen Handelsmissionen. Zu jener Zeit nahm man allgemein an, Frankfurt würde die neue westdeutsche Hauptstadt werden. Obwohl damals von einer deutschen Wiederaufrüstung offiziell noch nicht die Rede war, hegten die Russen starken Verdacht, dass die Amerikaner und Deutschen dafür bereits alle Vorbereitungen treffen würden. Die Zusammenarbeit zwischen Amerikanern und Deutschen war zu augenscheinlich. Trotz der Tatsache, dass das ‚Kolberg‘-Zentrum noch nicht völlig ausgebaut war, wurden die Polen von den Russen aufgefordert, unmittelbar mit der Arbeit zu beginnen. So kam es, dass Kunze schon im Frühjahr 1948 von Kowalskij seinen ersten Auftrag erhielt. Er sollte personelle und Sachinformationen über den Wirtschaftsrat sammeln und dessen Ziele auskundschaften. Was die Polen hauptsächlich interessierte, war der Nachweis, dass der Wirtschaftsrat von den Amerikanern beherrscht wurde und heimlich die deutsche Wiederaufrüstung vorbereitete. Ein solcher Nachweis wäre propagandistisch von allergrößtem Wert gewesen und hätte seinerseits die Aufrüstung von Ostdeutschland gerechtfertigt. Darüber hinaus sollte Kunze auch Informationen über die



amerikanische Militärregierung einholen und Mitarbeiter anwerben, die Zugang zu amerikanischen Armee- und Luftwaffenstützpunkten hatten.

Als erstes musste sich Kunze eine westdeutsche Kennkarte verschaffen, ein Problem, das er auf typische Weise löste. Er lernte ein älteres Fräulein aus guter Familie kennen, die als kleine Angestellte des Frankfurter Polizeipräsidiiums ein mageres Gehalt bezog. Er bemerkte amüsiert, wie sie rot und blass wurde, als er sich wie ein Kavalier der alten Schule um sie bemühte. Er gefiel sich in der Rolle des galanten Offiziers, und seine Galanterie wurde belohnt. Fräulein Opelt besiegte ihre Bedenken nach kurzem Zögern und besorgte ihm das gewünschte Dokument. Dafür hatte er nicht mehr aufzuwenden als ein paar Blumen, einige Handküsse und gelegentliche Kinobesuche. Später arbeitete sie, ohne es zu wissen, als sein Kurier und brachte, in Kunstwerken versteckt, Geheimnachrichten zu sogenannten ‚lebenden Briefkasten‘. Deren Aufgabe besteht ausschliesslich darin, für Dritte Nachrichten oder Gegenstände aufzubewahren, ohne zu wissen, dass es sich um Geheimmaterial handelt. Fräulein Opelt war ausserdem bereit, von allen Schriftstücken, die sie im Polizeipräsidium tippte, eine Extra-Kopie für Kunze anzufertigen.

Eine weitere Schwierigkeit, mit der Kunze vor Beginn seiner eigentlichen Tätigkeit fertig werden musste, bestand darin, eine passende und völlig unverdächtige Wohnung zu finden, von der aus er operieren konnte. Wieder wandte Kunze seine übliche Taktik an. Eine Witwe mittleren Alters, die ihm erlaubt hatte, ein- oder zweimal bei ihr zu übernachten, liess sich überreden, ihn als ständigen Mieter bei sich aufzunehmen. Das war ein ganz besonderes Entgegenkommen. Kunze revanchierte sich, indem er diese Witwe zu seinem ersten Kurier machte. Von dieser Tatsache erfuhr die Frau allerdings erst fünf Jahre später, als sie beim Prozess gegen Maria Knuth nur knapp einer Gefängnisstrafe entging. Das bedauernde Fräulein Opelt hatte weniger Glück; für ihr Dienstvergehen erhielt sie drei Monate und verlor ihren Arbeitsplatz.

Es dauerte nur einige Monate, bis Kunze den Aufbau seiner Spionagegruppe vollendet hatte. Jetzt setzte der Einlauf geheimer Informationen ein. Die Gegend rund um Frankfurt wurde von einem Netz ‚leben-

der' und 'toter Briefkästen' überzogen, und die Wege aller Kuriere führten zu Kunzes Wohnung. Keiner der v-Männer und Kuriere kannte den anderen, nur Kunze kannte jeden einzelnen. Der wichtigste Kurierdienst, der von der Frankfurter Wohnung zum Antiquitätengeschäft in Berlin, musste von Kunze selbst oder von Maria-Luise übernommen werden, eine grosse Schwierigkeit, da keiner der beiden Plätze unbeaufsichtigt gelassen werden durfte. Und gerade dieses Problem löste das rechtzeitige Auftauchen von Maria Knuth.

Heiko Kunze war überzeugt, dass wohl noch nie ein Problem auf zufriedenstellendere Art gelöst worden war. Aber er wusste nicht, wie Maria auf die Tatsache reagieren würde, dass sie für den polnischen Geheimdienst arbeitete. Er hätte sich darüber nicht den Kopf zerbrechen müssen. Das abenteuerliche Leben sagte Maria zu; zum ersten Mal konnte sie alle ihre Talente frei entfalten. Ihr logischer, fast männlicher Verstand bewältigte mit Leichtigkeit komplizierte Aufgaben. Ihr Fingerspitzengefühl für die Schwächen anderer Menschen befähigte sie, Kuriere und v-Leute mühelos zu dirigieren.

Mit der Zeit wurde Maria erst von Heiko und dann von Oberst Kowalskij selbst, der ihre Fortschritte interessiert beobachtet hatte, auch mit wichtigeren Aufgaben betraut. Marias angeborener Charme und ihre lebhaftige Natur machten es ihr leicht, mit Personen erst Kontakt herzustellen und dann deren Vertrauen zu gewinnen.

Schliesslich fing Kowalskij an, Kunze zu übergehen und Maria direkt Instruktionen zu geben. Sie führte alle Aufgaben erfolgreich durch, und sie bekam immer öfter einen Bonus ausbezahlt. Mit der Zeit verdiente sie mehr Geld als Heiko.

Das Einzige, was Maria in diesen hektischen Monaten bedauerte, war die Tatsache, dass – während sie innerhalb der Organisation immer höher stieg – ihr Liebhaber immer tiefer sank. Sie war sehr verliebt in Heiko, und es schmerzte sie, ihn zurückgesetzt und gedemütigt zu sehen, umso mehr es den Anschein haben musste, dass es ihre Schuld war. Doch es verhielt sich gar nicht so: Es hätte in der Führung genug Platz für beide gegeben. Aber mit Heiko ging es, seit er die Organisation in

Gang gebracht hatte, ständig bergab. Seine Eitelkeit wuchs von Tag zu Tag, er nahm die Allüren eines Dandys an und verbrachte einen grossen Teil seiner Zeit beim Schneider und beim Friseur. Das gesellschaftliche Leben, das er früher geschickt für seine Spionagetätigkeit ausgenutzt hatte, wurde ihm nun Selbstzweck. Es schmeichelte ihm, mit vermögenden Personen oder Titelträgern Umgang zu haben, und er wechselte seine Freundinnen in schneller Folge. Ausserdem trank er zuviel. Weder Marias Liebesbezeugungen noch deren Drohungen vermochten ihn zu ändern.

Noch ein anderer Schatten fiel auf Marias Leben: Die Schmerzen, die sie einst ins Krankenhaus getrieben hatten, kamen wieder. Sie versuchte, sie zu ignorieren und mit Tabletten zu betäuben, aber nach und nach wurden sie so unerträglich, dass Maria beschloss, wieder die Berliner Klinik aufzusuchen. Als der Arzt sie unvermittelt fragte, wer ihre nächsten Verwandten seien, bekam sie Angst. Sie nannte den Namen von Maria-Luise, und der Arzt wollte ihr seine Diagnose nur in deren Anwesenheit bekanntgeben.

Krebs! Maria hatte nur noch zwei Jahre zu leben. Sie war wie versteinert, als sie das hörte, während Maria-Luise schluchzend auf dem Bett zusammenbrach. Paradoxerweise war es Maria, welche die andere trösten musste. Später, als sie allein war und Zeit zum Nachdenken hatte, war Maria selbst erstaunt, mit welcher Ruhe sie ihr eigenes Todesurteil akzeptierte. Sie beschloss, jede Minute, die ihr noch verblieb, bis zur Neige auszukosten.

Doch wenige Wochen später brach eine neue Katastrophe über Maria herein. Über den Kurzwellensender erhielt sie die verschlüsselte Nachricht, dass Heiko Selbstmord begangen hatte. Sie wurde aufgefordert, sich sofort bei Oberst Kowalskij zu melden. Auf ihrem Weg nach Berlin überlegte Maria, aus welchem Grund Heiko sich wohl umgebracht hatte. Von ihrer Krankheit war ihm noch nichts bekannt gewesen. Sie schloss die Möglichkeit nicht aus, dass ihn die Organisation liquidiert hatte, weil er durch seine Haltlosigkeit und sein Trinken eine Gefahr geworden war.

Bevor sie Kowalskij aufsuchte, ging Maria zum Antiquitätengeschäft. Beide Frauen waren zu verwirrt, um zu sprechen. Beide hatten

denselben Mann geliebt, und die Erinnerung an ihn würde sie in Zukunft noch stärker aneinanderfesseln. Aber Maria-Luise bewahrte ein Geheimnis: Heiko hatte ihr in einem Abschiedsbrief mitgeteilt, sie sei die einzige Frau gewesen, die er wirklich geliebt habe. Hätte Maria davon gewusst, wäre ihr zumindest klar gewesen, dass nicht Kowalskij die Schuld an Heikos Tod trug.

Maria fühlte sich ausserstande, Maria-Luise zu trösten. Im Moment hatte sie selbst einen starken Halt nötig – einen Mann wie Oberst Kowalskij. Trotz ihres Kummers sah sie der Begegnung mit ihrem Chef aufgeregt entgegen. Der Gedanke, dass er alles über sie wusste, war ihr zugleich Beruhigung und Ermunterung. Gespannt öffnete sie die Tür und sah einen älteren Mann mit dunklen Augen, der sich von seinem Schreibtisch erhob: Oberst Kowalskij. Er war nicht gross, aber er besass jenes Fluidum, das Macht über Menschen verleiht. Seine Augen hatten beinahe hypnotische Kraft. Es war Maria, als könne er ihre Gedanken lesen. Sie hörte kaum, was er sagte, bis Heikos Name fiel.

«Ich habe beschlossen, Sie zu Kunzes Nachfolgerin und zur Chefin von ‚Kolberg‘ zu machen», sagte er. «Wir werden uns in Zukunft häufiger sehen. Ich bin sicher, wir werden gut miteinander auskommen.» Es kam Maria gar nicht in den Sinn zu widersprechen. Das war ein Befehl. Aber sie empfand trotz ihrer Beförderung weder Befriedigung noch Freude.

Bevor Kowalskij Maria entliess, sprach er noch über Maria-Luise: «Ich würde vorschlagen, dass Sie dieser Dame gegenüber nichts von Ihrer Beförderung erwähnen. Sie trinkt zu viel und ist zu leicht erregbar, um länger für uns von Nutzen zu sein. Wir sind gezwungen, jede Verbindung mit ihr abubrechen.»

In den nächsten Wochen erhielt Maria die nötige Ausbildung: Funken, Chiffrieren und Dechiffrieren, das Aussuchen ‚toter Briefkästen‘ und die Behandlung von Mikrofilmen. Eine der neuesten Methoden bestand darin, die Zellulose des Negativs mit Azeton soweit aufzulösen, dass nur eine hauchdünne Schicht exponierten Films übrigblieb. Auf gerollt konnte dieser in den kleinsten Ritzen verborgen werden. Doch trotz allem war diese Ausbildung ziemlich primitiv, wenn man sie mit der der

sowjetischen Spionageschule in Warschau vergleicht, die zur selben Zeit in Betrieb genommen wurde.

Als Chefin von ‚Kolberg‘ oblag es Maria, Stärke und Bewaffnung der amerikanischen Truppen in Deutschland festzustellen. Es gehörte auch zu ihrem Aufgabenbereich, den deutschen Polizeiapparat auszuspiionieren, in dem die Russen den Kern einer künftigen deutschen Militärmacht vermuteten. Dieser Verdacht war umso mehr gerechtfertigt, da die ostdeutsche Volksarmee tatsächlich aus der Volkspolizei hervorging. Einer von Marias Hauptagenten, Westbelt – alias Holl –, gelang es, eine Menge Daten über Personal, Organisation und technische Ausrüstung zu beschaffen. Westbelt wurde später vom Verfassungsschutz aufgespürt und zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Die gesamte deutsche Presse kommentierte damals das relativ milde Strafmass und verglich es mit den zehn Jahren Freiheitsentzug, zu denen die Sowjets westdeutsche Spione verurteilt hatten.

Es stellte sich bald heraus, dass Kowalskij Maria mit weit wichtigeren Aufgaben zu betrauen gedachte, als er je für Kunze vorgesehen hatte. 1950 war gerade eine deutsche Institution gegründet worden, welche die bundesdeutsche Wiederaufrüstung und ihre Integration in die Europäische Verteidigungsgemeinschaft vorbereiten sollte. Das war das Amt Blank, genannt nach seinem Leiter Theodor Blank, einem Gewerkschaftsführer vom linken Flügel von Adenauers CDU. Unter den militärischen Beratern dieses Amtes befanden sich die Generale Heusinger und Speidel, die später im NATO-Hauptquartier wirkten. Obwohl das Amt Blank ursprünglich nur befugt war, den Westmächten Unterlagen über militärische Erfordernisse, wie etwa die Anzahl der nötigen Divisionen, der greifbaren Führungs-Offiziere, Ausbildung, Waffen und die erforderliche Zeit für die Aufstellung deutscher Streitkräfte zu liefern, gab es kaum einen Zweifel darüber, dass es in Wahrheit der Kern eines künftigen deutschen Verteidigungsministeriums war.

Die Ostmächte mussten daher das Amt Blank möglichst schnell unterwandern, bevor es als Verteidigungsministerium seine eigene Abwehr organisieren konnte. Für die Abschirmtätigkeit war immer noch der verhältnismässig unerfahrene Bundesverfassungsschutz zuständig.

Als nächsten Schritt verlegte Kowalskij jetzt das Hauptquartier von ‚Kolberg‘ nach Bonn, dem neuen deutschen Verwaltungszentrum. Gleichzeitig begann Maria im nahen Köln die Rolle einer eleganten Dame von Welt zu spielen, die ein grosses Haus führte, und zu deren Gesellschaften wichtige Persönlichkeiten aus Kreisen der Politik und Industrie eingeladen wurden. Obwohl sich viele über den gesellschaftlichen Ehrgeiz der neureichen Gastgeberin mokierten, kamen sie trotzdem, wegen der guten Küche und der erlesenen Weine und auch, um andere einflussreiche Leute zu treffen. Maria war klug genug, ihre Gesellschaften nie direkt für ihre Spionagetätigkeit zu missbrauchen. Geheime Nachrichten sammelte sie an anderen Stellen und bei anderen Gelegenheiten. Ihre Parties dienten an sich nur dem Zweck, sie zu tarnen und ihr das Zusammentreffen mit einflussreichen Personen zu ermöglichen. Kowalskij selbst trat nie in Erscheinung, aber er gab ihr Anweisungen, wen sie einladen und wie sie sich ihrer neuen Freunde bedienen sollte.

Maria genoss dieses Leben so sehr, dass sie beinahe vergass, dass es ein Doppelleben war und dazu noch ein befristetes. Sie war zu beschäftigt, um überflüssige Zeit zum Nachdenken zu finden. Jede zweite Woche musste sie nach Ost-Berlin fahren, um persönlich Bericht zu erstatten und Instruktionen entgegenzunehmen. Kowalskij unterstrich die Bedeutung des Amtes Blank. Die Unterwanderung dieses Amtes sei die dringlichste Aufgabe. «Die wichtigste Sache, mit der Sie je beauftragt wurden! Nur eine Frau von Ihrer Intelligenz und Erfahrung kann uns die benötigten Informationen beschaffen.» Aus Kowalskij's Mund war das ein grosses Kompliment. Maria fühlte sich geschmeichelt und doppelt angespornt. Sie überlegte, wie sie die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen konnte, und dabei erinnerte sie sich, dass Heiko von einem Oberst, unter dem er gedient hatte, zu sagen pflegte: «Er wäre sicher General geworden, wenn er den Nazi-Bonzen nicht die kalte Schulter gezeigt hätte.» Sie hatten gemeinsam diesen Oberst einige Male getroffen, aber der war stets reserviert geblieben. Trotzdem suchte ihn Maria nochmals auf. Der Oberst empfing sie sofort. Die Nachricht von Heikos Tod ging

ihm sichtlich nahe. Er hatte natürlich von Marias Beziehungen zu dem Verstorbenen gewusst und versprach ihr zu helfen.

Maria vermutete, dass dieser Oberst für das Amt Blank tätig sei. «Wissen Sie, Herr Oberst», sagte sie, «ich habe mich stets in einer Umgebung von kultivierten Männern, von Offizieren wie Ihnen und Heiko, wohl gefühlt. Ich bin jetzt gezwungen, eine Arbeit anzunehmen. Glauben Sie, ich könnte eine Anstellung in einem entsprechenden Milieu finden?» Der Oberst war zwar hilfsbereit, aber Marias Instinkt hatte sie nicht getrogen: Heiko war ihm immer etwas zwielichtig erschienen, zu glatt, zu charmant und mit zu viel Geld in der Tasche. Er sprach fiber Maria Knuth mit dem Personalreferenten des Amtes: dass er ihr, einem toten Freund zuliebe, helfen wolle, aber ohne eine Verantwortung für sie zu übernehmen. Sie sei ausserordentlich intelligent und sehr an einer Anstellung interessiert, doch müsse man sie einer eingehenden Zuverlässigkeitsprüfung unterziehen.

Maria Knuth war eine etwas rätselhafte Persönlichkeit, und ihr Dossier ging an den Verfassungsschutz weiter. Man fand es merkwürdig, dass eine Frau mit anscheinend grossem Vermögen und derart guten Verbindungen einen Posten als Sekretärin suchte. Ihre häufigen Geschäftsreisen nach Ost-Berlin erregten Verdacht, und man hatte auch bereits eine Akte über ihren früheren Liebhaber Kunze vorliegen. Inzwischen informierte das Amt Blank den Verfassungsschutz, dass man Maria Knuth nicht länger in Betracht zog, weil sie eine Bewerbungsprüfung nicht bestanden hatte. Aber der Verfassungsschutz hatte bereits beschlossen, sich die Dame näher anzusehen. Für diese Aufgabe wählte man Hauptmann Petersen, ein Mitglied der Abteilung iv (Spionageabwehr). Er suchte Marias Bekanntschaft und lud sie zu einem Drink ein. Petersen gefiel Maria ausserordentlich gut, denn sowohl sein Aussehen als auch seine Manieren erinnerten sie an Kunze. Petersen erwähnte, dass er über gute Beziehungen verfüge, und bot Maria seine Hilfe an. Bald wurden sie intime Freunde. Sie sprachen auch oft über das Amt Blank, und Maria bekam eine Menge Einzelheiten aus ihm heraus, die sie Kowalskij übermittelte.

Maria sah Petersen jetzt täglich. Eines Tages gab er vor, mit einem Dienstwagen, den er eigentlich nicht hätte benützen dürfen, einen Unfall

verursacht zu haben, und er sei ausserstande, die Reparaturkosten aufzubringen. Maria sagte, sie kenne eine Gruppe von Industriellen, die an Rüstungsaufträgen interessiert seien und aus diesem Grund für alle Informationen über die vorgesehenen Waffentypen reichlich zu zahlen bereit wären. Bei ihrer nächsten Zusammenkunft brachte Petersen bedeutsam erscheinende Schriftstücke mit, die verschiedene für die Industriellen nützliche Daten enthielten. Es war fingiertes Material, sogenanntes ‚Spielmaterial‘, aber selbst ein Fachmann hätte viel Zeit gebraucht, um das herauszufinden. Maria war entzückt. Als sie das Aktenstück für ein oder zwei Tage ausleihen wollte, lehnte Petersen ab. Er habe es dem Tresor entnommen, nachdem alle das Büro verlassen hatten, und er müsse es zurücklegen, bevor am nächsten Morgen der erste Angestellte den Dienst antrat. Das bedeutete für Maria keine Schwierigkeit. Sie fotografierte die Papiere. Nach der Erledigung des geschäftlichen Teils verbrachten sie die Nacht gemeinsam. Am nächsten Tag fuhr Maria nach Berlin. Sie wurde vom Verfassungsschutz ‚beschattet‘. Nach ihrer Rückkehr übergab sie Petersen das Geld für die Autoreparatur und eine Liste von zehn Fragen, für deren Beantwortung sie ihm genug Geld für einen eigenen Wagen in Aussicht stellte.

Maria hing bereits sehr an Petersen; er machte das Leben für sie wieder lebenswert und verscheuchte die Todesahnungen, die sie heimsuchten. Sie brachte es nicht über sich, ihn länger zu belügen, und enthüllte ihm ihre Tätigkeit. Petersen nahm es gelassen auf. Er sagte, er habe schon etwas Ähnliches vermutet. Er nahm ihre Hand: «Jedenfalls sitzen wir beide im selben Boot, und alles andere zählt nicht.» Um Petersen noch enger an sich zu binden, schlug sie Kowalskij vor, ihn als Unteragenten mit einem regelmässigen Gehalt anzuwerben.

Aber Petersens Rolle als Kandidat für den polnischen Geheimdienst war nicht von langer Dauer. Der Verfassungsschutz entschied, dass das Spiel zu beenden sei. Der polnische Nachrichtendienst würde sich mit dem fingierten Material nicht lange täuschen lassen. Das politische Kommissariat der Kriminalpolizei wurde beauftragt, Maria Knuth festzunehmen, bevor sie Verdacht schöpfen und entwischen könne.



Eines Morgens im Frühjahr 1952 wurde Maria verhaftet. Als ihr klar wurde, dass ihr Liebhaber nur ein anderer Agent war, der sie in ihrem eigenen Spiel geschlagen hatte, gab sie sich auf. Von diesem Moment an schien es ihr sinnlos, weiterzukämpfen und weiterzuleben. Als am 26. Januar 1953 die Hauptverhandlung begann, war Maria Knuth bereits eine todkranke Frau. Bald nach ihrer Verhaftung hatte man sie in die Klinik gebracht und einer Krebsoperation unterzogen. Im Gerichtssaal sass sie in einem Rollstuhl, auf Kissen gestützt. Sie beantwortete alle Fragen mit schwacher Stimme und sie leugnete nichts. Eine Menge Beweisstücke wurden vorgelegt: ein Kurzwellensender, Apparate für Mikrofotografie, Miniatur-Buddhas und andere Kunstgegenstände, in denen Verstecke für geheime Dokumente und Filme eingebaut waren. Blass und geschwächt liess Maria alles über sich ergehen. Sie nahm wenig Interesse an ihrem Schicksal. Ihr Leben war eigentlich schon zu Ende.

Die Richter waren gnädig. Maria wurde zu nur vier Jahren Zuchthaus verurteilt; aber auch das waren zwei Jahre zuviel. 1954, ein Jahr nach dem Prozess, musste sie nochmals operiert werden. Im Mai 1955 ist Maria Knuth gestorben.

## 9 Der Fall Linse

Am Morgen des 8. Juli 1952, um 7 Uhr 30, wurde ein grosser, asketisch aussehender, eine Hornbrille tragender Mann in der friedlichen Westberliner Vorstadt Lichterfelde in einen Kraftwagen gezerrt und entführt. Mit diesem Ereignis geriet Walter Linse, ein militanter antikommunistischer Rechtsanwalt, in die Schlagzeilen der Presse. Er war bis dahin der Öffentlichkeit unbekannt gewesen.

Linse hatte seine Wohnung wie gewöhnlich verlassen. Er putzte seine dicken Augengläser, blinzelte in die Sonne und blickte auf ein Taxi, das in der Nähe parkte. Doch er entschloss sich, zu Fuss in sein Büro zu gehen. In diesem Moment näherte sich ihm ein junger, breitschultriger Mann: «Haben Sie Feuer?» Als Linse in den Taschen suchte, packte ihn der Fremde bei den Schultern und wirbelte ihn herum, um ihn am Genick zu fassen. Linse riss sich los, wobei seine Brille zu Boden fiel. Er lief blindlings die Strasse hinunter auf ein Taxi zu. Der junge Mann verfolgte ihn. Als Linse den Wagen erreichte, packte ihn ein anderer Mann. Sie fielen zusammen durch die offene Tür ins Innere des Autos. Ein dritter Mann wartete auf dem Rücksitz. Linses Füsse hingen noch aus dem Wagen, als der Fahrer losfuhr. «Rein mit den Beinen!» Linse weigerte sich. Zwei Revolverschüsse knallten. Beide Beine wurden getroffen. Linse verlor das Bewusstsein.

Ein Mann namens Jeschke, dessen Volkswagen nur wenige Meter entfernt geparkt hatte, nahm die Verfolgung auf. Jeschke versuchte den grossen Opel Kapitän zu überholen und zu rammen. Doch die Entführer streuten Nägel auf die Strasse, schossen und trafen die Scheinwerfer und eine Tür des VW.

Der Opel Kapitän bog von der Gerichtsstrasse in die Drakestrasse ein, dann in die Giesendorfer Strasse in Richtung des russischen Sektors.

Jeschke wurde sich klar, dass er den Wagen der Entführer nicht einholen konnte. Mit quietschenden Bremsen hielt er neben einem Polizei-Auto, das nun seinerseits die Jagd aufnahm und die Berliner Strasse zum Sektorenübergang Schwelmerstrasse hinunterraste. Trotz der Geschwindigkeit von über 100 Stundenkilometern kam es nicht nahe genug an das verfolgte Auto heran, um auf die Reifen schießen zu können. Die Volkspolizei öffnete den Schlagbaum zum genau richtigen Zeitpunkt.

Gleich hinter der Sektorengrenze hielten ein höherer Offizier der Volkspolizei und ein Unbekannter den Wagen an. Der Offizier und der Unbekannte übernahmen das Auto mit dem blutenden und bewusstlosen Dr. Linse. Sie brachten ihn zum russischen Hauptquartier in Karlshorst. Der sowjetische Geheimdienst hatte wieder einen Antikommunisten zu Strecke gebracht.

Walter Linse wurde 1903 in Chemnitz in Sachsen geboren. Er studierte Rechtswissenschaften, promovierte zum Dr. jur. und war dann juristisch tätig. Als die Nationalsozialisten die Regierung übernahmen, schied er aus dem öffentlichen Dienst aus und eröffnete in Chemnitz eine private Anwaltspraxis. 1938 wurde er Rechtsberater der dortigen Industrie- und Handelskammer.

Nach dem Krieg blieb die Handelskammer in Funktion, und Linse wurde ihr Geschäftsführer. Die Russen schätzten seine Erfahrung und seine Tüchtigkeit und benützten ihn, um ihr Sozialisierungsprogramm durchzuführen. Zweifellos hätte es Linse unter den Kommunisten weit gebracht, wenn er ihre Methoden nicht missbilligt hätte. Man drängte ihn, in die SED einzutreten, doch er lehnte das ab. Linse vertrat öffentlich die Meinung, dass die Enteignungen illegal und die angewandten Methoden rechtswidrig seien. Daraufhin wurde er von der Kriminalpolizei auf die schwarze Liste gesetzt. Seine Verhaftung stand bevor, er musste 1949 fliehen und arbeitete in West-Berlin zunächst als Rechtsberater.

1949 konstituierte sich im amerikanischen Sektor, gefördert von den amerikanischen, britischen und französischen Kommandanten, der ‚Untersuchungsausschuss freiheitlicher Juristen‘. Linse übernahm in diesem Untersuchungsausschuss die Leitung des Referates für Wirtschaftsrecht.

Dr. Linse personifizierte die Ideale der Organisation. Höflichkeit und

tiefe Einsicht in die politischen Umwälzungen jener Zeit waren seine charakteristischsten Eigenschaften. Linse machte sich über die Gefahren der kommunistischen Ideologie keine Illusionen, aber sein angeborener Optimismus liess ihn keinen Moment verzweifeln. Sein Gerechtigkeitsgefühl und sein Glaube an das Recht als Basis jeder menschlichen Gesellschaft waren die Triebfedern seines Handelns. Seine Begeisterung für die gute Sache und seine scharfsinnige Einschätzung der kommunistischen Taktik liessen ihn zu einem der wirksamsten Gegner der Sowjetmanöver in West-Berlin und Westdeutschland werden.

Linses Vertrautheit mit der Verwaltungspraxis ostdeutscher Behörden waren für den Untersuchungsausschuss wertvoll. So wurde Linse einer der wichtigsten Leute. Er organisierte ein Hilfskomitee für politische Gefangene. Unermüdlich arbeitete er, um Westdeutsche für Patenschaften für die über 26'000 politischen Gefangenen in der Sowjetzone zu gewinnen. So geschah es auch: Die Betroffenen korrespondierten mit den Gefangenen, schickten Lebensmittelpakete und besuchten ihre Familien.

Das Büro des ‚Untersuchungsausschusses‘ befand sich in der Limastrasse 29, in einer grossen Villa in Berlin-Zehlendorf. Dort wirkten über 80 Angestellte. Viele Menschen aus Ostdeutschland suchten das Büro auf. Die meisten baten um Rat. Einige brachten auch Informationen von der anderen Seite.

Für jede Sparte beschäftigte der ‚Untersuchungsausschuss‘ einen Spezialisten. So wie das von Dr. Linse geleitete Referat Wirtschaftsrecht gab es auch das Referat Schulen und Universitäten, Gesundheit, kirchliche Angelegenheiten, Verkaufswesen, Justiz, Volkspolizei usw. Die Referatsleiter waren Zonen-Flüchtlinge.

1952 befanden sich unter den Besuchern viele Bauern. Die Agrarreform bedrohte sie mit Enteignung. Andere Besucher waren kleine Geschäftsleute, deren Lebensunterhalt durch zusätzliche Steuern und willkürliche Bestimmungen gefährdet war. Oft beschuldigte man sie der Wirtschaftssabotage oder klagte sie an, Waren zu horten. In beiden Fällen reichte die Begründung aus, das Unternehmen zu beschlagnahmen.

In den zwei grossen Warteräumen der Villa war für gewöhnlich jeder

Stuhl besetzt, und viele Besucher mussten stehend warten, oft stundenlang. Wenige Leute wagten es, offen zu sprechen, aus Furcht vor kommunistischen Spitzeln. Namen wurden geheimgehalten. Man rief die Besucher mit Nummern auf. Eine Menge Informationsblätter lagen auf, zur Verteilung in der Ostzone. Es handelte sich dabei keineswegs um ‚kapitalistische Propaganda‘, die war dort nicht nötig. Die Broschüren enthielten kurze Instruktionen darüber, wie man sich in verschiedenen Situationen zu verhalten hatte, was die kommunistischen Vorschriften in Wahrheit bezweckten, welche neuen Gesetze in Vorbereitung waren, wie man sich bei Befragungen durch die Polizei oder Verhören vor Gericht anstellen solle. Mit einem Wort: wie man sich am besten mit dem kommunistischen Regime zu arrangieren vermochte, ohne sich dessen Terror völlig zu unterwerfen.

Hauptsächlich sammelte der ‚Untersuchungsausschuss‘ Informationen über das Vorgehen der Polizei und der Gerichte. Alle einschlägigen Fälle wurden sorgfältig registriert und an die offiziellen westlichen Nachrichtendienste weitergegeben, oder sie wurden in Propagandasendungen gebracht.

Solche Sendungen wurden regelmässig vom RIAS und dem Sender ‚Freies Berlin‘ ausgestrahlt. Der Untersuchungsausschuss‘ organisierte ferner die geheime Verbreitung von Flugblättern und der Organe ‚Deutsche Fragen‘ und ‚Recht in Ost und West‘ in der Zone. Der ‚Untersuchungsausschuss‘ analysierte die Einstellung der Bevölkerung sowohl zum kommunistischen System als auch zum Westen. Alle, die sich – sei es nun als Polizeibeamter oder Angehöriger der Justiz – gegen Recht und Gesetz vergingen, wurden auf einer schwarzen Liste registriert. Ihre Untaten wurden veröffentlicht. Wer auf dieser Liste stand, war gezeichnet, gleichgültig, ob er später als Flüchtling vor dem eigenen Regime oder als Bevollmächtigter der ostdeutschen Regierung in den Westen kam.

Die Tatsache, dass alle politischen Verbrechen im Westen zur Kenntnis genommen und verzeichnet werden, ist für die Bevölkerung der Zone von grösster Bedeutung. Sie fühlt sich weniger isoliert; sie weiss, dass zumindest die Übergriffe, deren Opfer sie ist, vor der Umwelt nicht verborgen bleibeh. In einem Land ohne organisierte Opposition und ohne jede Möglichkeit einer offenen Meinungsäusserung gleicht

manchmal das Wissen um Publizität im Westen die eigene Ohnmacht aus. Auf die Kommunisten wirken solche Enthüllungen natürlich wie ein rotes Tuch. Nichts erbittert sie mehr als die Entlarvung von Rechtsverletzungen und Unmenschlichkeit in ihren eigenen Reihen. Derartige Enthüllungen erschüttern den Glauben an ihre Sache und schmälern die Wirkung ihrer unablässigen Predigten über Gerechtigkeit und Fortschritt. Die kommunistischen Führer sind von der Überzeugung ihrer Unfehlbarkeit wie besessen; nur so sind die zahlreichen Verschleppungen aus West-Berlin zu erklären. Zwischen 1949 und der Errichtung der Mauer im August 1961 wurden nicht weniger als 274 Westberliner mit Gewalt oder durch List über die Sektorengrenze gebracht. Einige davon hatten das Glück, nach langen Jahren des Leidens wieder zurückkehren zu können; andere – wie Dr. Linse – wurden nie wieder gesehen.

Zur Zeit der Verschleppung Dr. Linses erreichte der Kampf seinen Höhepunkt. Die Amerikaner versprachen der Bevölkerung in der sowjetischen Besatzungszone dauernd, für die Wiedervereinigung alles zu tun, was in ihrer Macht stehe. Die Sowjets betrachteten dagegen ihre Besatzungszone als selbständigen Staat im östlichen Bündnisblock. Diese Tatsache war praktisch realisiert – als Ergebnis von Manövern der kommunistischen SED, die zur Ausschaltung jeder Opposition geführt hatten. Aber das Gros der Bevölkerung hasste die neue, die kommunistische Diktatur und hatte keinesfalls den Wunsch, zum Ostblock zu gehören.

In jenen Tagen war der ‚Untersuchungsausschuss‘ eines der amerikanischen Hauptinstrumente. Er beriet und leitete antisowjetische Kräfte. Mit ihrer Hilfe hoffte der Westen eine Revolution auszulösen. Dies war die Politik, die zum Aufstand vom 17. Juni 1953 führte. Die Sowjets, herausgefordert, schlugen zurück.

Der ‚Untersuchungsausschuss‘ ist keineswegs eine isolierte antikommunistische Vereinigung. Er gehört zu einem weltumspannenden Netz von Organisationen, welche die Rückendeckung der CIA besitzen. Dem Anschein nach widmen sie sich hauptsächlich politischen, sozialen und wirtschaftlichen Studien, dem Protest gegen Unmenschlichkeit und der

Förderung demokratischer Freiheitsbestrebungen. Tatsächlich sind sie Instrumente des kalten Krieges. Sie beschaffen geheime Informationen, betreiben antikommunistische Propaganda und zum Teil sind sie innerhalb des Sowjetblocks im Untergrund aktiv. Über die ganze Welt verstreut und den Ostblock gewissermassen einkreisend, existieren miteinander verknüpfte Organisationen. Dazu gehören beispielsweise das ‚Institut zur Erforschung der UDSSR‘ in München, der ‚Bund Russischer Solidaristen‘ mit Operationszentren in Paris, Frankfurt, Formosa, Indien und Japan, das ‚Internationale Komitee Freier Juristen‘ in Den Haag, die ‚Demokratische Forschungsgesellschaft‘ in Bombay, die ‚Antikommunistische Liga der Völker Asiens‘ in Formosa, die ‚RAP‘ und die antikommunistische ‚Russische Presseagentur‘ in Frankfurt. Alle diese Institutionen wirken zusammen. Sie tauschen Informationen und Arbeitsergebnisse aus. Dieses System wurde von den Vereinigten Staaten und der CIA entwickelt, um dem Druck der internationalen kommunistischen Parteien und ihrer Organisationen entgegenzuwirken.

Im Jahr 1952 konnten der ‚Untersuchungsausschuss‘ und dessen Vertrauensleute in der sowjetischen Besatzungszone derartige Erfolge verzeichnen, dass eine offene Revolte befürchtet wurde. Das Sowjetministerium für Staatssicherheit beschloss bei einer Stabsbesprechung in Moskau, die Tätigkeit der feindlichen Gruppen auf jede mögliche Weise zu unterbinden. In einer beinahe hysterischen Atmosphäre entschied man sich für die anscheinend wirksamste Methode: die Ermordung oder Verschleppung der verantwortlichen Mitarbeiter antisowjetischer Organisationen. Als Ergebnis dieser Sitzung wurden alljährlich – bis zu Beginn der sechziger Jahre – prominente Antikommunisten von den Russen entführt oder umgebracht.

Im April 1954 wurde der Berliner NTS-Führer Dr. Alexander Truschnowitsch verschleppt. Neun Tage später wurde auf einen anderen NTS-Führer, Georgij Okolowitsch, ein Anschlag verübt. Am 20. Juni desselben Jahres wurde Valerij Tremmel, ein leitender Funktionär des NTS in Österreich, betäubt und ‚gekidnappt‘. Am 1. April 1955 verschleppte man den antikommunistischen Journalisten Karl Wilhelm

Fricke aus West-Berlin. Im Dezember 1955 versuchte man Dr. Porem-sky, den Präsidenten des NTS, zu ermorden, und im Februar 1956 brachte man den ehemaligen Generalinspekteur der Volkspolizei, Robert Bialek, der 1953 in den Westen übergelaufen war, mit Gewalt über die Zonengrenze zurück. Im August 1955 wurde Major Sylvester Mura, ebenfalls ein ‚republikflüchtiger‘ Polizeioffizier, ein Opfer der Sowjets, und 1959 ein gewisser Karl Pawlik, der für einen alliierten Nachrichtendienst arbeitete. Im November 1954 wurde Abdul Fatalipeyli, Leiter der aserbeidschanischen Abteilung im Radio ‚Freies Europa‘ in München ermordet. Zu Beginn des Jahres 1959 hatte man allein in West-Berlin 225 Entführungen und 340 Entführungsversuche gezählt.

Diese erschreckende Reihe von Gewalttätigkeiten begann am 8. Juli 1952. Am vorangegangenen Abend hatte Dr. Linse im Pressezimmer des Hauptbüros des ‚Untersudiungsausschusses‘ eine Versammlung abgehalten; er diskutierte die ‚Konzeption von Freiheit in der Politik‘ mit Fritz Prengel, dem Chefredakteur einer deutschen Zeitschrift, und dessen Assistenten Karl-Heinz Hagen – einem Vetter des Autors. Im Lauf der Debatte zitierte Linse aus Platons ‚Der Staat‘; er stritt um eine Textauslegung und versprach, am nächsten Tag einen Text mitzubringen, um seinen Standpunkt klarzulegen. Der ‚nächste Tag‘ aber war der 8. Juli, der Tag, an dem Dr. Linse für immer aus dem Kreis seiner Freunde verschwand.

Die Planung und Durchführung dieser Verschleppung war Sache der 13. Abteilung des sowjetischen Ministeriums für Staatssicherheit. Deren Einsatzgruppe verfügte über ein wissenschaftliches Forschungsinstitut, das so verfeinerte Waffen wie die Giftgaspistole hervorbrachte, die bei diversen sowjetischen Attentaten Verwendung fand.

Obwohl der Gesamtplan von den Russen ausgeheckt und beaufsichtigt wurde, beauftragte man mit der operativen Leitung der Aktion die Hauptabteilung vm des MfS (Ministerium für Staatssicherheit). Diese Männer wurden die ‚unsichtbare Gruppe‘ genannt, die sich hauptsächlich aus ostdeutschen Strafgefangenen zusammensetzte, denen man für ihre schmutzige Arbeit Strafnachlass versprochen hatte. Einer von Lin-



ses Entführern war der kriminelle Kurt Knobloch, ein junger Mann mit der verdriesslichen Miene eines verzogenen Kindes.

Nachdem Knobloch bereits eine zweite Gefängnisstrafe wegen schweren Einbruchdiebstahls abgesessen hatte, wurde er von einem ehemaligen Mithäftling zu Major Paul vom SSD gebracht. Der Major gab Knobloch zu verstehen, dass man ihm noch einen weiteren Einbruch nachweisen könnte, der ihm – im Falle der Verständigung der Staatsanwaltschaft – nochmals zweieinhalb Jahre einbringen würde. Knobloch täte besser daran, mit dem SSD zusammenzuarbeiten und seine Spezialkenntnisse in den Dienst des Landes zu stellen. Knobloch war sofort einverstanden. Daraufhin wurde er einer Gruppe zugeteilt, die sich auf die Entführung wichtiger Persönlichkeiten aus dem Westen spezialisieren sollte.

In einer Wohnung in Karlshorst, in der Nähe des russischen Hauptquartiers, traf Knobloch mit Bennowitz zusammen, einem schweigsamen Mann, der wegen Mordes verurteilt, aber jetzt freigelassen worden war, um sich der Gruppe anzuschliessen. Der Major machte Bennowitz zum Führer des Unternehmens. Am 7. Juli – nach zwei fruchtlosen Entführungsversuchen – stiess noch ein dritter Mann zu ihnen, ein ehemaliger Berufsringer namens Borchert. Auf einem Tisch in der Karlshorster Wohnung lagen säuberlich ausgebreitet vier Pistolen, eine kleine Ätherflasche mit einem Wattebausch und ein Totschläger.

Die ‚unsichtbare Gruppe‘ sollte einen schwarzen Opel Kapitän benützen, der als Taxi getarnt war. Krüger, der Chauffeur, erklärte, wie man sich ein Westberliner Nummernschild verschaffen könnte. Man bot einem Taxifahrer eine Stange Zigaretten an, wenn er Krüger nach Ost-Berlin bringen würde. An einem vorherbestimmten Platz wurde die Gruppe von der Volkspolizei angehalten, durchsucht und der Fahrer wegen Zigarettenschmuggels festgenommen. Dann wurde das Nummernschild abmontiert und an dem schwarzen Opel Kapitän angebracht. Nach der Entführung befestigte man das Nummernschild wieder an dem wirklichen Taxi und erlaubte dessen Fahrer, nach dem Westen zurückzukehren. Alles wickelte sich planmässig ab. Indes, der Taxichauffeur war später ein wichtiger Zeuge im Knobloch-Prozess.

Eigentlich sollte nach Dr. Linses Entführung zur Blossstellung der ‚Machenschaften der imperialistischen Mächte‘ ein grosser Schauprozess inszeniert werden. Aber dieser Plan musste aufgegeben werden, weil die Entführung nicht so reibungslos wie erwartet vonstatten gegangen war und unerwünschtes Aufsehen erregt hatte. Es gab zu viele Augenzeugen. Selbst wenn man Dr. Linse hätte zwingen können, in einem offenen Gerichtsverfahren mitzuspielen, wären seine Geständnisse in Hinblick auf die brutale Methode seiner Verschleppung nie glaubhaft gewesen. Dr. Linse wurde von einem sowjetischen Militärgericht unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Zwei Monate lang hielt man Dr. Linse im Sowjethauptquartier in Karlshorst gefangen. Ohne Unterbrechung verhörten ihn Offiziere des sowjetischen Sicherheitsdienstes, die von Generalmajor Kawersnew, dem damaligen Chef der Dienststelle Berlin, persönlich beaufsichtigt wurden.

Später überführte man Dr. Linse in das sowjetische Militärgefängnis in Lichtenberg. Man setzte ihn unter schweren physischen und psychischen Druck, und da er ein ‚Feind der Revolution‘ war, stand es den Vernehmungsoffizieren frei, die grausamsten Methoden anzuwenden. Durch seine Wunden geschwächt, vermochte Dr. Linse nicht länger Widerstand zu leisten. Man nimmt an, dass er die Namen von über zwanzig in Ostdeutschland operierenden Agenten preisgegeben hat, die später verhaftet und zu langen Freiheitsstrafen verurteilt wurden.

An Leib und Seele gebrochen, wurde Dr. Linse in ein Gefängnis in der russischen Stadt Wladimir transportiert. Wahrscheinlich hat er das Martyrium nicht lange überlebt; jedenfalls hat man seither nichts mehr von ihm gehört.

Als Epilog wollen wir an dieser Stelle noch einen Teil des Briefes wiedergeben, den der amerikanische Hochkommissar für Deutschland, Donnelly, an den Vorsitzenden der sowjetischen Kontrollkommission, General Tschuikow, gerichtet hat:

«... Frau Linse leidet unter den gleichen Qualen, die – einige Wochen nach Dr. Linses Entführung – den Tod seines Vaters verursacht haben. Sie hat ständig das Bild ihres Gatten vor Augen, so wie er zuletzt gesehen wurde ... vor dem eigenen Haus von Gewalttätern verschleppt, wo-

bei als Beweis für seine tapfere Gegenwehr seine Brille und ein Schuh auf dem Pflaster blieben...

Ich würde alles, was in meiner Macht steht, tun, um ihre Leiden zu mildern. Obwohl ihr Mann viele Dinge entbehren mag, wird sie den Gedanken nicht los, wie dringend er Brille und Schuhe benötigt. Ich würde gerne ihren Wunsch erfüllen, ihm diese Dinge zu ersetzen, speziell zu Weihnachten ...

Ich bitte Sie auch persönlich, Dr. Linse das Lebensmittelpaket zukommen zu lassen, das ich ihm in meinem eigenen Namen als Weihnachtsgeschenk übersende. Dr. Linse soll wissen, dass weder ich noch mein Land ihn vergessen haben.

Das menschliche Leiden, das durch die brutale Entführung verursacht wurde, hat mich so tief erschüttert, dass ich persönlich an Sie, General Tschuikow, appelliere, nichts unversucht zu lassen, um Dr. Linse so schnell wie möglich heimzuschicken. Ich würde mehr als alles wünschen, dass der Beginn des neuen Jahres für Sie und für mich auch der Beginn eines neuen Lebens für die Familie Linse bedeuten würde ...»

Ein so herzerreissender Brief, möchte man denken, würde selbst einen russischen hohen Militär bewegen. Doch er blieb unbeantwortet. Das Lebensmittelpaket wurde mit dem Stempel ‚Fehlgeleitet‘ zurückgeschickt\*.

\* Auf eine Anfrage des Suchdienstes des DRK beim Sowjetischen Roten Kreuz vom März 1959 wurde im Mai 1960 von Moskau mitgeteilt, dass Dr. Linse bereits am 15. Dezember 1953 in der Sowjetunion gestorben sei. Unter welchen Umständen er starb, wurde nicht mitgeteilt.  
(Nach: *Internationales Biographisches Archiv*)

## 10 Karl-Wilhelm Fricke

Nach der marxistischen Ideologie sind alle Mittel zur Beseitigung des Feindes erlaubt. Während der 50er Jahre arbeitete die kommunistische Führung in Berlin zur Bekämpfung ihrer Gegner einen sorgfältigen Plan zur Anwendung von Entführungen, Ermordungen und Gewalttaten aus.

Die eigentlich verantwortliche Dienststelle jedoch hatte ihren Sitz in Moskau. Die Opfer wurden von den Leitern der verschiedenen Dienststellen, die für die einzelnen westlichen Länder verantwortlich waren, oder vom Chef des Direktoriums selbst ausgewählt. Bevor jedoch eine Gewalttat zur Durchführung kommen konnte, musste der Plan vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei genehmigt werden.

Für die kommunistischen Länder ist es immer von grösster Bedeutung gewesen, die von ihnen angewendeten Gewaltmethoden geheimzuhalten. Um diese Methoden aufzudecken, gründete man im April 1954 in New York das *Committee To Combat Soviet Kidnapping*. Dieses gewann weltweite Publizität, indem es eine Reihe von Einzelfällen vor die Vereinten Nationen und vor besondere Untersuchungsausschüsse des Kongresses der Vereinigten Staaten brachte. Man erzielte breite Presse- und Radioverbreitung, da sich in seinem Ausschuss erfolgreiche Publizisten wie der Hauptherausgeber des *Readers Digest* und frühere Ausländskorrespondent in der Sowjetunion, Eugene Lyons, der Direktor des *World Student Relief Program*, A. G. Elmendorf, und viele andere wohlbekannte Politiker und Journalisten befanden.

Später, als das Komitee seinen Wirkungskreis erweitert hatte, änderte man seinen Namen in *International Research On Communist Techniques, Inc.*, und es erhielt erhebliche Zuschüsse von der CIA. Es hat eine Abmachung zum Austausch von Informationen mit Organisationen wie

dem *Institute For The Study Of The UDSSR* in Bad Homburg und München und dem NTS; schliesslich wurde es ein Teil des von der CIA unterstützten weltweiten antikommunistischen Netzes, wobei es über angeschlossene Institutionen und Organisationen tätig ist. Es besteht wenig Zweifel daran, dass wirkungsvolle Publizität und die Aufdeckung der kommunistischen Methoden in weitem Masse verantwortlich für die sehr deutliche Verminderung von Gewaltakten während der letzten Jahre sind.

Aber diese Änderung, die nicht von heute auf morgen stattfand, hatte sich im Frühjahr 1955 noch nicht vollzogen, als der ostdeutsche Sicherheitsdienst (SSD) und dessen sowjetische Oberlehnsherren, das Staatssicherheitskomitee (KGB), die Tätigkeit des jungen Journalisten Karl-Wilhelm Fricke in West-Berlin beobachtete. Fricke hatte sich in Westdeutschland einen Namen als Sachverständiger für ostdeutsche Angelegenheiten gemacht. Er war der Berlin-Korrespondent des ‚Rheinischen Merkur‘ und schrieb produktiv für andere Zeitungen und Zeitschriften.

Seine Artikel beruhten auf Tatsachen und eingehender akademischer Kenntnis der kommunistischen Theorie und Praxis. Dies, zusammen mit dem Enthusiasmus und der Aufrichtigkeit der Jugend, verliehen seinen Aufsätzen eine Gewichtigkeit, die weitaus stärker war als die der üblichen professionellen antikommunistischen Literatur – und erregte Aufmerksamkeit und Ärger bei den ostdeutschen Kommunisten. Sie schlossen, dass er die genauen Informationen, die er in seinen Aufsätzen auswertete, lediglich aus Untergrundquellen in Ostdeutschland und auf dem Spionagewege erhalten konnte. Und tatsächlich wurde Fricke schliesslich angeklagt und überführt, mit der Organisation Gehlen gearbeitet und Spionagematerial weitergereicht sowie Agenten für das Spionagenetz Gehlen aus Ostdeutschland geworben zu haben.

Man muss auf Friche's Kindheit zurückgreifen, um seine Besessenheit bezüglich des Kommunismus verständlich zu machen. Er wurde 1929 in dem Dorf Hoyn bei Aschersleben geboren. Sein Vater war Volksschullehrer und der Sohn eines Landarbeiters. Das ganze Leben seiner Mutter kreiste rund um Heim und Familie, Karl-Wilhelm und seine Schwester, die sechs Jahre jünger war als er. Fricke's Familie interessierte sich nicht für Politik, jedoch wurde sein Vater von einem Schul-

direktor überredet, der NSDAP aus Zweckmässigkeitsgründen beizutreten. Als der Krieg kam, wurde er Soldat, später von den Amerikanern gefangengenommen und 1945 entlassen.

Obwohl die letzten Kriegsjahre für Karl-Wilhelm und seine Familie schwer gewesen waren, hatten sie im Vergleich zur Mehrheit des deutschen Volkes Glück gehabt. Als aber im Juni 1946 sein Vater von den Russen verhaftet wurde, schien es dem sechzehnjährigen Karl-Wilhelm, als ob seine Familie vom Schicksal besonders betroffen sei. Über Nacht wurde der Junge zum Haupt der Familie, und obgleich er noch zur Schule ging, musste er für Mutter und Schwester sorgen. Dies dauerte vier Jahre lang, und nur einmal während dieser Zeit konnte er seinen Vater im Gefängnis besuchen. Was die Sache noch schlimmer machte war, dass keiner von ihnen wusste, warum sein Vater verhaftet worden war. Es war unvermeidlich, dass Karl-Wilhelm die Kommunisten hasste und fürchtete. Er entschloss sich, Russisch zu lernen und den Kommunismus zu studieren, um herauszufinden, wie solche Dinge geschehen konnten. Er hatte den verzehrenden Wunsch, kommunistische Theorien und Ideen in der Originalsprache zu lesen.

1948 machte er die Abschlussprüfung und wurde Hilfslehrer an der gleichen Schule in Hoyn, an der sein Vater unterrichtet hatte. Er war immer schon ein starker Individualist gewesen; auch in der Hitler-Jugend hatte er Paraden und blinden Gehorsam verachtet. Seine natürliche Neigung, gegen den Strom zu schwimmen, und sein persönlicher Groll gegen die Kommunisten führten ihn zu scharfer Kritik am Regime.

Eine junge Lehrerin zeigte ihn bei der Abteilung KJ des SSD an, und eines Morgens holte ihn der Sekretär der lokalen Partei mit seinem Polizeihund aus der Schule heraus und übergab ihn der örtlichen Polizei. Fricke wusste genug von Parteiverfahren, um klar zu erkennen, dass dies seine Verschickung in ein Konzentrationslager bedeutete. Seine einzige Chance bestand in einer Flucht, bevor er ins Lager kam, und dies gelang ihm auch während eines Aufenthaltes unterwegs. Dies war Ende Februar 1949.

Fricke musste nun Ostdeutschland verlassen. Trotz dichten Schnees und Schneegestöbers wählte er den Weg durch den Harz. Er hatte nichts zu essen und trug nur seine normale Kleidung. Um vier Uhr morgens überschritt er die Grenze nach Westdeutschland, halb erfroren und er-

schöpft, jedoch voll Freude. In einem Flüchtlingsauffanglager gab man ihm Nahrung und Unterkunft, und er konnte seiner Mutter ein Telegramm schicken: «Befinden ausgezeichnet nach Harz-Besteigung. Herzliche Grüße. Karl-Wilhelm.»

Inzwischen war die Polizei in das Haus seiner Mutter gegangen, da sie erwartete, dass Fricke dort Zuflucht suchen würde. Als sie merkten, dass er in den Westen geflohen war, jagten sie Frau Fricke und ihre Tochter aus dem Haus.

Fricke überzeugte die Behörden des westdeutschen Auffanglagers bald, dass er ein echter politischer Flüchtling sei; man gab ihm westdeutsche Papiere. Er wollte unbedingt Politik studieren, nachdem er jetzt im freien Westen war, und mit Hilfe von Studienbeihilfen schrieb er sich an der Hochschule für Arbeit, Politik und Wissenschaft in Wilhelmshaven ein. Er hatte immer den Wunsch gehabt, zur Universität zu gehen, jedoch hatte man ihm gesagt, dass er als Sohn eines Volksschullehrers aus bürgerlichem Milieu stamme und daher nicht zugelassen werden könne. Aus vollem Herzen stürzte er sich nun auf Hochschulleben und Studium.

1950 erhielt er eine niederschmetternde Nachricht von seiner Mutter, die jetzt in Harzgerode lebte. Er wurde lebhaft an das Elend erinnert, das er zu vergessen versucht hatte. Sein Vater, der ohne Verhör vier Jahre lang eingesperrt war, war nun bei den Massenprozessen von Waldheim zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Fricke fühlte sich vollständig hilflos. Was konnte er tun? Wie konnte er seinem Vater helfen? Er musste etwas tun, und er tat das einzige, was er tun konnte – er schrieb eine These über die Prozesse und übergab sie dem *Eastern Affairs Press Service*. Der Artikel wurde angenommen, und damit begann Fricke Laufbahn als Journalist.

Zwei Jahre später erhielt seine Mutter eine offizielle Drucksache: «Herr Fricke, Karl Oscar, geboren am 27. März in Bernburg, starb am 31. März infolge Kreislaufvergiftung.»

Irgendwie hatte Fricke gewusst, dass er seinen Vater nie wiedersehen würde. Seine Schwester war mittlerweile auch in den Westen gekommen, und seine Mutter war völlig allein. Das einzige, was Fricke in seinem Zustand unglücklicher Verwirrung genau zu wissen glaubte, war, dass er nach Berlin ziehen sollte, um dem politischen Geschehen, das

zum Tode seines Vaters geführt hatte, näher zu sein. Was bisher ein dogmatischer Kampf war, wurde nun ein Kreuzzug gegen die ostdeutschen Kommunisten.

Er setzte sein Studium an der Freien Universität in Berlin fort, gleichzeitig verfasste er jedoch eine Menge Artikel und Abhandlungen über das kommunistische Deutschland. Seine Berichterstattung blieb trotz seines Gemütszustandes kühl und sachlich. Er wusste, dass nur ein äusserst sorgfältig kontrollierter Stil zum Erfolg bei der Unterminierung des Kommunismus führen konnte. Die ungehobelte Rhetorik prominenter ostdeutscher Propagandisten, wie Norden und Schnitzler, wurde weder von den Intellektuellen noch vom Mann auf der Strasse ernst genommen.

Während der ersten Monate in Berlin bestand Fricke's Leben nur aus Arbeit. Er fand ein einfach möbliertes Zimmer in einem baufälligen Wohnblock im einst eleganten Stadtteil Wilmersdorf. Er interviewte zahllose Leute, die aus Ostdeutschland kamen, las ostdeutsche Zeitungen und Bücher und ordnete methodisch alle Unterlagen, die für sein Thema wichtig waren. Aus diesem Material entstand eine beständige Flut von Artikeln, die er an alle Zeitungen schickte, von denen er annahm, dass sie sie drucken würden. Es war ein glücklicher Zufall, dass das Zusammentreffen mit einer jungen, attraktiven Krankenschwester, die aus seiner näheren Heimat herübergekommen war, sein Interesse an der Aussenwelt wieder herstellte. Friedelind – oder Nini, wie er sie nannte – wurde seine ständige Begleiterin.

Während der nächsten zwei Jahre verlief das Leben für beide vollauf befriedigend. Nini machte ihr Schwesternexamen im Frühjahr 1955; Fricke wurde Korrespondent des ‚Rheinischen Merkur‘ und hatte begonnen, sich in politischen Kreisen einen Namen zu machen. Das junge Paar war sehr glücklich miteinander und dachte an Heirat, als sich am 1. April 1955 plötzlich alles änderte. Der Mann, der dafür verantwortlich war, hiess Kurt Rittwagen, ein treu ergebener Kommunist.

Rittwagen wurde 1914 in Hamburg geboren, und nachdem er die Volksschule verlassen hatte, wurde er Steward auf einem Linienschiff, 1934 jedoch entlassen, da er Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation war. Für den jungen Rittwagen gab es weder Hoffnung noch



Zukunft in Deutschland. Anstatt seine Überzeugung zu ändern, emigrierte er 1935 in «das gelobte Land», die UdSSR. Für den jungen Idealisten, der der faschistischen Unterdrückung entflohen war, war die Zukunft voller Erwartungen.

Dieses Idyll währte nicht lange. Infolge von Stalins besessenem Misstrauen gegen alle Nichtbolschewisten wurde er zusammen mit Hunderten seiner Landsleute gefangengenommen und zu zehn Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Rittwagen musste nicht nur fünf Jahre lang alle Härten eines sibirischen Arbeitslagers ertragen; 1940 lieferte der NKWD alle deutschen Kommunisten gemäss den Bedingungen des Freundschaftspaktes zwischen Hitler und Stalin an die deutsche Gestapo aus. Automatisch steckte man Rittwagen und die anderen deutschen Kommunisten in Konzentrationslager, und durch die Ironie des politischen Schicksals diente Rittwagen den Rest seiner zehn Jahre Gefängnis wegen faschistischer Aktivität im Nazi-Konzentrationslager Sachsenhausen ab. Durch eine weitere Ironie wurde er 1945 von der Roten Armee befreit.

Wieder ein neuer Anfang für Rittwagen. Er erhielt sofortige Hilfe und Entschädigung als offiziell anerkanntes ‚Opfer des Faschismus‘. Er bekam einen Posten als Leiter einer Nahrungsmittelverteilungszentrale in Potsdam, stürzte sich jedoch zu tatkräftig auf seine Arbeit, zog sich eine Schwindsucht zu und musste entlassen werden.

In einem Lungensanatorium der Gewerkschaft lernte er Anne-Maria Haase kennen, die dort als Stenotypistin arbeitete. Sie heirateten 1950. Anne-Maria erhielt eine gute Stelle bei der Kommunistischen Partei in Potsdam, und Rittwagen wurde zum Personalchef des Rathauses ernannt. Jedoch nicht für lange. Das Politbüro der KPdSU fand den Bericht über seine Vergangenheit, und er und seine Frau Anne-Marie wurden auf der Stelle entlassen.

Aber nun fragte zum erstenmal in seiner wechselvollen Laufbahn persönlichen Missgeschicks jemand nach dem Warum. Rittwagens Kameraden wollten wissen, wie es möglich war, dass dieser bescheidene, freundliche Mann mit seinem unerschütterlichen kommunistischen Glauben so willkürlich zum Verräter hatte abgestempelt werden kön-

nen. Und trotz ihrer doktrinären Scheuklappenerziehung gelang es ihnen, sich selbst einzugestehen, dass man einen Fehler gemacht hatte. Dies war jedoch eine heikle Angelegenheit. Der sowjetische Geheimdienst hatte die Information geliefert, und die sowjetische Besatzungsmacht hatte auf Rittwagens Entlassung bestanden. Sie herauszufordern war undenkbar, und seinen Fall vor den deutschen Parteiführern zu vertreten, würde mehr schaden als nützen.

Nach vielen Monaten fand man eine Lösung. Herr und Frau Rittwagen sollten der Abteilung KJ des SSD beitreten. Getarnt als Flüchtlinge sollten sie in West-Berlin Wohnung nehmen und dort bleiben, bis sie sich als über jeden Verdacht erhaben beweisen konnten. Die Lösung war klug angelegt und für alle Beteiligten eine Erleichterung. Die Rittwagens würden einfach aus dem Blickfeld verschwinden. Niemand würde Nachforschungen anstellen, wenn man erzählte, dass sie zum SSD gestossen wären.

So lebten die Rittwagens fast zwei Jahre als harmlose Flüchtlinge aus dem Osten in West-Berlin. Sie hatten eine komfortable Wohnung im amerikanischen Sektor, und wenn die Wolke der Ungewissheit nicht ständig über ihnen geschwebt hätte, hätten sie sehr glücklich sein können. Dann erhielten sie ihre ersten Instruktionen vom SSD.

Sie sollten die Bewegungen eines gewissen Karl-Wilhelm Fricke, eines gefährlichen antikommunistischen Journalisten, beobachten.

Bald danach befahl man Rittwagen, persönlichen Kontakt mit Fricke aufzunehmen. Rittwagen fing an, in die Leihbibliothek zu gehen, wo Fricke nach Material für seine Artikel suchte. Es war einfach, in eine Unterhaltung zu kommen, und innerhalb weniger Tage grüßten sie einander wie alte Freunde. Bei einer Tasse Kaffee erwähnte Rittwagen eines Tages, dass sein Vetter in einer Ostberliner Buchhandlung arbeite und alle neuesten politischen Schriften beschaffen könnte. Fricke war entzückt über diesen glücklichen Zufall, und Rittwagen nahm dies als Vorwand, um Fricke zu besuchen und ihm Bücher von seinem «Vetter» zu bringen.

Im März 1955 wollte Fricke die neue Übersetzung eines sowjetischen Buches über Wirtschaftspolitik in die Hand bekommen, und Rittwagen bot seine Hilfe an. Am 1. April rief Rittwagen Fricke an und bat ihn, ihn

an der Post in der Geisbergstrasse im amerikanischen Sektor von Berlin zu treffen.

Als Fricke ankam, entschuldigte sich Rittwagen und sagte, dass er keine Zeit gehabt hätte, nach Hause zu gehen und auf dem Weg zur Verabredung das Buch zu holen. Ob es Fricke viel ausmachen würde, ihn zu seiner Wohnung zu begleiten? Fricke erklärte sich natürlich einverstanden, und wenige Minuten später wurde er mit Frau Rittwagen bekannt gemacht.

Fricke hatte das Gefühl, dass Frau Rittwagen sich nicht wohl fühle; sie schien nervös und überhöflich. Sie goss ein Getränk ein, und alle drei setzten sich und machten etwas gezwungen Konversation, bis Fricke schliesslich fragen musste, ob er das Buch sehen könne. Rittwagen führte ihn zu einem Tisch, auf dem das Buch lag. Als Fricke sich umwandte, ärgerte er sich, als er sah, dass sein Glas wieder gefüllt worden war. Er wollte nach Hause, da Nini ihn erwartete. Abgesehen davon fühlte er sich entschieden unbehaglich bei den Rittwagens. Offensichtlich versuchten sie ihn zurückzuhalten, machten jedoch keinen Versuch zu einer wirklichen Unterhaltung. Er stürzte das Getränk in einem Zug hinunter, um sobald wie möglich wegzukommen.

Rückblickend erinnerte er sich, dass das letzte Getränk einen seltsamen, seifigen Nachgeschmack hatte. Während der Verabschiedung merkte er ein leichtes Gefühl der Übelkeit. Er entschuldigte sich, ging auf die Toilette und tauchte sein Gesicht in kaltes Wasser. Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück, brach auf einem Stuhl zusammen und verlor das Bewusstsein.

Für Rittwagen war dies der langersehnte Augenblick. Der erfolgreiche Abschluss dieser Aufgabe würde der Partei seine Loyalität beweisen. Was er zu tun hatte, tat er nicht gern, aber es gab für ihn keine andere Wahl, wenn er sich selbst als loyalen und ergebenen Kommunisten wiederherstellen wollte.

Fricke erwachte und fand sich selbst in einem grossen, hell erleuchteten Raum. Er sass auf einem Stuhl vor einem runden Tisch. Vier oder fünf Offiziere des Staatssicherheitsdienstes, einige in Uniform und einige in Zivil, beschimpften ihn. Er konnte sehen und hören, was um ihn vorging, aber er konnte mit seinem Verstand nicht folgen. Dies war wahrscheinlich die Folge des Narkotikums, das immer noch Teile seines Gehirns lähmte.

Er merkte, dass jemand ihn ins Gesicht schlug, und eine plötzliche Erkenntnis von Gefahr liess ihn zur Tür stolpern. Als ihn jemand zurückriss, begann er zu schreien und in alle Richtungen zu schlagen. Dann folgte ein betäubender Schlag, und er fiel wieder in Bewusstlosigkeit.

Als Fricke wieder zu Bewusstsein kam, lag er nackt unter einer kalten Dusche. Als er versuchte, sich von dem kalten Wasser wegzurollen, wurde er geschlagen und zurückgestossen. Er hörte lautes Gelächter und Schimpfworte. Dann verlor er wieder das Bewusstsein. Fünf oder sechs Stunden später erwachte er und fand sich selbst sorgfältig in Woldecken eingepackt auf einer Holzpritsche. Da erst merkte er, dass er entführt worden war. Dies war ungefähr um sieben Uhr morgens, am Samstag, den 2. April 1955.

Während Fricke bewusstlos nach Ost-Berlin transportiert wurde, wartete Nini geduldig in seinem Zimmer. Um fünf Uhr wurde sie unruhig und sprach mit der Vermieterin, die ihr erzählte, dass Fricke um drei Uhr ausgegangen sei, um jemand an der Post zu treffen. Nini wartete weiter bis zehn Uhr und musste dann ins Schwesternheim gehen. Zu diesem Zeitpunkt war sie äusserst beunruhigt.

Früh am nächsten Morgen wurde sie von der Nachtschwester geweckt, die ihr sagte, dass die Polizei da sei und sie sprechen wolle. Frickes Wirtin hatte aus Sorge über ihn nicht schlafen können und sich um drei Uhr früh entschlossen, das Verschwinden ihres Mieters der Polizei zu melden. Nini begleitete die Polizei zu Frickes Zimmer und fand in seinem Kalender eine Eintragung über seine Verabredung, dazu Rittwagens Adresse und Telefonnummer. Die Polizei rief die Nummer an, Rittwagen leugnete jedoch seine Zusammenkunft mit Fricke. Bei der Durchsuchung des Zimmers fand die Polizei Frickes sämtliche Ausweispapiere. Also konnte er nicht legal aus Berlin ausgereist sein.

Nini fühlte, dass etwas Schreckliches geschehen sein musste. Sie entschloss sich, mit Frickes Mutter zu sprechen, und nahm trotz der Gefahr den ersten Zug nach Harzgerode.

Die beiden verängstigten Frauen suchten einander zu trösten. Um Mitternacht stellten sie das Radio an, um die westdeutschen Nachrichten zu hören, und vernahmen die Meldung: «Der Westberliner Journalist Karl-Wilhelm Fricke ist aller Wahrscheinlichkeit nach entführt und in

den Ostsektor verschleppt worden.» Nini konnte nichts anderes tun, als so schnell wie möglich nach West-Berlin zurückkehren. Frau Fricke wurde am nächsten Tag verhaftet und in das ssD-Gefängnis in Ost-Berlin gebracht.

Inzwischen war in Frickes Haus ein Telegramm angekommen, das an die Vermieterin adressiert war. Man hatte es aus Hannover abgeschickt, «MUSSTE ZU EINER DRINGENDEN BESPRECHUNG. KONNTE SIE LEIDER VORHER NICHT VERSTÄNDIGEN. SOLLTE FRIEDELIND FRAGEN, SO SAGEN SIE IHR, DASS ICH SIE NACH MEINER RÜCKKEHR SOFORT ANRUFEN. RÜCKKEHR VIELLEICHT SCHON MORGEN. FRICKE.» Die Polizei merkte sofort, dass das Telegramm von einem Agenten stammte. Sie wusste, dass Fricke ohne seine Papiere nicht nach Hannover hätte reisen können.

Diese neue Spur warf frischen Verdacht auf Rittwagen, der am Sonntagmorgen, den 3. April, in seiner Wohnung verhaftet wurde. Er begleitete die Polizei sehr willig; er wollte alles in seiner Macht Stehende tun, um zu helfen; keine Mühe wäre zu viel, wenn es dazu beitrüge, seinen Freund zu finden. Er gab einen minutiösen Bericht über seine Bewegungen während der letzten drei Tage. Zum entscheidenden Zeitpunkt des angeblichen Treffens an der Post war er mit seiner Frau im Grunewald spazierengegangen; Frau Rittwagen bestätigte dies. Die Polizei war schliesslich von seiner Unschuld überzeugt, und er wurde entlassen. Er begab sich nach Hause, packte seine wertvollsten Sachen zusammen und reiste zusammen mit seiner Frau nach Ost-Berlin ab.

Am 7. April 1955 meldeten ostdeutsche Presse und Radio den Abfall des Agenten der Organisation Gehlen, Kurt Rittwagen, der mit seiner Frau West-Berlin verlassen habe. Die offizielle Meldung der Nachrichtenagentur lautete wie folgt: «Am 5. April 1955 meldeten sich Kurt Rittwagen und seine Frau, die bis dahin in der Passauer Strasse Nr. 37 gewohnt hatten, bei den ostdeutschen Behörden in Ost-Berlin und baten um politisches Asyl. Herr Rittwagen erklärte, dass er Mitglied der Gehlen-Organisation gewesen sei, jedoch mit der Organisation gebrochen hätte, da er die von West-Berlin und Westdeutschland angewendeten Spionagemethoden nicht billigen könnte. Aufgrund seiner geäußerten Kritik wäre er von der Westberliner Polizei verfolgt worden.»

So war Rittwagen endlich ‚heimgekehrt‘.

Als Rittwagen sich nach Ostdeutschland zurückstahl, stand Fricke vor einem Vernehmungsoffizier des SSD. Vor Beginn der Vernehmung forderte man den Gefangenen auf, die Seiten zu wechseln. Es wurde ihm klargemacht, dass die Alternative in einer langjährigen Haft bestehen würde. Fricke blieb jedoch den ganzen Prozess hindurch seiner Überzeugung treu – auch während der 455 Tage seiner Gefangenschaft in einer fensterlosen Zelle des ssü-Gefängnisses in Berlin.

Allmählich kamen Empörung, Hass und Hoffnungslosigkeit in Fricke zur Ruhe, und er begann seine böse Lage mit einem gewissen Grad von Unvoreingenommenheit zu betrachten. Der Journalist in ihm begann zum Vorschein zu kommen und Fragen zu stellen. Warum zeigte der Oberleutnant, in dessen Obhut er sich befand, so viel Geduld und Hartnäckigkeit bei seinen Vernehmungen? Warum die endlosen Fragen – immer die gleichen, aber in veränderter Form? Warum ihn nicht einfach der Spionage schuldig sprechen und ihn lebenslänglich einsperren – oder erschiessen?

Eines Tages verlor er unter dem Druck des nicht enden wollenden Verhörs seine Selbstkontrolle und schrie: «Warum dieses ganze Theater? Warum verurteilen Sie mich nicht zum Tode?»

Der Oberleutnant schaute amüsiert und erstaunt.

«Glauben Sie wirklich, dass ich mich die ganze Zeit mit Ihnen abgegeben habe, nur um Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Das überlassen wir den Faschisten. Hier werden Sie einen fairen Prozess vor dem Volksgericht haben, und das Volk wird über Sie Recht sprechen.»

Plötzlich sah Fricke alles vor sich. Man versuchte, der ganzen Angelegenheit die Form der Legalität zu geben. Dies erklärte, warum die Ostdeutschen so verzweifelt versucht hatten, ihn der Spionage anzuklagen. Vieles von dem, was er geschrieben hatte, war eine ernsthafte Kritik am kommunistischen Regime wegen seiner willkürlichen und gewaltsamen Machtanwendung und wegen seiner Leugnung der Freiheit des einzelnen. Und genau das begannen die neuen Herren im Kreml öffentlich zu verurteilen. Ihn nur wegen seiner Meinungen vor Gericht zu bringen, würde zur neuen kommunistischen Linie kaum passen.

Fricke erkannte nur allzugut, welches Glück er hatte, gerade in diesem Augenblick vor Gericht zu stehen. Etwa ein Jahr früher, als Stalin noch lebte, wäre er schon lange erschossen oder nach Sibirien geschickt worden.

Monate der Einzelhaft vergingen, die nur von den fast täglichen Verhören unterbrochen wurden, bis er am 11. Juli 1956 vor den Obersten Gerichtshof der ostdeutschen Demokratischen Republik gebracht wurde. Wieder die gleichen lächerlichen Anstrengungen, ein unrechtmäßiges Verfahren zu legalisieren. Die leere Zuschauergalerie, die offizielle Reihe der Richter, die mit dem Staatsanwalt flüsterten, der Angeklagte mit Polizeigeleit und seinem offiziellen Verteidiger, die ruhig den Gerichtssaal betraten.

Der Staatsanwalt murmelte die üblichen Formalitäten und Anschuldigungen. Dann hob er seine Stimme und forderte in Anbetracht der ernst zu nehmenden und hochverräterischen Beschuldigungen gegen den Angeklagten ein geheimes Gerichtsverfahren. Dies wurde energisch abgelehnt. Das Volk müsse selbständig urteilen. Bei dieser Alice-in-Wonderland-Inszenierung sollte das nicht anwesende Publikum nicht von der Verhandlung ausgeschlossen werden. Der Fall wurde weiter nach strengen Verfahrensregeln abgewickelt. Grundlage des Hauptanklagepunktes war die Behauptung, dass er keineswegs Journalist, sondern Agent der Organisation Gehlen sei.

Nach einer Mittagspause von einer Stunde hielt Fricke sein Plädoyer. In eisigem Schweigen hörte sich der Gerichtshof aufmerksam die Darstellung seiner Entführung und seine Verteidigung an: er sei kein Spion und habe ein Recht auf Veröffentlichung seiner Meinung. Die Richter zogen sich dann für zwei Stunden zurück. Als sie zurückkamen, verkündigte der Oberste Richter das Urteil:

«Im Namen des Volkes verurteile ich den Angeklagten zu vier Jahren Zwangsarbeit wegen Verletzung des Artikels 6\* der Verfassung der DDR. Seine Untersuchungshaft wird auf das Urteil in Anrechnung gebracht. Die Prozesskosten werden vom Angeklagten getragen.»

\* Artikel 6 der Verfassung der DDR bestimmt, dass «Boykotthetze gegen demokratische Einrichtungen und Organisationen» oder «demokratische Politiker» nach dem Strafgesetz ein Verbrechen darstellt.

Dann folgten die Anklagepunkte, die dem Urteil zugrunde lagen: Bekanntgabe von Geheimmaterial, das auch geheime Produktionsziffern aus der Kraftstoff- und Automobilindustrie enthielt, an Spionageorganisationen. «Diese von Fricke ausgeübte Spionagetätigkeit», so sagte der Richter, «ist gemäss Artikel 6 der Verfassung der DDR strafbar als Kriegshetze... Die geistige Haltung des Hasses gegen die DDR hat ihren konkreten Ausdruck in der Spionagetätigkeit des Angeklagten gefunden.»

Fricke empfing sein Urteil mit Fassung. Wenig später wurde er in das Brandenburger Gefängnis gebracht und einige Tage später nach Bautzen, wo er den Rest seiner Zeit verbüsst. Er wurde achtzehn Monate lang in Einzelhaft gehalten und erhielt während dieser Zeit keine Post. Seine Behandlung war jedoch weit besser als die anderer in Einzelhaft befindlicher Gefangener, denen nur gestattet war, Papierblumen herzustellen und Postsäcke zu nähen. Fricke wurde als intelligenter Student der Politik anerkannt und war jung genug, um vielleicht bekehrt werden zu können. Man gewährte ihm Zutritt zur Bibliothek und gestattete ihm, jedes Buch auszuleihen, das er wünschte. Man gab ihm Papier und Schreibzeug, und bald hatte sich seine Zelle nahezu in ein Privatstudio verwandelt. Länger als zwei Jahre konnte sich der Gefangene der Weltanschauung seiner Wächter unter allen ihren Aspekten widmen.

Die erste Nachricht, die er nach achtzehn Monaten von der Aussenwelt erhielt, war ein Brief seiner Mutter, die ihm mitteilte, dass sie zu zwei Jahren Zwangsarbeit wegen Landesverrat verurteilt worden sei. Dieses willkürliche Urteil war eine elende Bestätigung für Frickes Urteil über das Niveau der kommunistischen Moral. Die arme Frau hatte sich nicht einmal für berechtigt gehalten, politische Ansichten zu haben, geschweige denn, danach zu handeln.

Am 31. März 1959 wurde er nach einer letzten dringenden Bitte, seine Überzeugung zu ändern, zu einem Gespräch mit Offizieren des Staatssicherheitsdienstes in die Verwaltung gerufen. Sie sassen feierlich im Zimmer herum, schweigend, doch höflich lächelnd, und reichten einander seine Entlassungspapiere zu. Schliesslich sprach einer von ihnen in ernstem und aufrichtigem Ton: «Würden Sie in Erwägung ziehen, als



freier Journalist bei uns zu bleiben? Wir werden Ihnen alles geben, was Sie brauchen – einen Posten, eine Wohnung und genügend Geld für Ihre Bedürfnisse.» Fricke lehnte höflich ab. Er sagte, dass er in den Westen gehöre, wo sich auch seine Schwester und seine Braut befänden. Sie blieben hartnäckig: «Sicherlich müssen Sie nun nach Ihren Studien erkennen, wo die Zukunft liegt. Ändern Sie Ihre Gesinnung.» Fricke blieb bei seinem Entschluss.

Nachdem er seine Strafzeit abgebusst hatte, wurde er nach Vorschrift entlassen. Man sagte ihm, dass er den kürzesten Weg in der kürzesten Zeit nehmen müsste, um aus der DDR nach West-Berlin zu reisen. Vielleicht war es für den neuen Geist des Kommunismus symptomatisch, dass Fricke, der gewaltsam und ungesetzmässig aus Westdeutschland entführt worden war, nun nach dem Buchstaben des Gesetzes – des kommunistischen Gesetzes – zurückgeschickt werden sollte.

Dieses moderne Märchen hatte sogar ein Happy-End. Karl-Wilhelm heiratete seine treue Nini, und seine Mutter überlebte ihre Gefängnisstrafe und durfte zu ihnen kommen. Fricke veröffentlicht immer noch einflussreiche und schlagkräftige Angriffe gegen die Übelstände des Kommunismus – jedoch ist er heute viel vorsichtiger geworden in der Wahl seiner Gesellschaft.

## 11 Der Fall Pripolzew

Dieser Fall ist besonders interessant, weil er die Spionagetätigkeit beleuchtet, die von offiziellen diplomatischen Dienststellen aus betrieben wird: Botschaften, Gesandtschaften und Handelsmissionen. (In der Terminologie der Spionage werden solche Agentenzentralen ‚legale‘ Residenturen genannt, gegenüber den ‚illegalen‘, von denen aus Spione, die keinen offiziellen Status haben, operieren müssen.)

Man schätzt, dass sich zumindest die Hälfte der Angestellten in den offiziellen Vertretungen der Ostblockländer aus aktiven Nachrichtenfizierern zusammensetzt.

Jeder von ihnen ist als Angestellter getarnt – obwohl sein vorgegebener Posten seinem wirklichen Rang keineswegs entsprechen muss. Es ist zum Beispiel nicht ungewöhnlich, dass höhere Nachrichtoffiziere als Chauffeure und Hausmeister arbeiten. Der Chef der Botschaft oder einer Mission hat keine Ahnung, inwieweit seine Abteilungen von Mitgliedern des KGB (Komitee für Staatssicherheit) oder des GRU (Militärischer Nachrichtendienst) durchsetzt sind.

Die sowjetischen Handelsmissionen in Deutschland können auf eine lange Spionagetradition zurückblicken. Zwischen den beiden Kriegen unterhielten die Sowjets. Unter den Linden in Berlin ein grosses Missionsgebäude, hinter dessen Fassade der Nachrichtendienst eine eifrige Tätigkeit entfaltete. Viele deutsche Kommunisten waren Mitglieder dieser diplomatischen Missionen. So konnte Moskau direkt auf die KPD einwirken.

Es ist heute nicht viel anders. In Köln existiert eine unnötig grosse Handelsmission mit über dreihundert russischen Angestellten. Es gibt Firmen, wie zum Beispiel die SOVAG (Schwarzmeerund Ostsee-Transport-Versicherungs-AG) in Hamburg, die über zwei deutsche und zwei

russische Direktoren verfügt. Zu deren Gästen zählen die einflussreichsten Industriellen. Die vielen Exportvertretungen und in letzter Zeit auch der Stab der Nachrichtenagentur TASS arbeiten teilweise für den russischen Spionagedienst. Das Ministerium für Aussenhandel in Moskau besitzt seine eigene Nachrichtenabteilung, die vom KGB beaufsichtigt wird und ihre Agenten in den verschiedenen Handelsmissionen dirigiert.

Valentin Alexandrowitsch Pripolzew war ehemaliger Offizier der Roten Armee. Man machte ihn zu einem Agenten des KGB und schickte ihn als ‚Ingenieur‘ zur Handelsmission in Köln. Bevor er 1959 in Köln auftauchte, hatte er in mehreren Missionen gearbeitet, sowohl im Fernen Osten als auch in europäischen Ländern. Seine Frau Klawdija lebte mit ihm in Köln. Aber die 14jährige Tochter besuchte weiterhin eine Schule in Russland.

Dienstreisen führten Pripolzew ins Ruhrgebiet und nach Süddeutschland. Er besuchte Firmen und technische Ausstellungen. Abgesehen davon, dass man ihn stets als interessanten Kunden willkommen hiess, war er auch allgemein beliebt. Er war gut aussehend, elegant gekleidet, charmant und hatte stets Witze auf Lager – sogar über die Bonzen in Moskau. Ein Teil seiner Beliebtheit beruhte sicher auch auf seinem Seltenheitswert, denn wie viele Leute konnten sich schon der Freundschaft eines wirklichen russischen Kommunisten rühmen. Die Pripolzews führten ein reges gesellschaftliches Leben. Sie wurden häufig zu Parties, Abendessen und auch auf Wochenendbesuche eingeladen.

Eine besonders enge Freundschaft entwickelte sich zwischen den Pripolzews und Klaus G., dem Redakteur einer technischen Zeitschrift, und dessen Frau. Die beiden Paare trafen sich regelmässig, und während sich die beiden Damen über Haushaltsprobleme und die letzten Moden unterhielten, sprachen die Männer über Flugzeugmodelle und Raumfahrt. Pripolzew war interessiert an verschiedenen deutschen Organisationen, die sich mit Luftfahrt- und Raumfahrtforschung befassten. Er bat G. um Zeitungsartikel und Zeitungsausschnitte über Senkrechtstarter und den neuen Starfighter F 104 G und erklärte, dass er diese Art Material für seine Berichte gut brauchen könnte. Es machte ihm nichts aus, dass das Material aus offen zugänglichen Quellen stammte, und er bezahlte G. grosszügig dafür.

Während sich die Freundschaft vertiefte, gab Pripolzew zu verstehen, dass es seiner Karriere nützlich sein würde, wenn er seinen Chefs noch unveröffentlichte technische Daten unterbreiten könnte. Gab es nicht vielleicht im Archiv der Zeitschrift Material, das zurückgehalten worden war? Oder könnte ihn G. auf entsprechende Quellen hinweisen?

Pripolzew war nämlich bereits von seinen Vorgesetzten darauf aufmerksam gemacht worden, dass seine Berichte unzureichend waren. Man forderte ihn auf, besseres Material beizubringen: ausführlichere technische Details des Starfighters, genauere Angaben über die Stationierung und Ausrüstung der verschiedenen Staffeln und Einzelheiten der diversen Hubschraubertypen, ferner Berichte über die Tätigkeit von Forschungsinstituten für Flugzeugbau und Raketenkonstruktion.

Pripolzew schlug vor, dass G. Offiziere der Bundesluftwaffe und Fachleute für Aeronautik zu Cocktailparties einladen sollte. Unter dem Vorwand, er suche Material für seine Zeitschrift, brachte G. die Unterhaltung auf technische Fragen, und es gelang ihm gelegentlich, von seinen ahnungslosen, gutgelaunten Gästen Gesprächsfetzen aufzuschnappen, die sich auf geheimgehaltene Daten der deutschen Wiederaufrüstung oder die NATO bezogen.

Pripolzew machte nun keinen Hehl mehr daraus, an Geheimmaterial interessiert zu sein. Er sagte G. auch, sie sollten in Zukunft vorsichtiger sein, sich weniger häufig treffen und über einen ‚toten Briefkasten« in Verbindung bleiben. Ausserhalb der Stadt gab es ein wenig begangenes Wäldchen. Dort, in einem Spalt in einer alten Mauer, der mit Efeu überwachsen war, steckte eine zerbeulte Konservenbüchse. In dieser sollte G. sein Geheimmaterial deponieren, dafür werde er in ihr Geld und Anweisungen von Pripolzew vorfinden.

Doch zu diesem Zeitpunkt bekam es G. mit der Angst zu tun. Er ging zum Bundesamt für Verfassungsschutz und erzählte die ganze Geschichte. Der Verfassungsschutz trug ihm auf, auch weiterhin Informationen zu liefern – allerdings nur sogenanntes Spielmaterial.

Pripolzews Tätigkeit war keineswegs darauf beschränkt, Wissenschaftler und Ingenieure auszuhorchen. Er hatte gleichzeitig die Aufga-

be übernommen, an ehemalige deutsche Kriegsgefangene heranzutreten, die als mögliche Agenten in Frage kamen. Vor etwa 15 Jahren hatten sie in russischen Gefangenenlagern versprochen, im Fall ihrer vorzeitigen Entlassung für den russischen Geheimdienst zu arbeiten. Die meisten von ihnen mochten diese Zusage in der Zwischenzeit vergessen haben. Es war Pripolzew's Sache, sie daran zu erinnern.

Einer dieser Männer war ein gewisser Peters, der 1943 von den Russen gefangengenommen worden war und sich für ihren Nachrichtendienst in Deutschland verpflichtet hatte. In einer Aprilmacht des Jahres 1945 wurde er von einem sowjetischen Flugzeug in der Nähe von Wolfenbüttel mit einem Fallschirm abgesetzt. Ein amerikanisches Funkgerät war an seinen Rücken geschnallt. Er trug Zivilkleidung und hatte 10'000 Mark bei sich; gefälschte Militär- und Zivilpapiere lauteten auf den Namen Peter Beckmann. Doch sofort nach seiner Landung vergrub er das Funkgerät. Er versteckte sich einige Wochen, bis der Krieg vorüber war. Dann fuhr er nach Hause.

In seiner Heimatstadt Wolfsburg führte er ein ruhiges Leben und brachte es zu einem gewissen Wohlstand. Plötzlich, Anfang 1960, nach 15 Jahren, klopfte die Vergangenheit an seine Tür. Das Mitglied der Sowjetbotschaft, Morosow, besuchte ihn und lud ihn freundlich zu einem Kriegsgefangenentreffen ein, das in Moskau stattfinden sollte. Ende März 1961 tauchte Pripolzew auf. Der deutete an, dass es sich um etwas Wichtigeres handle als bloss um eine Zusammenkunft von Kameraden. Er wollte Peters einige Tage später nochmals treffen. Diesem war jedoch die Sache unheimlich geworden. Er kam nicht.

Peters hatte daran gedacht, die Polizei zu verständigen. Aber er fürchtete, das Versprechen, das er als Kriegsgefangener gegeben hatte, könnte falsch ausgelegt und gegen ihn verwendet werden. Eine solche Affäre mochte in einer Kleinstadt nicht nur zu seinem geschäftlichen Ruin führen, sondern auch seine Familie ins Unglück stürzen. Eines Tages wurde seine Frau angerufen. Man drohte ihr am Telefon mit schrecklichen Konsequenzen, wenn ihr Mann nicht zur nächsten Verabredung erscheinen würde. Jetzt entschied Peters, dass er ohne Rücksicht auf spätere Folgen der Polizei alles erzählen müsse.

Inzwischen hatte Pripolzew auch den Gutsherrn Otto Kulmacher aufgesucht und sich als Holländer ausgegeben. Er verlangte Kulmacher unter vier Augen zu sprechen; über dieser weigerte sich, seine Frau aus dem Zimmer zu schicken. Kulmacher war ebenfalls Kriegsgefangener in Russland gewesen, und er war 1948 vor seiner Entlassung aufgefordert worden, nach seiner Rückkehr in die Heimat für ein ‚freies und demokratisches Deutschland‘ zu arbeiten.

Der Geschäftsmann Ernst S. wurde ebenfalls von Pripolzew kontaktiert, 1960 suchte ihn Pripolzew in seinem Büro auf. Er verlangte einige harmlose Auskünfte, die er auch auf der Stelle erhielt. Doch als er ging, übermittelte Pripolzew noch Grüsse ‚von guten Freunden in Moskau‘. S. wusste nur zu gut, wer diese Freunde waren. Auch er war Kriegsgefangener in Russland gewesen und hatte sich bereit erklärt, für den russischen Nachrichtendienst zu arbeiten, um seine Gefangenschaft abzukürzen. Er war gründlich ausgebildet worden, in Kurzwellenfunk und Chiffrieren. Dafür wurde er schon 1946 entlassen.

Nach einigen Tagen kam Pripolzew wieder. Er forderte S. auf, mit dem russischen Geheimdienst zusammenzuarbeiten. S. verlegte sich aufs Bitten: Man solle ihn seiner Familie willen von seinen Verpflichtungen entbinden. Aber schliesslich gab er nach. Er beruhigte sein Gewissen damit, dass er im Notfall immer noch zur Polizei gehen könne.

Pripolzew benützte S. zunächst als Deckadresse. S. empfing versiegelte Briefe und sandte sie weiter. Es war ihm streng verboten, Briefe zu öffnen. Später, als S. Verlässlichkeit erwiesen war, hatte er geheime Nachrichten über ‚tote Briefkästen‘ zu leiten. Das war ihm besonders verhasst. Er musste nach Einbruch der Dunkelheit durch den Park schleichen, Bänke und Bäume mit Kreidezeichen markieren und Botschaften herausholen oder verbergen. Er hatte nicht nur Angst, von einem Bekannten gesehen zu werden, sondern ihn schreckte auch die Vorstellung, die Polizei könnte ihn irrtümlich für einen der vielen Homosexuellen halten, von denen man wusste, dass sie sich an abgelegenen Stellen des Parks herumtrieben.

Der Druck, unter dem er stand, wurde schliesslich zu gross für S. Er sah ein, dass es für ihn nur eine Lösung gab: der Polizei reinen Wein

einzuschenken. Er traf diese Entscheidung im richtigen Augenblick, denn die Polizei hatte Pripolzew und dessen Verbindungsmänner bereits eine Zeitlang beobachtet. Man kannte S.' Umtriebe zur Genüge.

Obwohl S. ein Jahr lang für Pripolzew tätig gewesen war und eine Menge Geld ausgegeben hatte, war die Ausbeute ziemlich mager. Wahrscheinlich wurde Pripolzew aus diesem Grund im Jahr 1961 plötzlich nach Moskau beordert. Als er zurückkam, schien er äusserst nervös zu sein. Sein erster Besuch galt dem Ehepaar G.; er brachte Blumen, Champagner und Kaviar mit. Er bat G. flehentlich, ihn mit wichtigem Geheimmaterial und echt aussehenden Dokumenten zu versorgen. Er unterstrich, dass alle Papiere den offiziellen Stempel ‚geheim‘, ‚vertraulich‘ oder ‚streng geheim‘ tragen müssten. Im Fall einer solchen Klassifizierung kümmere es ihn wenig, ob sie echt wären oder nicht. Pripolzew war jetzt wirklich am Rand der Verzweiflung. Er wollte G. am 26. August wiedertreffen.

Doch am Tag vorher, am 25., wurde Pripolzew verhaftet. Sein Flug nach Moskau hatte den Verfassungsschutz zur Vorsicht gemahnt. Man beschloss, sich seiner zu versichern. Der Verfassungsschutz informierte das Büro des Generalbundesanwalts. Der Ermittlungsrichter des Bundesgerichtshofs erliess den Haftbefehl. Man brachte ihn in einem Polizeiwagen zum Präsidium. Als er den Wagen verliess, steckte er etwas in den Mund. Seine Begleiter glaubten, er wolle Selbstmord begehen. Sie versuchten, ihm den Gegenstand aus dem Mund zu reissen. Ein wilder Kampf entspann sich, und Blut floss aus Pripolzews Mund. Schliesslich gelang es den Beamten, eines blutbefleckten Papierfetzens habhaft zu werden. Die Schrift darauf war nach entsprechender Behandlung im Polizeilaboratorium noch leserlich. Auf dem Zettel standen Pripolzews letzte Instruktionen aus Moskau:

1. Fristen für die Beendigung der Montage der ersten Flugzeuge F 104 G (praktischer monatlicher Ausstoss der Gruppen «Nord» und «Süd»), G-91-Aufklärer.
2. Charakteristik der Flugzeug-Fabrikate der Firmen Messerschmitt, Weserflugzeugbau, Krupp-Weserflugzeugbau.
3. Aufgaben, Programme und Ergebnisse der Forschungs- und Versuchsbaubauorganisation und -Firmen (betreffend)... – Düsenflugzeuge

(?) der verschiedenen Klassen und neue aviotechnische Arbeiten zur Herstellung eines kosmischen Flugapparates und neuer Raketentreibstoffe.

4. Atom-Düsenmotor auf Heisswasserbasis (Heisswasser-Atomraketen):
  - a) Arbeitsprinzip und Konstruktion des Motors
  - b) Arbeitstemperaturen
  - c) Ausströmungsgeschwindigkeit
  - d) ?
  - e) Spezifischer Verbrauch der arbeitenden technischen Apparatur (?)

Pripolzew protestierte heftig gegen seine Verhaftung und verlangte, dass man ihn zur Handelsmission fahrenlassen solle, damit er seine Vorgesetzten informieren könne. Diese Erlaubnis wurde ihm verweigert, aber Funktionäre der Botschaft und der Handelsmission durften ihn besuchen. Wer nicht kam, war seine Frau. Sie war sofort nach Moskau geflogen.

Das Auswärtige Amt war bereit, die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu behandeln. Sie wären mit dem Versprechen zufrieden gewesen, dass Pripolzew seine geheime Tätigkeit einstellen würde. Doch in jenen Tagen versteiften sich die Kommunisten auf die Taktik, die Existenz jeglicher Sowjetespionage überhaupt zu leugnen – einzig und allein die Kapitalisten würden sich solch unmoralischer Praktiken bedienen. Daher wurde das deutsche Angebot brüsk zurückgewiesen. Gleichzeitig protestierte Botschafter Smirnow scharf gegen die ‚provokierende und gesetzwidrige‘ Verhaftung. Er forderte für Pripolzew diplomatische Immunität. Diese wurde Pripolzew vom Gericht nicht zugestanden, da nur der Missionschef und seine drei Stellvertreter über dieses Privileg verfügten.

Während der Verhandlung hielt Pripolzew eine Rede, in der er die Bundesrepublik sowie die deutsche Polizei und Gerichtsbarkeit beschimpfte. Er wurde zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Sowjetpresse war ausser sich vor Empörung. Sie kommentierte das Urteil als bewusste Anheizung des kalten Krieges. Das war die übliche Methode. Ungewöhnlich hingegen war die Energie, mit der die Sowjets versuchten, Pripolzew freizubekommen. Alles in allem war er



keiner ihrer Spitzenspione – eher im Gegenteil. Doch schliesslich stellte sich heraus, dass er ein Neffe von Marschall Malinowski war. Der russische Botschafter in Bonn sprach viermal beim Auswärtigen Amt vor. Der deutsche Botschafter in Moskau wurde wiederholt zum Aussenminister gebeten. Endlich entschlossen sich die Russen, den ersten Schritt zu tun. Sie liessen die Werners, ein wegen Spionage verurteiltes Ehepaar, frei und versprachen, noch weitere Deutsche freizulassen, wenn Pripolzew nach Russland zurückkehren dürfe. Mit diesen ‚weiteren Deutschen‘ waren die beiden Studenten Sonntag und Naumann gemeint, die in Moskau verhaftet worden waren. Am 3. Juli 1962 wurde Pripolzew am Grenzübergang Helmstedt russischen Beamten übergeben. Doch erst im Februar 1969 wurden die Studenten Sonntag und Naumann sowie der Student Volker Schaffhauser gegen den Meisterspion Felfer ausgetauscht.

Pripolzews Tätigkeit ist typisch dafür, wie sowjetische Spione in Deutschland arbeiten. Geheimagenten verlieren eben manchmal die Nerven. Es ist wichtig, sie bei Stimmung zu halten. Die Sicherheit, dass ihr Vaterland sie in der Stunde der Gefahr nicht im Stich lässt, stärkt ihre Moral. Pripolzew wurde bald nach seiner Heimkehr der sowjetischen Handelsmission in Nordvietnam zugeteilt.

# 12 Der LIT-Apparat

(LIT: Literatur-Vertriebs-Apparat der illegalen KPD)

Für die Bevölkerung von Westdeutschland gilt Ostdeutschland als Teil *eines* Reiches, der nur unter Gewaltanwendung und vorübergehend unter eine vom Ausland gesteuerte kommunistische Regierung geriet. Daher erkennt die Bundesrepublik die Existenz der DDR nicht an und verweigert die Herstellung diplomatischer Beziehungen. Im Gegensatz dazu ist die ostdeutsche Republik gezwungen, die Bundesrepublik anzuerkennen, weil die Sowjetunion mit der Bundesrepublik diplomatische Beziehungen aufrechterhält. Die Regierung in Ostberlin betrachtet Westdeutschland als Vorposten der Reaktion und des militanten Kapitalismus, als Werkzeug der USA, sich selbst aber als Repräsentanten des Deutschland der Zukunft: fortschrittlich und frei von allen reaktionären und militaristischen Traditionen, die Generationen hindurch Deutschland mit so fatalen Konsequenzen regiert haben.

Die Machthaber in Ost-Berlin sind sich klar darüber, dass sie die Regierung der Bundesrepublik nicht mit Gewalt stürzen können. Ihr Groll und ihre Angriffslust machen sich daher in Propaganda und politischer Unterwanderung Luft. Junge Enthusiasten stossen in der Bundesrepublik zur illegalen kommunistischen Partei. Propagandabroschüren werden regelmässig vom ostdeutschen Gewerkschaftsbund, der ostdeutschen Jugendorganisation (FDJ) und der ‚Selbständige Abteilung der Politverwaltung‘ des Verteidigungsministeriums veröffentlicht, deren Spezialaufgabe darin besteht, die Moral der Bundeswehr zu unterminieren.

Diese Organisationen verteilen Millionen Flugblätter und Zeitungen in Westdeutschland, und zwar über eine gut funktionierende kommunistische Organisation, den ‚Literatur-Vertriebs-Apparat‘ der illegalen KPD – kurz LIT genannt. Die meisten LIT-Mitglieder haben in Ost-

deutschland eine Spezialausbildung erhalten. Sie arbeiten nicht gegen Bezahlung, sondern aus Überzeugung.

Der ostdeutsche Gewerkschaftsbund (Freie Deutsche Gewerkschaftsbund – FDGB) stellt Matern her, die in den Westen geschmuggelt werden. Der FDGB gibt ferner zwei Zeitschriften – ‚Tribüne‘ und ‚Weg und Ziel‘ – zur Verbreitung in Westdeutschland heraus.

Das Ziel dieser Aktivität ist nicht allein ein revolutionäres. Ebenso wichtig ist die Sammlung von Geheimnachrichten. Politische Unterwanderung und Spionage gehen ja meist Hand in Hand. Die Aktivität der kommunistischen Gewerkschaften in den Betrieben bringt auch Informationen über Betriebe ein. Alljährlich erfolgen unzählige Einladungen zur Leipziger Messe, anderen ostdeutschen Ausstellungen und Gewerkschaftskonferenzen. Dort können westdeutsche Industriefachleute von Journalisten und Empfangskomitees zwanglos ausgefragt werden. Diese Journalisten und Mitglieder von Empfangskomitees handeln häufig im Auftrag des Staatssicherheitsdienstes. Das Sammeln und Zusammensetzen nachrichtendienstlicher Bruchstücke, verbunden mit Presse-material, kann ein komplettes Bild der industriellen Produktion vermitteln, und zwar nicht nur von Verbrauchsgütern, sondern auch von Kriegsmaterial. Durch Propagandabriefe, die das kommunistische Friedensbestreben unterstreichen, den Militarismus und die Korruption im kapitalistischen Westen verdammen, aber gleichzeitig fröhlichen Urlaub in Ostdeutschland anbieten, werden neue Gewährsleute angeworben. Briefe an die Mitglieder der Bundeswehr nützen die natürliche Abneigung junger Soldaten gegen militärischen Drill aus.

Um LIT entgegenzuwirken, haben das Bundesamt für Verfassungsschutz und die Landesämter für Verfassungsschutz spezielle Einsatzgruppen eingerichtet. In Bundeswehrangelegenheiten arbeitet der MAD mit diesen Abteilungen zusammen.

Im Jahr 1963 stellte der Verfassungsschutz fest, dass enorme Mengen von verbotenen ostdeutschen Zeitschriften in den Briefkästen von Offizieren und Unteroffizieren der Bundeswehr, Gewerkschaftsführern und Betriebsräten auftauchten – und zwar jeden Freitag und Sonnabend. Die

Informationen, die sie enthielten, waren so aktuell, dass diese Veröffentlichungen nur wenige Stunden vorher gedruckt worden sein konnten. Alle diese Publikationen – ‚Kaserne‘, ‚Soldatenfreund‘ und ‚Tabu‘ – rochen nach einem Desinfektionsmittel, was darauf hinwies, dass sie während des Transports mit Chemikalien in Berührung gekommen waren.

Der Verfassungsschutz schöpfte Verdacht gegen einen Mann namens Fritz Kowalski. Der reiste jeden Donnerstag nach Hannover, wo er den Interzonenzug bestieg und ins Ruhrgebiet zurückfuhr. Während mehrerer Fahrten stellten die Verfassungsschutzagenten fest, dass Kowalski die Toilette öfter aufsuchte als andere Passagiere. Da Verfassungsschutz-Beamte nicht das Recht haben, jemanden festzunehmen oder zu durchsuchen, wurde die Kriminalpolizei eingeschaltet.

Wie üblich, suchte Kowalski sehr bald die Toilette auf und schloss sich ein. Einem der Kriminalbeamten gelang es, die Tür vorsichtig von aussen zu öffnen. Der überraschte Kowalski stand auf dem Toilettensitz und fasste gerade in ein Lodi hinter der Deckenverkleidung. Kowalski fuhr so erschrocken herum, dass ihm ein Stapel von Zeitschriften auf den Kopf fiel. So erklärte sich der Desinfektionsgeruch, und zumindest *ein* Verteilungsnetz von LiT hörte auf zu funktionieren.

Zu Beginn des Jahres 1959 erhielten fast alle Landesämter für Verfassungsschutz Berichte über eine steigende kommunistische Aktivität. Die Verteilung illegaler Publikationen, speziell in Werkstätten und Fabriken, hatte die monatliche Zehnmillionengrenze erreicht.

Es war klar, dass – obwohl Druck und Verteilung innerhalb der Bundesrepublik stattfanden – die Operation in Ost-Berlin geplant worden war. Der Verfassungsschutz beschloss, mit einem einzigen Schlag die Herstellung und Verteilung lahmzulegen. Diese Aktion trug den Decknamen ‚Operation Sendepause‘.

Monatelang waren Hunderte Leute damit beschäftigt, alle Phasen der LiT-Tätigkeit zu beobachten, zu fotografieren und zu registrieren. Schliesslich fand man heraus, dass die wichtigste illegale Publikation ‚Freies Volk‘ – das Sprachrohr der illegalen KPD – aus einer Druckerei in Mönchengladbach stammte. Der Besitzer, Charles Dubois, schien ein frommer Katholik zu sein, und der Verfassungsschutz fand keinen Hin-

weis auf irgendwelche Verbindung mit der kommunistischen Partei. Doch es liess sich feststellen, dass er in der Zeit vor dem Parteiverbot kommunistische Literatur gedruckt hatte. Als man Dubois' Geschäftsräume endlich durchsuchte, entdeckte man, dass dort die gesamte Auflage hergestellt wurde. Jede Auflage wurde in 25 Paketen zu je 500 Exemplaren verpackt.

Nach vielen Monaten der Beobachtung begannen Verfassungsschutz und Polizei, sich vom Aufbau der Organisation, welche die Zeitung so erfolgreich verteilte, ein Bild zu machen. Man registrierte sorgfältig jeden Kurier, Agenten und Fahrer, der mit ‚Freies Volk‘ zu tun hatte, und darüber hinaus die Uhrzeiten und Stellen der Auslieferung.

Als genügend Material vorlag, ordnete der Präsident des Verfassungsschutzes, Hubert Schrübbers, an, dass am 9. Dezember 1959 eine Aktion durchzuführen sei. An diesem Tag sollte eine neue Ausgabe von ‚Freies Volk‘ verteilt werden. Beamte des Bundeskriminalamtes, der Landesämter für Verfassungsschutz und der Abteilung III des Bundesamtes – der Abteilung, die sich mit kommunistischer Unterwanderung beschäftigt – versammelten sich in einem Konferenzraum zur Leitung der Operation.

In den folgenden 48 Stunden entwickelte sich die Aktion stufenweise. Aus der ganzen Bundesrepublik trafen Meldungen ein. Alle Kraftfahrzeuge, die Exemplare von ‚Freies Volk‘ transportierten, wurden verfolgt. An jedem Auslieferungspunkt, von dem aus die Zeitungen an die Verteiler weitergegeben werden sollten, waren Beamte versteckt, um die Verfolgung der Verteiler aufzunehmen. Sie sollten die Männer erst verhaften, nachdem jedes Paket seinen nächsten Bestimmungsort erreicht hatte, um möglichst vieler Beteiligten habhaft zu werden. Alles ging programmgemäss vor sich, aber es gab eine Ausnahme. Schuld an ihr war der Kurier für Süddeutschland, ein Mann namens Karl Struwe. Vier Beamte waren angewiesen, in zwei verschiedenen Wagen Struwe zu verfolgen. Doch zwei Stunden später meldeten sie, dass sie Struves Auto aus den Augen verloren hatten. Er musste die Autobahn unbemerkt verlassen haben. Durch einen Zufall wurde Struwe drei Stunden später aufgespürt – diesmal in der Nähe von Frankfurt und in Begleitung einer

Blondine mittleren Alters. Die Beamten blieben ihm jetzt hart auf den Fersen. Plötzlich bog er abermals von der Autobahn ab. Die Beamten meldeten der Zentrale, dass er sie anscheinend abzuschütteln versuchte. Doch Karl Struwe hatte nur eines im Kopf – und das hatte nichts mit Politik zu tun. Er suchte einen abgelegenen Platz für ein Schäferstündchen.

Nach zehn Minuten fuhr Struwe weiter. Er hielt an und setzte seine Begleiterin ab. So erreichte er die verschiedenen Verteilungspunkte mit ziemlicher Verspätung. Nochmals verliess er die vorgeschriebene Route. Diesmal, um die Nacht mit seiner hübschen jungen Frau in seiner Wohnung zu verbringen.

Am nächsten Morgen folgten ihm die vier übernächtigten Observanten auf seiner Fahrt nach München, wo er mehrere Pakete an den üblichen Stellen abgab. Gegen Abend verliess er München und fuhr auf die Autobahn nach Salzburg. Bei Einbruch der Dunkelheit verliess er die Autobahn. Seine Verfolger hatten alle Mühe, ihn nicht zu verlieren. Dann fuhr Struwe wieder auf die Autobahn zurück.

Jetzt waren die Beamten sicher, dass Struwe sie bemerkt hatte. Sein Manöver diente offensichtlich dazu, sie abzuschütteln. Struwe wiederholte den Abschüttelungsversuch.

Aber war es wirklich einer? Beim dritten Mal stand ein flottes junges Mädchen mit langen schwarzen Haaren am Rande des Seitenwegs und winkte. Struwe hielt sofort an, liess das Mädchen einsteigen und fuhr wieder davon. Jetzt waren die Beamten beruhigt: Karl Struwe amüsierte sich nur auf seine gewohnte Art.

In der Nähe von Rosenheim lenkte Struwe seinen Wagen in den Wald. Er parkte in einem dichten Gebüsch. Die Beamten machten es sich gemütlich, da sie mit einer längeren Wartezeit rechneten. Aber diesmal ging etwas schief. Struwe fuhr sofort wieder aus dem Gebüsch heraus und zu einer Bundesstrasse. Die Beamten erstatteten ihren Funkbericht: Auch der ‚Südkurier‘ schien nicht unwiderstehlich zu sein. Er war offenbar aus dem Felde geschlagen worden. Nach wiederum einer halben Stunde hielt Struwe vor einem Hotel in der Nähe von Wasserburg. Er und das Mädchen assen dort. Die Verfolger setzten sich an einen der Nebentische. Sie hatten keine Angst mehr, bemerkt zu werden. Struwe war zu sehr mit seiner Begleiterin beschäftigt.

Während des Abendessens gingen zwei Beamte auf den dunklen Parkplatz und blickten dort in Struwes Wagen. Nur mehr ein einziges Paket mit Exemplaren von ‚Freies Volk‘ lag auf dem Boden, in eine Decke gewickelt. Die Beamten dachten, jetzt wäre die beste Gelegenheit zur Verhaftung Struwes. Sie gingen zu ihrem eigenen Wagen und setzten sich mit der Zentrale in Verbindung, die ihnen grünes Licht für die Verhaftung gab.

In den Speisesaal zurückgekehrt, stellten die Beamten fest, dass Struwe und seine Bekanntschaft sich bereits zu Bett begeben hatten; in die Hotelliste hatten sie sich als Herr und Frau Schmitt eingetragen. Die Beamten brachten es nicht übers Herz, die beiden aus dem Bett zu holen. In einem gewissen Sinn fühlten sie sich in Struwes private Abenteuer einbezogen. Vor zwei Stunden, als er aus dem Gebüsch auftauchte, dachten sie, sein Angriff wäre zum ersten Mal abgeschlagen worden, und sie litten mit ihm; aber er hatte seinen Siegeszug fortgesetzt, und ihr Vertrauen in ihn war wiederhergestellt. Wie konnten sie ihn jetzt verhaften? Sie setzten sich nochmals mit der Zentrale in Verbindung. Die Männer im Kölner Meldekopf waren jedoch müde und nervös. Sie wollten die ganze Angelegenheit hinter sich bringen. In den vergangenen 48 Stunden waren viele Kommunisten festgenommen worden. Man hatte Druckmaschinen, Fahrzeuge und zahlloses Propagandamaterial konfisziert. Der Fall Struwe war als einziger noch nicht abgeschlossen. Die Männer im Hauptquartier waren in zwei Lager gespalten. Schliesslich siegten die Menschenfreunde. Man war damit einverstanden, dass Struwe seine Liebesnacht bis zu Ende auskosten dürfe. Er wurde erst am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, verhaftet.

Zwei Tage später, am 12. Dezember 1959, verkündeten die Schlagzeilen der Zeitungen eine sensationelle Verhaftungswelle. 49 Personen waren festgenommen worden, davon 32 allein in Nordrhein-Westfalen. 23 PKWs und Lastwagen waren beschlagnahmt worden, ferner zwei Druckmaschinen: eine in Mönchengladbach, auf der ‚Freies Volk‘, und eine andere in Hannover, auf der kommunistisches Propagandamaterial gedruckt worden war. Verbotene Zeitungen waren der Polizei tonnenweise in die Hände gefallen. Man hatte ein Hauptquartier besetzt, Werk-

stätten, Maschinen und ausserdem 31'000 DM konfisziert. Nicht weniger als 200 Personen waren verhört worden.

Indes, die Annahme, dass LIT jetzt völlig ausgelöscht sei, erwies sich als Irrtum. Noch vor der Verurteilung des letzten Angeklagten wurden neue LIT-Publikationen in Fabriken verteilt und in Briefkästen geworfen, LIT arbeitete weiter. Die Polizei reagierte wieder mit Verhaftungen. Aber Ost-Berlin antwortete mit neuen, mit verstärkten Propagandaaktionen.

Man fragt sich, ob solche grossangelegten und letzten Endes fruchtlosen Anstrengungen, LIT zu bekämpfen, wirklich der Mühe wert sind. Es gibt kaum Anzeichen dafür, dass die Verbreitung illegaler kommunistischer Literatur die politische Stabilität der Bundesrepublik unterminieren könne. Würde es nicht vielleicht auf die Dauer fruchtbarer sein, mit demselben Aufwand an Mühe und Energie die praktische Zusammenarbeit zweier unabhängiger deutscher Staaten zu fördern?



## 13 Die Cebotarews

Unter den Ostflüchtlingen, die im Oktober 1954 im Westberliner Auffanglager Marienfelde ankamen, befand sich ein gepflegtes Ehepaar mittleren Alters: Boris und Irina Cebotarew. Die beiden waren tschechische Bürger, aber in Russland geboren. Irina Cebotarew war Ende dreissig, elegant gekleidet, ein gutaussehender slawischer Typ mit breiten Backenknochen und glatt zurückgekämmtem schwarzen Haar. Zum Unterschied von ihrem Mann sprach sie perfekt deutsch. Ihre Ausdrucksweise war die einer Dame. Sie erzählte, dass sie Ärztin sei und ihr Mann Journalist; sie seien mit der kommunistischen Partei und der Sicherheitspolizei in Schwierigkeiten geraten.

«Wir waren nicht schlau genug, unsere demokratische Überzeugung zu verbergen», sagte die Cebotarew mit gezwungenem Lächeln. Sie berichtete, wie man sie ins Gefängnis gesteckt und nur unter der Bedingung freigelassen habe, dass sie als kommunistische Spione in den Westen gingen. Wieder lächelte sie: «Was konnten wir anderes tun als zustimmen?» Der verhörende Beamte erklärte, er sei für Spionageangelegenheiten nicht zuständig.

Drei Tage später landeten die Cebotarews auf dem Rhein-Main-Flughafen in Frankfurt. Von dort aus brachte man sie nach Oberursel zum Verhör im amerikanischen ‚Camp King‘. Die Amerikaner waren bereits durch ihren eigenen Nachrichtendienst in der Tschechoslowakei über die bevorstehende Ankunft der Cebotarews informiert worden; es wurde geraten, deren Loyalitätsbeteuerungen gegenüber skeptisch zu sein. Nach tagelangen Verhören waren die Amerikaner immer noch nicht überzeugt, dass die Cebotarews die volle Wahrheit sagten. Ganz wie ihre östlichen Gegenspieler, wollten sie sich von der Zuverlässigkeit des Paares erst überzeugen lassen. Wenn dieses in die Tschechoslowakei zurückkehren würde und bereit sei, für den Westen zu arbeiten. Die Ce-

botarews lehnten das ab. Sie wollten überhaupt für keinen Nachrichtendienst arbeiten. Sie hatten nur einen Wunsch: in der Bundesrepublik friedlich leben!

Doch die amerikanischen Nachrichtenoffiziere liessen sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Die Gelegenheit, dieses intelligente Paar ‚umzudrehen‘ und es in den tschechischen Geheimdienst einzuschleusen, war zu gut, um verpasst zu werden. Die Amerikaner beschlossen, andere Methoden anzuwenden. Die Cebotarews wurden mehrere Wochen in Einzelhaft gehalten und getrennt verhört. Eines Nachts wurde Boris durch die Schreie einer Frau geweckt. Als er am nächsten Morgen Fragen stellte, deutete man ihm an, es sei Irina gewesen. Doch dieser Zwischenfall vermochte die Haltung von Boris nicht zu ändern. Man griff zu anderen, zu weicheren Methoden: Dem Paar wurde ein hübsches Haus in Kelkheim bei Frankfurt zugewiesen, wo es sich frei bewegen konnte. Die Amerikaner waren der Ansicht, dass die Verlockungen eines guten Lebens an Stelle der Gefahr einer ungewissen Zukunft die Cebotarews zur Vernunft bringen würden. Wieder irrten sie sich. Das Paar im goldenen Käfig blieb hart. Kein Wunder, dass die Amerikaner der Cebotarews schliesslich überdrüssig wurden. Sie übergaben das Paar wieder den deutschen Behörden mit der Anweisung, es in die Tschechoslowakei zurückzuschicken.

Diese Instruktionen erhielt einer der leitenden Beamten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Richard Gerken, ein freundlicher Mann mit dem Spitznamen ‚Onkel Richard‘. Er übergab den Fall der Bundesnachrichtenstelle in Hannover, einem Kollegen namens Odewald, mit dem er schon vor dem Krieg in der Abwehr zusammengearbeitet hatte.

Da der Verfassungsschutz nicht befugt ist, polizeiliche Massnahmen durchzuführen, wurde die Kriminalpolizei Hannover eingeschaltet. Ein Wagen des niedersächsischen Innenministeriums sollte nach Kelkheim fahren und dort von dem amerikanischen Nachrichtenoffizier David Perkins die zwei tschechischen Staatsbürger übernehmen, die repatriiert zu werden wünschten. Diese sollten nach Helmstedt gebracht und über die Zonengrenze abgeschoben werden. Der mit dieser Aufgabe betraute Kriminalbeamte hiess Schaffelder.

Schaffelder hatte einige Zeit in der Tschechoslowakei verbracht und verstand Tschechisch. Dem Geflüster der Cebotarews, die im Fond des Wagens sassen, entnahm er zu seinem Erstaunen, dass die beiden nicht ahnten, dass sie über die Zonengrenze gebracht werden sollten. Sie schienen zu erwarten, man würde sie wieder in ein Flüchtlingslager bringen, um die Formalitäten für eine offizielle Aufenthaltserlaubnis zu Ende zu führen. Schaffelder brachte es nicht über sich, die beiden länger zu täuschen. Er sagte ihnen offen, welche Direktiven er erhalten hatte.

Irina Cebotarew schluchzte: «Es würde eine unvorstellbare Grausamkeit sein, uns den Kommunisten auszuliefern.» Sie flehte Schaffelder an, davon Abstand zu nehmen. Der war zutiefst erschüttert. Er beruhigte die Cebotarew. Nach der Ankunft in Helmstedt rief Schaffelder Odewald an. Er teilte ihm mit, dass sich die Cebotarew weigerten, repatriert zu werden. Odewald riet Schaffelder zynisch, deren Gepäck über die Grenze zu werfen – vielleicht würde das Paar hinterherlaufen. Erst später fiel ihm ein, dass den Cebotarews ihre Habseligkeiten möglicherweise weniger wichtig sein könnten als ihre Freiheit. Doch inzwischen hatte Schaffelder sich bereits entschieden. Er handelte aus eigener Initiative, fuhr nach Nürnberg und brachte die Cebotarews in das Flüchtlingslager Valka, wo seines Erachtens nach von Anfang an ihr Platz gewesen wäre. Nochmals wurden sie einer eingehenden Überprüfung unterzogen. Das war eine langwierige Prozedur, speziell da die CIA und der Verfassungsschutz in ihren Dossiers gleicherweise darauf bestanden, dass die Cebotarews tschechische Spione seien.

Und das waren sie in der Tat!

Boris Cebotarew wurde 1917 in Russland geboren. Kurz nach der Revolution flüchteten seine Eltern, sie liessen sich schliesslich in einer tschechischen Kleinstadt nieder. Boris besuchte die russische Schule und später, als die Familie nach Prag zog, die russische Hochschule. Seine Lehrer, seine Eltern und alle russischen Flüchtlinge in der Tschechoslowakei waren heftige Gegner der Sowjets und fest davon überzeugt, dass der Kommunismus nur eine vorübergehende Phase bedeute. Eine Anzahl russischer Emigranten wurden Mitglieder des NTS. Der NTS

war militärisch organisiert, und jede Kampfmassnahme gegen die Sowjets war ihm recht. Boris trat in die NTS-Jugendgruppe ein. Später wurde er aktives Mitglied. Als im Jahre 1941 die deutschen Armeen die russischen Grenzen überschritten, war er ausser sich vor Freude. Er und seine Freunde baten die deutschen Behörden in Prag um die Erlaubnis, an der Befreiung ihres Vaterlandes teilnehmen zu dürfen. Man speiste sie mit höflichen Floskeln ab und versprach ihnen, sich zur gegebenen Zeit an sie zu wenden.

Der junge Cebotarew war als patriotischer Russe erzogen worden. Er war von Russlands politischer Weltmission überzeugt. Die Tatsache, dass die Deutschen nach ihren ersten Siegen in ihrer Propaganda ihn und seine Landsleute als ‚Untermenschen‘ hinstellten, erschütterte ihn tief. Er hatte die Deutschen bewundert, weil sie – wie er dachte – durch das Ausmerzen degenerierter und unpatriotischer Einflüsse eine einige grosse Nation geworden waren. Er hatte das Gefühl, dass seine Heimat von den Kräften, die die Deutschen so erfolgreich vernichtet hatten, versklavt worden sei: vom internationalen Judentum und von Freimaurern. Jetzt liess ihn das Land fallen, das er wie ein zweites Vaterland geliebt hatte. Sein Enthusiasmus und seine Arbeit für den NTS schienen ihm plötzlich sinnlos und vergeudet. Von diesem Augenblick an zeigte er sich an den Fragen der Weltpolitik desinteressiert und widmete sich ausschliesslich seinem Studium. Er konzentrierte sich derart auf die Vorlesungen an der Prager Universität, dass er kaum noch den Fortgang der kriegerischen Ereignisse verfolgte.

Es ist schwer zu sagen, wann Boris seine Gleichgültigkeit verlor. Wahrscheinlich war es der Fall, als die ‚unbesiegbaren deutschen Armeen‘ ihre ersten Niederlagen erlitten. Langsam wurde Boris wieder stolz darauf, Russe zu sein. Der Vormarsch der Roten Armee und der Rückzug der Deutschen erfüllte ihn mit Genugtuung. 1944 rang er sich zu der Überzeugung durch, dass es sich in diesem Krieg nicht mehr allein um Kommunismus oder Kapitalismus handelte. Er war Russe und verpflichtet, auf Seiten seiner Landsleute für den Sieg zu kämpfen. Sein unterdrückter politischer Enthusiasmus fand erneut ein Ventil. Boris bildete einen kleinen Geheimtrupp, der zu gegebener Zeit zur Roten Armee oder zu tschechischen Partisanen stossen sollte.

Ende des Krieges näherten sich die alliierten Armeen der tschechischen Hauptstadt von allen Seiten, und für die Bevölkerung blieb es eine offene Frage, wer das Land zuerst besetzen und kontrollieren würde. Unter der deutschen Besatzung hatte es eine Menge Kollaborateure gegeben, die jetzt versuchten, hinter dem Rücken der Deutschen mit den Amerikanern Verbindung aufzunehmen. Die nationalistischen Gruppen, auch faschistische oder halbfaschistische, waren pro-amerikanisch und glaubten naiv, dass man sie ohne Rücksicht auf ihre politische Vergangenheit als Verbündete im Kampf gegen den Kommunismus akzeptieren würde.

Aber der Mehrzahl der Tschechen war es gleichgültig, ob Russen oder Amerikaner als Befreier einmarschierten. Sie zweifelten nicht daran, dass ihr Land wieder frei und unabhängig sein würde wie vor der deutschen Okkupation. Doch wie und von wem dieses Wunder zustande gebracht werden sollte, war eine Frage, die lange Zeit niemand zu beantworten vermochte.

Als sich die deutsche Niederlage abzeichnete, im Winter 1944/45, wurden in Prag viele Zukunftspläne geschmiedet. Da gab es Soldaten aus osteuropäischen Ländern, die zwar mit den Deutschen gekämpft hatten, aber sich jetzt beeilten, das sinkende Schiff zu verlassen. Sie suchten nach einer Möglichkeit der Zusammenarbeit mit den Siegern. Die Prager Cafés und Restaurants wimmelten von Soldaten der Wlassow-Armee und ss-Männern aus den baltischen Ländern. Die slowakischen und ungarischen Truppen, die ebenfalls mit den Deutschen gekämpft hatten, bemühten sich um Kontakte mit jedermann, der mit den Russen oder den Amerikanern Verbindung zu haben schien.

Boris Cebotarew suchte Kontakte mit den Sowjets. Er wollte sich nicht vorzeitig verraten und von der Gestapo gefasst werden, die versuchte, alle antideutschen Aktivitäten unter Kontrolle zu halten. Boris wollte absolut sicher sein, dass – wenn seine Gruppe losschlagen würde – es für Russland, und nur für Russland sein würde. Er machte Bekanntschaften und verfolgte die lebhaften Diskussionen. Er schloss sich aber niemandem an, bevor er nicht sicher war, eine Organisation gefunden zu haben, die sich nie durch Kollaboration mit den Deutschen kompromittiert hatte. Er entschied sich schliesslich für eine tschechische Wi-

derstandsgruppe im Prager Bezirk Weinberge. Boris und dessen Gruppe wurden mit offenen Armen aufgenommen. Boris verliess Prag kurz vor der deutschen Kapitulation, um zur Vorhut der Roten Armee zu stossen. Mit dem Kommandanten einer sowjetischen Einheit besprach er die Lage. Da er sowohl Russisch als auch Tschechisch sprach, behielt die Einheit ihn auch nach ihrem Einmarsch in die Hauptstadt bei sich.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis Boris und dessen kleine Gruppe in das Büro eines politischen Kommissars befohlen wurden. Ein Offizier, der noch in der Nacht mit Boris und dessen Kameraden gescherzt und getrunken hatte, teilte ihnen jetzt gelassen mit, dass sie alle verhaftet seien. Er hatte den Befehl erhalten, ihre Vergangenheit zu durchleuchten, und festgestellt, dass sie Mitglieder des antisowjetischen NTS gewesen waren.

Von diesem Moment an betrachtete man sie als Feinde der Sowjetunion und stellte sie vor ein Militärgericht. Boris wurde zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, doch nach zwei Jahren entlassen. Er hatte sich bereit erklärt, für den sowjetischen Geheimdienst zu arbeiten. Der hatte mit Boris einen intelligenten, gebildeten und ehrgeizigen jungen Mann in der Hand. Nach fast zehnjähriger Tätigkeit im NTS war Boris mit dessen Aufbau und Methoden bestens vertraut, und da er seit seiner Kindheit im Westen gelebt hatte, verstand er die westliche Mentalität besser als die Russen. Die erfolgreichsten Spione sind schliesslich diejenigen, die aus Überzeugung handeln – und gerade aus solcher, aus purem Nationalismus, war Boris zu den Sowjets übergegangen.

Boris war zur Verbüssung seiner zweijährigen Gefängnisstrafe nach Moskau gebracht worden. Im Herbst 1947 kehrte er in die Tschechoslowakei zurück. In Prag existierte zu jener Zeit eine Koalitionsregierung.

Prag war damals noch eine freie Stadt, in der Ost und West kooperierten. Die Atmosphäre war international. Die sowjetische Kommandantur gab Empfänge für ausländische Besucher. Die heimgekehrten ‚Tschechischen Legionäre‘ trugen englische Uniformen. Es gab russische Militärparaden und einen Besuch von General Eisenhower. Der Betrieb war so kosmopolitisch, dass Cebotarews Hauptproblem nicht im

Sammeln von Material an sich bestand, sondern darin, aus einer Menge von Informationen wesentliche Details herauszusuchen.

Nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948 wurden die tschechischen Grenzen zum Westen hermetisch verschlossen. Der NTS musste eine neue Taktik entwickeln: Eine spezielle Abteilung wurde aufgebaut. Für den amerikanischen und andere westliche Nachrichtendienste waren militärische Einrichtungen und Truppenbewegungen auszukundschaften. Cebotarews Aufgabe bestand darin, die Spionagearbeit des NTS den Sowjets zu melden. Er entwickelte eine eifrige Tätigkeit und verriet Freunde und Kollegen, von denen zahlreiche verhaftet und nach Sibirien verschickt wurden. Zu diesem Zeitpunkt war Cebotarew der kommunistischen Partei bereits so ergeben, dass er ‚Fleissaufgaben‘ machte. Seine Ausbildung und sein Talent, Freundschaften anzuknüpfen, befähigten ihn, auch ausserhalb des NTS wichtige Verbindungen herzustellen, speziell mit Offizieren und Personal der amerikanischen Missionen und Organisationen in der Tschechoslowakei. Das war natürlich für die Russen von grösster Bedeutung.

Um Cebotarews Position im NTS zu stärken, belieferten die Russen ihn mit Spionagematerial. Zu seinen Aufgaben gehörte es, sich mit NTS-Offizieren anzufreunden, die man in Verdacht hatte, mit westlichen Spionagediensten in Verbindung zu stehen. Einer dieser Offiziere, dem er seine Berichte über die Sowjetarmee zu übergeben pflegte, schien ihm ein besonders wichtiger Mann zu sein. Im Laufe der Jahre hatte er mit ihm und seiner Familie auch private Beziehungen hergestellt; meist war er sonntags bei ihnen zum Essen eingeladen.

Auch die hübsche Irina Erofejeff war dort häufig zu Gast. Sie kam immer ohne Begleitung, und mit der Zeit nahmen sie und Boris die Gewohnheit an, den Rest des Tages gemeinsam zu verbringen. Aus der anfänglichen Freundschaft wurde eine grosse Liebe.

So wie Boris hatte auch Irina russische Eltern, die bald nach der Revolution die Sowjetunion verlassen hatten. Aber sie waren keine Flüchtlinge gewesen; ihr Vater kontrollierte als Mitglied der russischen Handelsmission Krupp-Lieferungen an die Sowjetindustrie. Als er im Jahr

1927 nach Moskau zurückgerufen wurde, weigerte er sich, dem Befehl Folge zu leisten, und erhielt politisches Asyl in Deutschland. Irina, damals ein junges attraktives Mädchen, studierte Medizin und wurde Ärztin. Sie heiratete später einen deutschen Arzt, ein Mitglied der NSDAP. Sie begann sich für Politik zu interessieren, und um ihre Opposition zum Kommunismus zu manifestieren, wurde sie Mitglied des NTS.

1942 wurde der Sohn Peter geboren. 1943 wurde ihr Haus durch Bomben zerstört; man evakuierte Irina und Peter in die Tschechoslowakei. 1945 kamen die russischen Truppen. Als Mitglied des NTS und Gattin eines Nationalsozialisten wurde Irina verschiedentlich verhört, doch konnte sie die Russen davon überzeugen, dass sie nur unter dem Einfluss ihres Mannes mit Politik in Berührung gekommen war, und man gestattete ihr schliesslich, ihre Praxis wiederaufzunehmen. Ihr Vater allerdings wurde verhaftet und deportiert. Sie selbst hatte bis Juni 1951 keinerlei Schwierigkeiten mit den Behörden. Dann gab ihr der tschechische Staatssicherheitsdienst zu verstehen, der beste Beweis dafür, dass sie nicht mehr gegen die Sowjets tätig sei, würde darin bestehen, *für* sie zu arbeiten. Irina leistete kaum Widerstand; sie hatte an ihren Sohn zu denken und fürchtete, im Fall einer Ablehnung das Los ihres Vaters teilen zu müssen. Von ihrem Mann hatte sie schon lange Zeit nichts gehört, und sie nahm an, dass auch er verhaftet worden war. So erklärte sie sich bereit, für den tschechischen Geheimdienst zu arbeiten.

Im Dezember 1952 erhielt sie die Order, über dieselbe Familie, die Boris überwachte, Ermittlungen anzustellen. Sie sollte über alle Bekanntschaften der Familie Bericht erstatten und als Hausärztin ihr Vertrauen zu gewinnen versuchen. Als sie Boris kennenlernte, meldete sie – genau wie er – alle ihre Begegnungen, und schliesslich beauftragte man beide – aber jeden für sich –, ihre Bekanntschaft zu vertiefen. Im Herbst 1953 waren Boris und Irina bereits sehr verliebt ineinander und machten Heiratspläne. Doch sie glichen einem Liebespaar in einem Hitchcock-Thriller: ohne dass einer es vom anderen wusste, hatte jeder den anderen zu beschatten. Aber die Liebe war stärker als alle Instruktionen; beide missachteten ihre Geheimhaltungsvorschriften und gestanden einander die Wahrheit.



Sie konnten sich nicht darüber schlüssig werden, ob sie ihren Führungsoffizieren reinen Wein einschenken sollten. Auch nach tagelangen Debatten fanden sie keine Lösung des Problems. Wenn sie ihren Vertrauensbruch zugaben, setzten sie sich schwerer Bestrafung aus – absolute Geheimhaltung ist das erste Gebot für jeden Spion! Wenn sie aber schwiegen, manövrierten sie sich in die unmögliche Situation, übereinander berichten oder ihre Treffen verbergen zu müssen. Letzten Endes entschieden sie sich für ein offenes Geständnis.

Am nächsten Morgen riefen sie die Geheimdienstzentrale an und ersuchten den Offizier um eine Unterredung. Er hörte sich ihr Geständnis an und drückte seine Missbilligung aus. Aber schliesslich gewann ein gewisses Gefühl der Sympathie die Oberhand, und er gab zu, dass der russische Geheimdienst diese Möglichkeit hätte voraussehen müssen. Boris und Irina wurden vom Dienst suspendiert mit der Anweisung, Prag nicht zu verlassen, bevor höhere Stellen, die sich nunmehr mit der Angelegenheit befassen würden, eine Entscheidung getroffen hätten.

Drei Tage später wurden sie nochmals in die Zentrale gerufen. An der Seite ihres tschechischen Vorgesetzten sass jetzt ein Russe in Zivil. Man forderte sie höflich auf, Platz zu nehmen. Das war ein gutes Zeichen. Der Russe erklärte ihnen, man wolle ihre Disziplinlosigkeit dieses eine Mal durchgehen lassen, aber wenn sich ein solches Vergehen in der Zukunft wiederholen sollte, könnten sie auch rückwirkend und doppelt streng bestraft werden. Dann wechselte er den Ton und drückte die Hoffnung aus, dass sie noch viele Jahre ihrem Vaterland gute Dienste leisteten.

Irina hatte den Eindruck, das wäre der gegebene Moment, um die Frage der Heirat aufzuwerfen. Sowohl die Offiziere wie Boris waren verblüfft. Einen Augenblick herrschte betretenes Schweigen. Dann begann der russische Offizier laut zu lachen und sagte, auch er habe bereits mit einem solchen Gedanken gespielt. Er entwickelte einen Plan, der schon höheren Orts diskutiert worden war. Beide sollten eine Spezialausbildung für eine Mission im Ausland erhalten, und zu diesem Zweck wäre eine Heirat unerlässlich.

«Ist Ihnen bekannt, dass ich schon verheiratet bin?» fragte Irina aufgeregt.

Auch diese Kleinigkeit war bereits in Betracht gezogen worden. Im Juli 1954 wurde Irinas Gatte von einem Prager Gericht offiziell als tot erklärt, und der Hochzeit von Boris und Irina stand nichts mehr im Wege.

Ihre Flitterwochen verbrachten sie mit der Spezialausbildung für ihre neue Aufgabe in Deutschland: Deutschlektionen für Boris, Unterricht in Selbstverteidigung und im Gebrauch von Schusswaffen, dazu eine gründliche Vorbereitung auf die Einwanderungsprozedur. Sie mussten sich einen genauen ‚Fluchtweg‘ einprägen, den der Sicherheitsdienst des Sowjethauptquartiers in Karlshorst ausgearbeitet hatte. Dieser sollte mit einer Fahrt in der Berliner U-Bahn in den Westsektor enden. Sie mussten sich mit jeder Einzelheit der Geschichte vertraut machen, die sie bei ihrer Ankunft im Flüchtlingslager Berlin-Marienfelde erzählen würden. Sie sollten sagen, ihre Ausreise nach dem Westen wäre ihnen nur unter der Bedingung einer Zusammenarbeit mit dem tschechischen Geheimdienst gestattet worden. Doch sie sollten um politisches Asyl bitten und beteuern, dass sie Antikommunisten wären und nicht die Absicht hätten, ihr dem tschechischen Geheimdienst gegebenes Versprechen einzulösen. Einmal in der Bundesrepublik ansässig, hätten sie den NTS ZU unterwandern.

«Einmal in der Bundesrepublik ansässig» – das war leicht gesagt! Doch die Erreichung dieses Ziels gestaltete sich für die Cebotarews ausserordentlich schwierig. Im Valka-Lager, wo Schaffelder sie abgeliefert hatte, verweigerte man ihnen das politische Asyl. Sie durften allerdings gegen die Entscheidung Beschwerde einlegen, und nach langem Tauziehen und zahlreichen Verhören wurden sie schliesslich – nach beinahe 18 Monaten – offiziell als politische Flüchtlinge anerkannt nach dem Motto: Im Zweifelsfalle für den Angeklagten.

Endlich waren die Cebotarews frei. Sie nahmen sich eine Wohnung in Frankfurt, in der Moselstrasse Nr. 30. Irina arbeitete als Assistentin eines Röntgenspezialisten, Boris als Journalist für die Emigrantendruckerei. Doch trotz ihres Status als politische Flüchtlinge und ihrer Aufenthaltserlaubnis gab es Anzeichen von sonderbarem Interesse, das man an ihnen nahm. Seltsame Gestalten trieben sich in der Nähe ihres Hauses herum.

Man schien sie zu beschatten, und wenn sie ihr Telefon abhoben, gab es ein verdächtiges Klicken. Häufig versuchten Geschäftsleute, Nachbarn und sogar Fremde, sie in politische Unterhaltungen zu verwickeln. Russische Emigranten und Mitglieder des NTS stellten ihnen provozierende Fragen. Sie hatten ein ungutes Gefühl. Als sie am 27. Januar 1957 den Besuch eines Mannes erhielten, der sich für einen Kurier des sowjetischen Nachrichtendienstes ausgab, befanden sie sich in einer argen Klemme. War er wirklich Kurier oder ein Agent provocateur eines westlichen Nachrichtendienstes? In Hinblick auf ihre Erzählungen im Valka-Lager hielten sie es für das sicherste, ihn der Polizei anzuzeigen. Das Ergebnis war enttäuschend. Die Gefahr in der Durchführung eines ‚doppelten Doppelspiels‘ besteht darin, dass, wenn die eine Seite langsamer ist als die andere, das Resultat nicht vorauszusehen ist. Als russische Spione, die vorgaben, erpresste russische Spione zu sein, musste ihre Reaktion auf jeden Agenten aus dem Osten, ob echt oder falsch, darin bestehen, ihn den Behörden zu melden. Hätten die westlichen Behörden logisch gedacht, hätten sie das als Beweis für die Unschuld der Cebotarews ansehen müssen. Aber der Westen zog die falschen Schlussfolgerungen – und behielt am Ende trotzdem recht!

Im Juni 1957 wurde Boris Cebotarew zur Vernehmung vor den Ermittlungsrichter des BGH geladen und über seine Kontakte mit östlichen Nachrichtendiensten befragt.

Die Reaktion der Polizei hatte die Cebotarews überzeugt, dass es sich um einen echten Kurier handelte. Tatsächlich meldete der sich später nochmals, um seine Identität zu beweisen. Er legte ein Schmuckstück vor, das Irina in Prag zurückgelassen hatte, ausserdem Fotografien und eine Beschreibung ihrer russischen Ausbildungsoffiziere. Jetzt, da die Echtheit des Kuriers bewiesen war, warnten sie ihn, dass sie unter ständiger Bewachung stünden. Sie erklärten ihm ihre missliche Lage und liessen die Zentrale bitten, ihre Rückkehr in die Wege zu leiten.

Im November erhielten sie dann per Funk Instruktionen. Sie sollten sich bei der tschechischen Botschaft in Ost-Berlin melden, die ihnen die Weiterreise nach Bratislava ermöglichen würde. Bevor sie abfuhren, kauften sie noch einen neuen Wagen und andere wichtige Gegenstände.

In Bratislava übernahm Irina Cebotarew eine ärztliche Praxis, Boris wurde an der Universität aufgenommen. Er schrieb häufig für das Sowjetorgan ‚Die Stimme der Heimat‘, das in Moskau für Auslandsrussen herausgegeben wird.

Vier Monate nach dem Verschwinden der Cebotarews, im März 1958, veröffentlichte das deutsche Nachrichten-Magazin ‚Der Spiegel‘ den Artikel: «Eine Frau schrie.» Darin wird das Bundesamt für Verfassungsschutz beschuldigt, gegen die Cebotarews illegale Gewaltmethoden angewendet zu haben. ‚Der Spiegel‘ beschrieb detailliert die rücksichtslosen Versuche der CIA, die Cebotarews ‚umzudrehen‘ und dazu zu bringen, in dem Land, aus dem sie gerade geflohen waren, Spionage zu betreiben. Er schilderte, wie alle diese Bemühungen fehlgeschlagen waren und wie der deutsche Verfassungsschutz seinerseits illegale Methoden anzuwenden versucht hatte, um die Cebotarews über die Zonen-grenze nach Ostdeutschland zu schaffen. Ohne diesen ‚Spiegel‘-Artikel und den jungen energischen Bonner Korrespondenten Mainhardt Graf von Nayhauss-Cormons würde die Öffentlichkeit nie etwas von den Cebotarews gehört haben.

Die liberale Presse griff den Fall auf. Es gab eine Anfrage im Bundestag. Im niedersächsischen Landtag beschuldigte Frau Meyer-Sevenich die Verfassungsschutzbeamten Gerken und Odewald, ihre Befugnisse überschritten und den Versuch einer Verschleppung unternommen zu haben. Sie erstattete Strafanzeige bei vier Generalstaatsanwälten und machte eine Eingabe an das Bundesjustizministerium. Odewald und Gerken erhoben gegen den ‚Spiegel‘ eine Verleumdungsklage. Der Generalbundesanwalt leitete gegen den ‚Spiegel‘-Reporter Mainhardt Graf von Nayhauss-Cormons ein Ermittlungsverfahren wegen Geheimnisverrats ein. Ferner wurde im Zusammenhang mit der versuchten Verschleppung das Verhalten des amerikanischen Nachrichtenoffiziers Perkins und das von Gerken und Odewald untersucht.

Die Ermittlungsverfahren gegen die Verfassungsschützer Gerken und Odewald wegen des Verdachts der versuchten Verschleppung wurden 1959 wegen erwiesener Unschuld eingestellt. Das Ermittlungsverfahren gegen den Grafen Nayhauss wegen Landesverrats war kurz vorher eingestellt worden.

Nachdem die gewaltsame Deportation der Cebotarews nicht gelun-

gen war, griffen die Kommunisten auf ihre alte Methode zurück, die Illegalität des Versuchs zu unterstreichen und dadurch die Sympathie der Linken und der Liberalen zu gewinnen. Die Cebotarews, die als Spione ausgeschildet worden waren, wurden plötzlich die Opfer rücksichtsloser Polizeimethoden. Diese Taktik, innerhalb des kapitalistischen Lagers um Unterstützung zu werben, erwies sich als erfolgreich: Die westlichen Nachrichtendienste – obwohl sie in diesem speziellen Fall ihre Gegner eindeutig durchschaut hatten – wurden hart attackiert und die Aufmerksamkeit von der gefährlichen kommunistischen Spionage abgelenkt.

Die liberalen Politiker und die liberale Presse waren genarrt worden; man hatte sie dazu gebracht, in einer gerechten Sache die falschen Leute zu unterstützen. Sowohl der amerikanische Nachrichtendienst wie das BfV wussten von allem Anfang an, dass die Cebotarews Spione waren. Aber es gab ihnen noch nicht das Recht, sie einfach mit Gewalt aus Deutschland abzuschleppen. Die korrekte Prozedur wäre gewesen, sie legal des Landes zu verweisen. Trotz der Tatsache, dass die Kritiker ihre Sympathie an unwürdige Opfer verschwendeten, zeigte es sich, dass der deutsche Verfassungsschutz gelegentlich immer noch von den Erinnerungen an die Vergangenheit heimgesucht wird. Männer, die einmal autoritäre Methoden gewohnt waren, scheinen sich nicht ohne Schwierigkeiten darauf umstellen zu können, die Menschenrechte zu respektieren.

Immerhin ist dies einer der wenigen erfolgreichen Fälle der westlichen Spionageabwehr, die veröffentlicht wurden. Der Grund dafür war sicher der Missgriff der zwangsweisen Repatriierung, aber trotzdem war eine vorbeugende Massnahme durch die CIA und den Verfassungsschutz gerechtfertigt. Wären die Cebotarews nicht entlarvt worden, bevor sie mit ihrer Spionearbeit beginnen konnten, wären sie sicher imstande gewesen, dem Ostblock wertvolle Informationen zu beschaffen. Ihre Vergangenheit lässt wenig Zweifel offen, dass es sich um sehr wichtige Spione gehandelt hat.

Teil IV

# Spionagefieber

## 14 Die ‚Spiegel‘-Affäre

Oberflächlich betrachtet mag die ‚Spiegel‘-Affäre gar nicht in dieses Buch gehören, denn die diversen Geheimdienste waren nicht direkt in sie einbezogen. Doch handelte es sich um einen Missbrauch gesetzlicher Einrichtungen zum Schutz des Staates gegen Spionage und Umsturzversuche. Privatbüros wurden durchsucht, Bürger objektiv rechtswidrig verhaftet, unzureichend begründete Anklagen wegen Landesverrats erhoben und alle Sicherheitsmassnahmen gegen das Wiederaufkommen von Gestapo-Methoden umgangen.

Die beiden Hauptgegner waren der seinerzeitige Bundesminister für Verteidigung und heutige Bundesfinanzminister Dr. h.c. Franz Josef Strauss und das Nachrichten-Magazin ‚Der Spiegel‘.

Zur Zeit der ‚Spiegel‘-Affäre, 1962, war Strauss Mitte vierzig; wenn er in einem Münchener Wirtshaus seine Mass Bier trank, glich er der Karikatur eines stiernackigen Bayern, von kräftigem Wuchs, kernig und bodenständig. Doch dies war nur die äussere Fassade einer ehrgeizigen, schillernden Persönlichkeit mit überdurchschnittlicher Intelligenz. Strauss ist ein ausgezeichneter und überzeugender Redner, und diese Eigenschaft, zusammen mit seinem Sinn für Humor und seinem leichten Anflug von ländlichem Dialekt, machen ihn zum Liebling eines grossen Teils der bayerischen Bevölkerung – eine Tatsache, die er stets zu seinen Gunsten auszunützen versteht. Aber wenn er getrunken hat, kann ihn seine Impulsivität in Verlegenheit bringen; seine temperamentvollen Äusserungen bereiteten ihm öfters Schwierigkeiten.

In taktischer Beziehung lässt sich Strauss weder durch Ideologie noch durch politische Überzeugungen leiten; er ist kein fanatischer Gegner der Linken, sondern einfach von seiner eigenen Überlegenheit durch-

drungen, und er bewältigt politische Probleme mit bedachter, eigene Vorteile anstrebender Nüchternheit.

Strauss begann seine Karriere unmittelbar nach Kriegsende mit dem grossen Vorzug, keine politische Vergangenheit zu haben. Er war kein Nationalsozialist gewesen, hatte aber auch keiner Widerstandsgruppe angehört. Der 1915 in München als Sohn eines Schlächtermeisters geborene Politiker galt seit jeher als aussergewöhnlich intelligent, fleissig und ehrgeizig. Als Abiturient hatte er 1935 die besten Noten in ganz Bayern. Das brachte ihm ein Stipendium ein. An der Universität München studierte er Philologie. Seine Abschlussprüfung – das Referendarexamen – bestand er 1940 mit der besten Note, die seit 30 Jahren vergeben worden war.

Während des Krieges zeigte er keine Spur der Ambitionen, die er als Student an den Tag gelegt hatte; als Soldat tat er sich nicht hervor. Es war, als ob er – die richtige Gelegenheit erwartend – seinen Ehrgeiz auf Eis gelegt hätte. Diese Gelegenheit präsentierte sich fast unmittelbar nach Kriegsende. Als im Herbst 1945 in Schongau der dortige Kreisverband der esu gegründet wurde, befand sich Strauss unter den Gründungsmitgliedern. Die für diesen Landkreis verantwortlichen Amerikaner schätzten Strauss ungemein; sie fühlten sich zu dem bodenständigen jungen Deutschen hingezogen, der weder schuldbewusst noch unterwürfig war und trotz seines überlegenen Intellekts und seiner Selbstsicherheit nicht arrogant wirkte. Sie sahen in ihm einen praktisch denkenden Menschen, der mit beiden Füßen fest auf seinem bayerischen Heimatboden stand und der ein unbedingtes Vertrauen in die eigene Zukunft und in die seines Landes besass. Strauss weckte bei den Amerikanern keine Minderwertigkeitsgefühle wie so viele andere Europäer. Er stellte keine übertriebene Kultiviertheit zur Schau und schwelgte nicht in sentimentalen Traditionen. Sein gutes Einvernehmen mit den Amerikanern war ihm später – während seiner Amtszeit als Verteidigungsminister – von grossem Nutzen.

Aber Strauss war auch bei seinen bayerischen Landsleuten überaus beliebt. Sie anerkannten neidlos seine Fähigkeiten und schätzten deshalb umso mehr seine typisch bayerische, seine ungezügelte Lebensfreude.



Er konnte nicht weniger gut fluchen wie sie und jeden von ihnen unter den Tisch trinken. Ausserdem verfügte er über erstklassige Beziehungen zu den Besatzungsbehörden und nützte diese für seine Freunde weidlich aus. Im Dezember 1946 war er einer der sieben Mitglieder des Parteivorstandes in München.

In München besass Strauss bald einen einflussreichen Freundeskreis und war so beliebt, dass man ihn 1948 zum Generalsekretär der Partei machte. Im August 1949 wurde er für die esu in den ersten Bundestag gewählt. In jener Zeit wurde es ihm klar, dass er zum Berufspolitiker geschaffen war, und entschied, seinem schlichten Namen Franz noch ein Josef hinzuzufügen, im Anklang an den volkstümlichen Kaiser.

Im Bundestag vermochte Strauss seine bemerkenswerten Talente als Politiker und Organisator voll zu entfalten. Im zweiten Bundestag, 1953, wurde er Minister für besondere Aufgaben, 1955 der erste Minister für Atomfragen. Doch sein Ziel war der Posten des Verteidigungsministers, den damals der bescheidene, aber fähige Gewerkschaftsführer Theodor Blank bekleidete. Strauss sammelte alle seine Freunde innerhalb und ausserhalb der Partei um sich; es galt, gegen die ‚unfähige‘ Amtsführung Blanks zu Felde zu ziehen und für den begabten Minister aus Bayern, Franz Josef Strauss, Stimmung zu machen.

Diese Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt: Am 16. Oktober 1956 wurde Strauss zum Verteidigungsminister ernannt. Er widmete sich seinem neuen Posten, den er als ersten Schritt zur Macht betrachtete, mit ungeteilter Energie. Er sah sich bereits als künftigen Bundeskanzler.

Die einzigen Wolken am politischen Horizont waren die wiederholten Angriffe durch den ‚Spiegel‘. Jahre hindurch hatte er Strauss kritisiert und angegriffen, nicht nur dessen politische Tätigkeit, sondern auch dessen Privatleben. Alle diese Berichte und Enthüllungen des ‚Spiegels‘ konzentrierten sich stets auf einen Punkt: Dieser Mann bedeutete eine Gefahr für die verwundbare junge Demokratie der Bundesrepublik; man muss ihm Einhalt gebieten, bevor er zu mächtig wird.

‚Der Spiegel‘ kann als eine Mischung zwischen der britischen sozialistischen Wochenschrift ‚New Statesman‘ und dem amerikanischen

‚Time‘-Magazin beschrieben werden. Doch ist er witziger und amüsanter als ‚New Statesman‘ und gründlicher und umstrittener als das ‚Time‘-Magazin. ‚Der Spiegel‘ attackiert mit einem rücksichtslosen Sarkasmus, der in Deutschland nicht seinesgleichen hat. Die Skala seiner Themen verfügt über eine grosse Reichweite; und eine gebildete und teilweise einflussreiche Leserschaft verschlingt die Artikel über Wirtschaft, Politik, Kunst und Finanzen. ‚Der Spiegel‘ vertritt keine bestimmte Partei; er ist liberal, fortschrittlich und steht etwas links von der Mitte. Das grösste Verdienst des Nachrichten-Magazins mag darin bestehen, dass es in das öffentliche Leben Deutschlands eine Art ‚tolerante Kritik‘ eingeführt und den ersten Bruch mit der traditionellen Schwarzweisstechnik vollzogen hat: eine Abwendung vom althergebrachten Glauben, dass Kritik zersetzend sein muss, dass das Kritisieren seines Volkes gleichbedeutend mit Beschmutzung des eigenen Nestes sei und dass Kritik an sich immer zwei feindliche Lager schaffe.

Das Nachrichtenmaterial des Magazins stützt sich weitgehend auf sein grosses, ausgezeichnetes Archiv, das ständig mit den neuesten Informationen komplettiert wird. Die Beschaffung dieses Materials, auf dem jede Ausgabe beruht, beraubt die Redakteure allerdings bis zu einem bestimmten Grad ihrer Bewegungsfreiheit. Nicht immer können sie es sich leisten, ihre Opfer ohne Reserve zu attackieren, weil eine solche Handlungsweise einige ihrer Informationsquellen preisgeben würde. In dieser Beziehung unterliegt sogar ‚Der Spiegel‘ gewissen Hemmungen, aber ein Angriffsobjekt, bei denen er sich keinerlei Reserve auferlegt, ist Franz Josef Strauss.

Im Jahre 1962 war ‚Der Spiegel‘ mit einer Auflage von einer halben Million (die sich seither verdoppelt hat) bereits das einflussreichste Presseorgan in der Bundesrepublik. Seine Anziehungskraft auf die Massen, sein Unterhaltungswert und sein Anreiz für alle Personen, die an politischen und Regierungsfragen interessiert waren, gestatteten ihm in bemerkenswerter Weise, zur Formung der öffentlichen Meinung beizutragen. Auch seine Gegner waren oft von der Fachkenntnis und den gründlichen Untersuchungen beeindruckt, die hinter jedem Artikel und jedem Angriff zu spüren waren.

Der Besitzer und Herausgeber des ‚Spiegels‘ war – und ist – Rudolf Augstein. Augstein ist 1923 geboren und acht Jahre jünger als Strauss; er stammt aus ganz anderen Verhältnissen, aus dem intellektuellen Mittelstand. Die Schulzensuren von Augstein und Strauss sind einander jedoch zum Verwechseln ähnlich; beide erhielten als Schüler die höchsten Auszeichnungen. Auch Augstein hat sich als Soldat nicht hervorgetan. Doch während Strauss die Anfänge seiner Karriere den Amerikanern verdankt, startete Augstein mit Hilfe der Engländer. Als eine Gruppe britischer Journalisten Ende 1946 in Hamburg eine Zeitschrift ‚Diese Woche‘ gründete, stellte sie den vielversprechenden jungen Norddeutschen als einen der Redakteure ein. Aber die Zeitschrift geriet bald in Schwierigkeiten. Die Militärgouverneure Frankreichs, der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten kritisierten die unverblümete Sprache und beschwerten sich regelmässig bei ihrem britischen Kollegen, der Weihnachten 1946 entschied, sich des Sorgenkindes einfach zu entledigen. Augstein und zwei Mitlizenzträger übernahmen das Blatt mit einem Kapital von 30'000 Reichsmark. Bald darauf engagierte Augstein einen aufgeweckten jungen Mitarbeiter namens Hans Detlev Becker, den späteren Verlagsdirektor. Die Zeitschrift wurde auf den Namen ‚Der Spiegel‘ umgetauft.

Physisch und intellektuell hingegen sind Strauss und Augstein absolute Gegensätze. Augstein ist schlank und wirkt jugendlich, aber hinter seiner harmlosen Erscheinung verbirgt sich scharfer Verstand und ungezügelter Angriffslust. Die Entwicklung der beiden wurde von harten Kriegsjahren geprägt. Sie sind keine Dogmatiker und glauben an keine Patentreue, aber während Strauss zur autokratischen Machtausübung tendiert, ist Augstein leidenschaftlicher Verfechter einer liberalen Gesellschaftsordnung, als deren Hüter er sich betrachtet. Strauss erkennt nur seinen eigenen Gesichtspunkt an; Augstein glaubt an die Fruchtbarkeit von Meinungsverschiedenheit und Diskussion.

Augstein umgibt sich mit Freunden, die unabhängig zu denken gewohnt sind, die Vertrauten von Strauss sind entweder gerissene Politiker oder schlichte Jasager. Die sogenannten ‚Spezis‘ in Bayern sind Busenfreunde, deren Zusammenhalt durch keinerlei moralische Werturteile

getrübt wird: Sie treffen sich im Wirtshaus, sind hinter Frauen her und machen miteinander Geschäfte, saubere und auch zweifelhafte. Strauss nahm diese Art Freundschaften durchaus ernst, und seine Kumpane nützten das aus, als er Karriere zu machen begann. Sie verwickelten ihn in eine Reihe von Skandalen, die nicht nur den ‚Spiegel‘, sondern auch die gesamte deutsche Presse mit Schlagzeilen belieferten.

Obwohl sein Chauffeur wegen Verkehrsdelikten mehrfach belangt wurde, weigerte sich Strauss, ihn zu entlassen. Ein anderer Freund, der mit dem Gesetz in Konflikt kam, war sein bevorzugter Fotograf Pit Seeger. Hans Wüst, dem er in der Parteipresse der esu einen Posten verschaffte, sammelte seine literarischen Erfahrungen als Autor erotischer Bücher. ‚Onkel Aloys‘, ein verarmter Freund der Familie, wurde plötzlich Millionär durch Rüstungsaufträge, die natürlich aus dem Verteidigungsministerium stammten.

Eine Gruppe waghalsiger Geschäftemacher kam auf die Idee, dass man schnell und viel Geld verdienen könnte, wenn man mit Empfehlung des Verteidigungsministers und Unterstützung der us-Regierung Wohnblocks für Angehörige der amerikanischen Armee erstellen würde. Obwohl kaum jemand aus dieser Gruppe irgendwelche Fachkenntnisse besass, verfügte sie über erstklassige Kontakte mit dem Verteidigungsministerium durch Hans Kapfinger, einen alten ‚Spezi‘ und Duz-Freund von Strauss. Als man am 13. April 1960 beschloss, eine Baugesellschaft zu gründen, liess sich Kapfinger 25% der späteren Anteile zusichern. Die Gesellschaft sollte ursprünglich ‚Siedlungsgesellschaft für Ausländer AG‘ heissen, später nannte man sie kurz FIBAG. Sie sollte 5432 Wohnungen in verschiedenen Teilen der Bundesrepublik bauen, und wenn sich das Projekt wie vorgesehen verwirklicht hätte, würde Kapfingers Aktienanteil einen Wert von 125 Millionen D-Mark erreicht haben. Strauss schrieb einen Empfehlungsbrief an den amerikanischen Verteidigungsminister, in dem er sich für die FIBAG einsetzte; schon vorher hatte er ein ‚To whom it may concern‘-Schreiben unterzeichnet, in welchem er das Vorhaben vorbehaltlos unterstützte und jede mögliche Hilfe erbat. Aber die Teilhaber der FIBAG stritten sich bereits um die Beute.

Zwei von ihnen, Schloss und Braun, behaupteten, Kapfinger hätte gesagt, er müsste die Hälfte seines Anteils an den Verteidigungsminister abgeben.

Diese inkriminierende Behauptung wurde vom ‚Spiegel‘ am 31. Januar 1962 veröffentlicht; es war das erste Mal, dass Strauss persönlich in diese Sache verwickelt wurde. Jeder Minister, gegen den ein solcher Vorwurf erhoben wird, muss eigentlich sofortige Schritte unternehmen, um seine Unschuld zu beweisen; entweder er tritt zurück oder er geht vor Gericht. Allgemein wurde erwartet, Strauss würde gegen Kapfinger einen Verleumdungsprozess anstrengen. Stattdessen verklagte er den ‚Spiegel‘.

Vor Gericht leugnete Kapfinger, den Verteidigungsminister erwähnt oder mit ihm irgendein finanzielles Arrangement in bezug auf die FiBAG getroffen zu haben. Es wurde kein Urteil gefällt, sondern es kam zu einem Vergleich zwischen den beiden Parteien. Keine von ihnen vermochte überzeugende Beweise zu erbringen, aber Strauss' guter Ruf blieb mit dem Makel eines Verdachts behaftet. Diese Tatsache beeinträchtigte mehr als alles andere seine Chance, nach Adenauers Rücktritt Bundeskanzler zu werden – eine Möglichkeit, mit der er gerechnet zu haben schien. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss, der die FiBAG-Affäre zu investigieren hatte, konnte ebensowenig wie das Gericht den Fall eindeutig klären. Doch möglicherweise bewogen diese Geschehnisse Strauss einige Monate später, drastische Massnahmen gegen den ‚Spiegel‘ zu ergreifen.

Die Positionen waren bezogen, die Kampfahne bereit, aufeinander loszugehen, als am 8. Oktober 1962 ‚Der Spiegel‘ einen Sensationsartikel ‚Bedingt abwehrbereit‘ veröffentlichte, der erst zur objektiv rechtswidrigen Verhaftung des ‚Spiegel‘-Redakteurs Ahlers und schliesslich zum Rücktritt des Verteidigungsministers führte.

Das Oberkommando der NATO hatte die alliierten Streitkräfte in vier Stufen eingeteilt: 1) zum Angriff voll geeignet, 2) zum Angriff bedingt geeignet, 3) zur Abwehr voll geeignet, 4) zur Abwehr bedingt geeignet. Als Resultat des NATO-Manövers Fallex 62 hatte sich herausgestellt, dass die Bundesrepublik in die vierte, niedrigste Kategorie eingereiht

worden war. Der ‚Spiegel‘-Artikel von Conrad Ahlers unterstrich die Verantwortung von Strauss, dem die deutsche Aufrüstung sechs Jahre lang anvertraut gewesen war. Der Politik des ‚Spiegels‘ entsprechend schrieb Ahlers scharf und ohne Rücksichtnahme auf Strauss oder dessen Ministeramt. Doch hinter diesem neuerlichen Zusammenstoß zwischen dem ‚Spiegel‘ und dem Minister stand nicht nur die bereits traditionelle Strauss-Feindlichkeit der Zeitschrift, sondern auch eine wesentliche Kluft in der westlichen Verteidigungskonzeption.

Strauss, unterstützt vom Generalinspekteur der Bundeswehr, Foertsch und einem Teil der deutschen Führungsstäbe, hielt am alten Prinzip der nuklearen Abschreckung fest, nach welchem auf das erste Anzeichen eines Angriffs als unmittelbare Vergeltungsmassnahme der Einsatz von Atomwaffen – etwa Wasserstoffbombe und Atomrakete – erfolgen sollte. ‚Der Spiegel‘ vertrat die neue Konzeption der amerikanischen Strategie, die ebenfalls von vielen deutschen Offizieren unterstützt wurde, nach welcher die Verteidigung immer noch in erster Linie auf Truppen mit konventionellen Waffen beruhen sollte. Diese Ansicht basierte auf der Theorie, dass sich die Möglichkeit eines nichtnuklearen Angriffs vergrößert hätte, seit das atomare Gleichgewicht zwischen Ost und West von Amerika akzeptiert worden war. Aber Strauss wollte von dieser Theorie nichts wissen – sie entwertete ja seine ganze Leistung. So ging er zum Angriff über und beschuldigte den ‚Spiegel‘ des Verrats. Er wollte nicht zugeben, dass eine andere Ansicht von genauso patriotischen Überlegungen ausgehen könne wie seine eigene.

Das Manöver Fallex 62 hatte bewiesen, dass im Fall einer konventionellen russischen Offensive auf Europa die Streitkräfte der NATO, speziell die deutschen, zu keiner wirksamen Verteidigung fähig wären. Dieses Versagen wurde der falschen Auffassung von Strauss’ Verteidigungspolitik zugeschrieben. Seit Mitte der fünfziger Jahre die deutsche Wiederaufrüstung begonnen hatte und Strauss zuerst Wehrexperte der CDU/CSU und später Verteidigungsminister geworden war, hatte er unbeirrt das Prinzip der nuklearen Abschreckung verfochten. Er schloss kategorisch jede Möglichkeit eines begrenzten europäischen Krieges mit konventionellen Waffen aus. «Jeder Aggressor muss wissen, dass

das Echo auf den ersten Gewehrschuss eine nukleare und thermonukleare Explosion ist.» Noch im Jahre 1967 bewies seine ablehnende Haltung zum Atomsperrvertrag, dass er unverändert an seiner alten Konzeption festhielt.

Mit der Zeit begann Strauss Atomwaffen für die Bundesrepublik zu fordern. Zuerst nur andeutungsweise: «Wir Deutschen mögen zwar den Krieg verloren haben, aber unseren Verstand haben wir nicht verloren. Wir wollen nicht, dass die Deutschen das Fussvolk der amerikanischen Atom-Ritter werden.» Später verlangte er ganz offen taktische Atomwaffen, damit die Deutschen selbst Sow jet-Attacken zurückschlagen könnten.

Strauss war nicht nur über den ‚Spiegel‘ erbittert, sondern auch über alle aufgebracht, welche die kritische Meinung des Nachrichten-Magazins teilten. Er hielt sich für den Schöpfer der schlagkräftigsten und modernsten Militärmacht in Europa. Seine eigene Leistung kommentierte er mit den typischen Worten: «Ich habe in sechs Jahren aus einem Häuflein von Uniformträgern die modernste Armee Europas und die zweitstärkste der NATO gemacht.» Verteidigungsfragen waren seit jeher Strauss' Steckenpferd gewesen; er sah in ihnen den Ausgangspunkt für seine persönlichen Ambitionen. Seine Reaktion war daher unvermittelt und heftig.

Drei Wochen nach der Veröffentlichung von Ahlers' Artikel, am 26. Oktober 1962, wurde das ‚Spiegel‘-Gebäude in Hamburg von der Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamtes mit Unterstützung Hamburger Polizeikräfte umstellt und besetzt. Gleichzeitig drangen Beamte in das Bonner Büro der Zeitschrift ein und durchsuchten es zweimal innerhalb von 24 Stunden. Auch die Privatwohnungen der Redakteure wurden durchsucht, und noch vor Beendigung der Haussuchungen verhaftete man mehrere von ihnen. Rudolf Augstein blieb 103 Tage in Haft, der Bonner Redakteur Hans Schmelz 81 Tage. Conrad Ahlers, stellvertretender Chefredakteur, wurde in Spanien festgenommen und verblieb 55 Tage in deutscher Haft. Hans Detlev Becker, der Verlagsdirektor, blieb 35 Tage im Gefängnis, Chefredakteur Claus Jacobi 18 Tage. Abgesehen von diesen Mitgliedern der ‚Spiegel‘-Redaktion wurde auch Dr. Josef Augstein, der nicht nur Bruder, sondern auch Rechtsberater

des Herausgebers war, ebenfalls festgenommen und 6 Tage inhaftiert. Oberst Wicht, ein Offizier des Bundesnachrichtendienstes (BND), blieb 49 Tage in Haft, Oberst Alfred Martin vom Verteidigungsministerium 31 Tage und Paul Conrad, der Konsul von Tunesien, 16 Tage.

Die Polizei besetzte die Geschäftsräume des ‚Spiegels‘ in Hamburg einen Monat lang und unterbrach die Arbeit von über 300 Angestellten. Sie konfiszierte über 1'000 Akten und Vorgänge von mehreren 10'000 Blatt. Die Polizeiaktion stützte sich auf einen Haftbefehl gegen Rudolf Augstein und auf einen Durchsuchungsbefehl, der sich auf seine Privatwohnungen und Büros in Hamburg und Bonn bezog. Die Ermächtigungen waren auf Grund eines Antrages der Bundesanwaltschaft vom 22. Oktober von einem Richter unterschrieben worden. Die Haftbefehle für die anderen Beschuldigten waren zu verschiedenen Zeiten ausgestellt worden, ebenfalls von Richtern, die auf Antrag der Bundesanwaltschaft handelten. Die Begründungen für die Verhaftungen und Haussuchungsbefehle waren Verdacht des Landesverrats, des Verrats von Staatsgeheimnissen und in einem Fall – bei Rudolf Augstein – Bestechung von Bediensteten des Verteidigungsministeriums und von Angehörigen der Streitkräfte.

Tatsächlich begann die ‚Spiegel‘-Affäre schon einige Tage vorher, am 8. Oktober, in Karlsruhe, während des Prozesses gegen Bogdan Staschinskij. Einem der Bundesanwälte, Albin Kuhn, wurde in einer Gerichtspause von einem Mitarbeiter ein ‚Spiegel‘-Artikel gezeigt, von dem er annahm, er enthalte Geheimmaterial. Kuhn war ebenfalls der Ansicht, dass einige der militärischen Einzelheiten nicht hätten veröffentlicht werden dürfen, und er beschloss, das Verteidigungsministerium um eine verbindliche Stellungnahme zu bitten. Am nächsten Tag wurde Dr. Heinrich Wunder, ein ehemaliger Staatsanwalt, beauftragt, den in Frage stehenden Artikel unter die Lupe zu nehmen. Am 13. Oktober fuhr Dr. Wunder nach Karlsruhe und teilte Kuhn mit, er und seine Kollegen ersähen aus den im Artikel enthaltenen militärischen Details, dass geheime Informationen durchgesickert sein müssten. Kuhn bat ihn, ein umfassendes Gutachten auszuarbeiten. Dr. Wunder erwiderte, dass



er dafür zumindest zwei bis vier Wochen benötigen würde, und Kuhn war einverstanden.

Am 16. Oktober wurde der Strafrechtsreferent im Verteidigungsministerium, Dr. Schwenck, von Strauss, der gerade von seinem Urlaub zurückgekommen war, zur Berichterstattung gebeten. Bei dieser Sitzung waren auch Staatssekretär Hopf, Gutachter Dr. Wunder und Presseoffizier Oberst Schmückle anwesend, ferner Oberst von Hopffgarten und General Ferber, der Chef der Unterabteilung Nachrichtenwesen der Bundeswehr. Strauss wollte sofortige Massnahmen ergreifen, war aber schliesslich einverstanden, Dr. Wunders endgültigen Bericht abzuwarten. Er bestand darauf, dass dieser so schnell wie möglich und unter strengster Geheimhaltung fertiggestellt werden sollte.

Dr. Wunder verstand von militärischen Fragen kaum mehr als ein anderer Jurist und betrachtete sich hauptsächlich als Koordinator von Fachleuten. Als Militärexperten hatte er Oberst von Hopffgarten ausgewählt. Aber Oberst von Hopffgarten entschied, dass für die Beurteilung der Frage, ob Staatsgeheimnisse betroffen waren, nicht nur Militärfachleute, sondern auch Presseexperten benötigt würden; daher bat man die Presseabteilung des Verteidigungsministeriums herauszufinden, welche in dem Artikel enthaltenen Daten vorher weder in Deutschland noch im Ausland veröffentlicht worden waren. Oberst von Hopffgarten war sich bewusst, dass die Mittel der Presseabteilung sehr begrenzt waren – sie hat nur acht ausländische Zeitungen aufliegen und zwei Nachrichtenmagazine. Da Strauss aber auf Geheimhaltung und schnellster Bearbeitung bestand, konnten sie sich nicht mit dem Bundespresseamt in Verbindung setzen, in dem eine weit grössere Anzahl von Publikationen zur Verfügung gestanden hätte.

Am 17. Oktober lag der Bericht der Presseabteilung vor, eine einzige Schreibmaschinenseite: Die von Wunder in dem Artikel beanstandeten 50 Stellen enthielten 28 Geheimnisse, die aller Wahrscheinlichkeit nach – auf Grund der vorhandenen Vergleichsmöglichkeiten – niemals veröffentlicht worden waren. Dieser Bericht war von Major von Raven unterschrieben, er stützte sich auf spärliche Unterlagen. Doch wurde die daraus resultierende Folgerung von Hopffgarten und Dr. Wunder ohne

Weiteres akzeptiert; sie vervollständigten ihr Gutachten, das die Bundesanwaltschaft bewog, Haft- und Haussuchungsbefehle gegen ‚Spiegel‘-Redakteure zu beantragen.

Strauss informierte am 18. Oktober Bundeskanzler Adenauer über die Geschehnisse. Der Kanzler billigte 4 so Strauss – die Massnahmen und versicherte Strauss seiner uneingeschränkten Unterstützung. Wenn bei einem solch einflussreichen Organ wie dem ‚Spiegel‘ Verrat im Spiele war, musste eingegriffen werden. Ausserdem konnten endlich die Informationsquellen ans Tageslicht kommen, mit deren Hilfe er und seine Regierung ständig angegriffen wurden.

Am 20. Oktober suchten Staatssekretär Hopf, Dr. Wunder und Bundesanwalt Kuhn in Karlsruhe dessen Vorgesetzten, Dr. Wagner, auf. Bis dahin hatte Dr. Wagner noch keine Ahnung, dass eine Aktion gegen den ‚Spiegel‘ in Vorbereitung war. Hopf berichtete, dass die Veröffentlichung des fraglichen Artikels die Sicherheit der Bundesrepublik ernsthaft gefährde; er enthalte Informationen, die einer feindlichen Macht von grossem Nutzen sein könnten. Der Artikel habe über die Schlagkraft der Armee und spezielle Verteidigungsanordnungen definitive Angaben gemacht. Hopf fügte hinzu, die amerikanischen Militärbehörden hätten sich bitter über den Vertrauensbruch beschwert, der Deutschlands Wert als Alliierter ernsthaft in Zweifel zog.

Später stellte sich allerdings heraus, dass keine offizielle Beschwerde eingegangen war. Im Gegenteil: Der ranghöchste Armeejurist der amerikanischen Armee in Europa, General Engel, hatte den Ermittlungsrichter beim Bundesgerichtshof wissen lassen, dass der bewusste Artikel den Interessen der amerikanischen Streitkräfte nicht zuwiderlaufe. Tatsächlich vertrat er den amerikanischen Gesichtspunkt, dass das konventionelle Verteidigungssystem der Bundesrepublik dringend einer Verstärkung und Reorganisation bedürfe.

Dr. Wagner war der Ansicht, es müsse bessere Mittel und Wege geben, das Durchsickern von Geheiminformationen zu unterbinden, als gegen den ‚Spiegel‘ auf dem Rechtsweg vorzugehen. Er führte aus, der Streit zwischen ‚Spiegel‘ und dem Verteidigungsminister wäre allgemein bekannt, und diese Tatsache könnte den Fall in einem fragwürdi-

gen Licht erscheinen lassen. Doch Hopf versicherte Dr. Wagner nachdrücklich, Strauss hätte mit der ganzen Sache nichts zu tun gehabt – er habe das Gutachten nicht einmal zu Gesicht bekommen und wisse gar nichts von seiner Fahrt nach Karlsruhe. Hopf betonte, er habe alles auf eigene Initiative unternommen, ohne Strauss zu informieren. Er liess auch durchblicken, dem Ministerium sei zu Ohren gekommen, Rudolf Augstein wäre dabei beobachtet worden, wie er Geheimmaterial über die französische Grenze nach Deutschland brachte. Als Dr. Wagner daraufhin vorschlug, den Bundesnachrichtendienst zu informieren, deutete Hopf an, es gäbe verdächtige Querverbindungen zwischen dem ‚Spiegel‘ und dem BND, und eine unparteiische Haltung des letzteren sei deshalb nicht gewährleistet.

Dr. Wagner meinte nun, man müsste die Namen der Leute in der Bundeswehr und im Verteidigungsministerium kennen, die der Weitergabe von Informationen verdächtig wären. Hopf sagte von Seiten des Verteidigungsministeriums jede mögliche Unterstützung zu – selbst wenn höhere Offiziere in diese Angelegenheit verwickelt seien. Die Sitzung endete mit dem Beschluss, eine schlagartige Aktion zu organisieren: gleichzeitige Verhaftung von Augstein und Ahlers, Durchsuchung der ‚Spiegel‘-Büros in Hamburg und Bonn und der Privatwohnungen der Redakteure. Hopf bot Autos und jede technische Hilfe an, welche die Operation erleichtern würde. Aber Dr. Wagner zog es vor, solche Hilfsmittel nicht in Anspruch zu nehmen; die Öffentlichkeit sollte nicht den Eindruck gewinnen, dass sich eine andere Stelle als die Bundesanwaltschaft verantwortlich mit dieser Angelegenheit befasse.

So wurde die sensationellste Polizeiaktion Nachkriegsdeutschlands entschieden. Die Bundesanwaltschaft bereitete die Operationen vor und überwachte sie, während Staatssekretär Hopf sich erbot, den Bundesjustizminister in Bonn über die Angelegenheit zu informieren.

Am 22. Oktober unterrichtete Albin Kuhn den Chef des Militärischen Abschirmdienstes (MAD) von den bevorstehenden Ereignissen. Es wurde beschlossen, dass Beamte des MAD die führenden Mitglieder der ‚Spie-

gel'-Redaktion beobachten sollten. Ausserdem wurde die Sicherungsgruppe des Bundeskriminalamtes angewiesen, sich in Bereitschaft zu halten.

Am nächsten Tag unterschrieb Richter Buddenberg die Haftbefehle gegen Rudolf Augstein und Conrad Ahlers und die Haussuchungsbefehle, welche die ‚Spiegel‘-Büros in Hamburg und Bonn betrafen. Am gleichen Tag machten sich die MAD-Beamten in Bonn und Hamburg an die Arbeit, und die Beamten der Sicherungsgruppe reisten nach Hamburg. Am 24. Oktober trafen Strauss und sein Staatssekretär Hopf mit Staatssekretär Dr. Strauss vom Justizministerium zusammen. Bei dieser Besprechung übermittelte Dr. Strauss den Wunsch von Kanzler Adenauer, Bundesjustizminister Stammberger sollte über die laufenden Ereignisse nicht unterrichtet werden. Auf diese Weise wurde die Aktion vor dem verantwortlichen Minister geheimgehalten, und zwar von seinem eigenen Staatssekretär auf Anordnung eines Dritten.

Zu dieser Zeit arbeitete die Sicherungsgruppe schon eifrig mit den Beamten des MAD zusammen. Für den reibungslosen Kontakt mit dem MAD und dem Ministerium sorgte einerseits ein Verbindungsoffizier des MAD in Bonn, andererseits ein von Strauss detachierter Beamter des Verteidigungsministeriums, Schnell.

Am 25. Oktober gingen im Hauptquartier der Sicherungsgruppe in Bad Godesberg bereits laufend Berichte ein. Alle Einzelheiten, welche die in Frage kommenden Personen betrafen, wurden registriert. Ein Bericht erwähnte, dass ein Mercedes 220 mit einer Hamburger Nummer vor dem ‚Spiegel‘-Verlagsbüro in Düsseldorf parkte, und man nahm an, es wäre Rudolf Augsteins Wagen. Am nächsten Tag schickte man zwei Beamte der Sicherungsgruppe nach Düsseldorf, um den Mercedes im Auge zu behalten und Augstein nach Erhalt der entsprechenden Order zu verhaften. Aber der Mann, der die schwarze Limousine fuhr, war in Wirklichkeit Erich Fischer, der Leiter des Düsseldorfer Verlagsbüros. Als Fischer ahnungslos zu seinem Wagen ging, mit einer Ente als Sonntagsbraten unter dem Arm, wurde er von den Beamten überraschend festgenommen und zum Polizeirevier gebracht. Sie liessen sich nicht davon abbringen, dass er Rudolf Augstein sei. Er fragte sie scherzhaft, ob er mit einer milden Strafe rechnen könne, wenn er es zugäbe. Doch die

Beamten, die ohne Order voreilig zugegriffen hatten, waren nicht zum Scherzen aufgelegt und verhörten ihn mit eiserner Entschlossenheit. Eineinhalb Stunden später mussten sie ihren Irrtum allerdings zugeben; sie schickten Fischer mit seiner Ente ungeschoren nach Hause.

Sobald die Nachricht von Fischers Festnahme und Freilassung das Hauptquartier Bad Godesberg erreichte, war es den Verantwortlichen klar, dass Fischer sofort mit Hamburg telefonieren und seinen Chef warnen würde. Daher sah sich Bundesanwalt Dr. Wagner gezwungen, unverzüglich das Startzeichen für die ganze Aktion zu geben. Es war Freitag, der 26. Oktober, 8 Uhr abends.

Die Operation entwickelte sich genauso hysterisch und absurd, wie sie begonnen hatte. In Hamburg wurden zwei Männer beobachtet, welche hastig die Strasse entlang zu ihrem Parkplatz liefen. Sie fuhren schnell davon; ein Polizeiwagen folgte ihnen. Gleich darauf kam über Polizeifunk die alarmierende Nachricht, man verdächtige Rudolf ‚Augustin‘, Johannes Engel und Claus Jacobi, dass sie zu flüchten versuchten. In seiner Aufregung hatte der Mann am Funkgerät sogar Augsteins Namen falsch in die Kehle bekommen. Die Botschaft wurde von einigen Reportern abgehört; sie war für die Aussenwelt der erste Anhaltspunkt dafür, dass gegen den ‚Spiegel‘ etwas im Gange war.

Als der Wagen schliesslich nach einigen Kilometern in einer kleinen Gartensiedlung hielt, rückte die Polizei dem Fahrer auf den Leib – und stellte fest, dass das Auto einem Maurerpolier namens Dolata gehörte, der sich beeilt hatte, nach einem langen Arbeitstag nach Hause zu kommen. Die Polizeibeamten mussten sich mit dem Inkasso von fünf Mark wegen unerlaubter Geschwindigkeit begnügen.

Augstein selbst war nicht in seinem Büro, und niemand wusste, wo er sich aufhielt. Tatsächlich besuchte er Freunde und stellte sich am nächsten Tag freiwillig der Polizei.

Auch Conrad Ahlers, stellvertretender Chefredakteur und Autor des ‚verräterischen‘ Artikels, befand sich noch auf freiem Fuss. Beamte der Sicherungsgruppe hatten sein Haus seit Beginn der Aktion ununterbrochen überwacht, aber Ahlers war die ganze Zeit über nicht nach Hause gekommen.

Immerhin hatte der Verbindungsmann des Verteidigungsministeriums bei der Sicherungsgruppe, Oberregierungsrat Schnell, schon einige Tage zuvor herausgefunden, dass Ahlers in Spanien Ferien machte. Am selben Freitag rief Hopf noch um n Uhr nachts Brückner, den Chef der Sicherungsgruppe, an und fragte ihn, welche Massnahmen man treffen könnte, um Ahlers in Spanien festzunehmen und nach Deutschland zurückzubringen. Brückner zweifelte daran, dass eine Verhaftung und Auslieferung von Ahlers überhaupt möglich wäre. Nur zwei Wege waren gangbar: eine Intervention des Aussenamts und ein Einschalten von Interpol. Doch wahrscheinlich würde keine der beiden Institutionen in einem so offensichtlich politischen Fall eingreifen. Hopf erwiderte, dass Ahlers auch wegen des kriminellen Delikts der Bestechung belangt werde. Das war allerdings nicht wahr. Lediglich der Durchsuchungsbefehl gegen Augstein erwähnte dieses Delikt. Doch Brückner glaubte ohnehin nicht, dass das einen grossen Unterschied machen würde. Hopf gab nicht auf und rief Brückners Vorgesetzten Dickkopf an, den stellvertretenden Chef des Bundeskriminalamts. Nachdem er auch von diesem keinen ermutigenden Bescheid erhielt, telefonierte er mit dem zuständigen Fachmann im Justizministerium, Kleinknecht, der darauf seinerseits mit Bundesanwalt Kuhn konferierte. Beide waren sich vollkommen einig, dass es keinen legalen Weg gab, Ahlers Rückkehr nach Deutschland zu erzwingen.

Es waren die Tage der Kuba-Krise, der Verteidigungsminister stand unter schwerer nervlicher Belastung und hatte in den letzten Stunden viel getrunken. Er war überzeugt, dass die Verhaftung der ‚Spiegel‘-Redakteure und die Durchsuchung der Geschäftsräume eine Fülle von belastendem Material zutage bringen würde. Er war aufgekratzt und mehr als zuversichtlich, und in dieser Stimmung fuhr er noch in der Nacht ins Verteidigungsministerium und liess sich mit dem Militärattaché in Madrid, Oberst Oster, verbinden. Er bat Oster, Ahlers festnehmen zu lassen. Ahlers, sagte Strauss, werde wegen Geheimnisverrats und aktiver Bestechung gesucht, Rudolf Augstein sei bereits nach Kuba geflohen, und die Verhaftung von zumindest einem Dutzend höherer Offiziere in Verbindung mit der verräterischen Tätigkeit des ‚Spiegels‘ stünde unmittel-

bar bevor. Mit einem Mal ordnete Strauss formell an, gegen Ahlers unverzüglich vorzugehen; es gäbe Verdachtsmomente, dass er nach Marokko zu entkommen versuchen würde. Strauss versicherte Oster, dass der Haftbefehl über Interpol an die spanische Polizei bereits unterwegs sei. Um seinem Auftrag noch mehr Gewicht zu verleihen, fügte Strauss hinzu, er spreche auch im Namen des Kanzlers.

Oberst Oster überredete den Chef der spanischen Interpol, Gonzales, die Polizei von Malaga mit der Festnahme von Ahlers zu beauftragen. Oster versicherte ihm, dass die entsprechende Order über Interpol unterwegs sei.

Um 3 Uhr morgens klopfen zwei spanische Polizisten in ihren schwarzen Uniformen an die grossen Fenster von Ahlers' Hotelzimmer. Sie befahlen dem Ehepaar, sich anzukleiden, und warteten, ohne den Raum zu verlassen. Die Ahlers wurden in ein Auto verfrachtet und in eine kahle Zelle des Polizeigefängnisses von Malaga gesteckt. In ihre Mäntel gewickelt, warteten die beiden ungeduldig auf die Aufklärung des vermeintlichen Missverständnisses. Am gleichen Tag wurde Frau Ahlers freigelassen und wandte sich sofort an den deutschen Konsul. Doch dieser konnte ihr nur mitteilen, dass die Verhaftung vom Polizeipräsidium in Madrid veranlasst worden war. Schliesslich gelang es Frau Ahlers, sich mit der deutschen Botschaft in Madrid in Verbindung zu setzen, und sie erfuhr, dass viele Redakteure und Angestellte des ‚Spiegels‘ unter Anklage des Landesverrats verhaftet worden waren. Ahlers musste noch eine Nacht im Polizeigefängnis von Malaga verbringen; erst am nächsten Morgen beförderte man ihn und seine Frau unter polizeilicher Bewachung nach Madrid. Dort empfingen sie zwei Beamte der deutschen Botschaft und begleiteten sie zu einem Flugzeug, das nach Deutschland flog.

In der Zwischenzeit hatten Polizei und Bundesanwaltschaft begonnen, die Geschäftsräume des ‚Spiegel‘ zu durchsuchen, und Tausende von Akten und Manuskripten durchgesehen; Beweise für irgendwelche verräterischen Beziehungen mit kommunistischen oder Ostblockländern fanden sie nicht; es gab solche Beziehungen auch nicht. Sie brachten lediglich Material zum Vorschein, aus dem hervorging, dass seit

1954 – als im ‚Spiegel‘ ein grosser Artikel über den Chef des späteren Bundesnachrichtendienstes, General Gehlen, erschienen war – lose persönliche Kontakte zwischen dem Verlagsdirektor Becker und Gehlen existierten. Sie fanden auch heraus, dass zwei Listen mit 13 Fragen, die den bewussten Artikel betrafen, vom ‚Spiegel‘ offiziell an den BND gesandt worden waren, um festzustellen, ob die in ihm enthaltenen Informationen als Geheimmaterial betrachtet werden könnten. Die Antwort des Hamburger BND-Vertreters, Oberst Wicht, war negativ, Ahlers’ Material enthielt keine Geheimnisse. Dies verwirrte die Ermittlungsbeamten noch mehr, sie sahen es als Beweis für eine Zusammenarbeit zwischen ‚Spiegel‘ und dem BND an und verhafteten jetzt nicht nur Hans Detlev Becker sondern auch Oberst Wicht. Triumphierend gingen nun Strauss und Adenauer geegp General Gehlen selbst vor. Adenauer beorderte Justizminister Dr. Stammberger und Bundesanwalt Kuhn in sein Büro in Bonn. Er forderte Dr. Stammberger auf, den General, der sich im Nebenraum auf hielt, zu verhaften. Adenauer sagte, der Geheimdienstchef habe den ‚Spiegel‘ durch seinen Vertreter Oberst Wicht warnen lassen. Kuhn und Dr. Stammberger baten um Beweise. Adenauer wurde böse. Genügte sein Wort nicht? Respektvoll, aber unbeirrt sagten Kuhn und Dr. Stammberger «nein» und fügten hinzu, sie würden ohne Beweise keinen Richter zum Unterzeichnen des Haftbefehls bewegen können. Adenauer rief wütend, er sei auch einmal Staatsanwalt gewesen, und damals wäre ein Mann wie Gehlen nicht ungestraft davongekommen.

Unwillkürlich stellt man sich die Frage, was den alten Kanzler veranlasste, auf Grund so fadenscheiniger Unterlagen die Verhaftung eines tüchtigen und erprobten Geheimdienstchefs zu fordern. Sein Befehl war übereilt, rein gefühlsbetont und liess die politische Weitsicht vermissen, die man von einem führenden Staatsmann erwarten darf. Adenauers Reaktion kann nur als Resultat des grossen Einflusses erklärt werden, den sein Verteidigungsminister auf ihn ausübte. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass Strauss seinem Ärger und seinem Verdacht gegen Gehlen Ausdruck verlieh, indem er ihn des Verrats beschuldigte. Er war schon lange aufgebracht gewesen, weil er argwöhnte, dass Gehlen in der Frage



der Atomstrategie – zusammen mit dem ‚Spiegel‘ und einer Gruppe hoher Offiziere wie Kielmansegg, Baudissin und Beermann – gegen ihn arbeite.

Strauss war schliesslich fest davon überzeugt, dass die ‚Spiegel‘-Leute nicht nur Landesverrat begangen, sondern sich auch gegen den Kanzler und ihn selbst verschworen hatten. In seiner überhitzten Phantasie bildete er sich ein, eine Gruppe von Alliierten arbeite gemeinsam mit dem ‚Spiegel‘ auf seinen Sturz hin. Die ostdeutschen Kommunisten, Gehlen und der Bundesnachrichtendienst, die SPD, die FDP, Fidel Castro und die algerischen Revolutionäre, sie alle – einzeln und in Zusammenarbeit mit dem ‚Spiegel‘ – schienen nach seinem Blut zu lechzen. Ununterbrochen fragte man die Polizei, ob sich in der beschlagnahmten ‚Spiegel‘-Korrespondenz nicht Spuren von verdächtigen Querverbindungen gefunden hätten. Auch der kleinste Hinweis wurde vom Kanzler und vom Verteidigungsminister erst freudig und hoffnungsvoll aufgegriffen und später – nachdem er einer genauen Untersuchung nicht standgehalten hatte – widerstrebend fallengelassen. Sogar der britische Secret Service geriet in Verdacht, als man entdeckte, dass die Frau eines engen Freundes von Augstein Randolph Churchills Sekretärin gewesen war.

Man begann wieder zu hoffen, als ein Briefwechsel zwischen dem früheren Militärberater der SPD, Oberst Beermann, und dem ‚Spiegel‘-Redakteur Schmelz gefunden wurde. Zu dieser Zeit war Beermann dienstlich in Washington; er wurde unverzüglich nach Bonn zurückbeordert und einem Verhör unterzogen, das aber nichts ergab. Dann wurde entdeckt, dass man dem anderen Wehrexperthen der SPD – dem damaligen Hamburger Senator Helmut Schmidt – den ‚Spiegel‘-Artikel ebenfalls zur Überprüfung vorgelegt hatte. Der Kanzler und der Minister schöpften neue Hoffnung und wurden neuerlich enttäuscht.

Genauso heftig und überraschend wie die Aktion gegen den ‚Spiegel‘ war die Schärfe, mit welcher der Grossteil der deutschen Presse Handlungsweise und Methoden der Regierung kritisierte. Auf jede Zeitung, welche die Regierung unterstützte, kamen drei, die sie verurteilten. Doch selbst die meisten von denen, die prinzipiell die Massnahmen befürworteten, waren mit ihrem willkürlichen Charakter nicht einverstan-

den und prangerten die Art und Weise an, wie man den Justizminister umgangen und Ahlers in Spanien verhaftet hatte.

Die Sensationspresse unterlag der Versuchung, in der Affäre einfach einen Machtkampf zwischen Strauss und Augstein zu sehen. Doch die meisten seriösen Presseorgane kamen zur Einsicht, dass nicht nur die Rechte Augsteins und des ‚Spiegel‘ verletzt worden waren, sondern dass es sich um einen Angriff gegen die Pressefreiheit an sich und gegen das Recht der Meinungsfreiheit handle. Die Unterdrückung der Pressefreiheit durch die Nationalsozialisten und deren Folgen waren noch in frischer Erinnerung. Aber gespannte Beziehungen zwischen Behörden und Presse waren seit der Gründung des deutschen Reichs im Jahre 1871 an der Tagesordnung gewesen. Immer hatte es gegenseitiges Misstrauen gegeben. Die deutsche Bürokratie hatte stets die Ansicht vertreten, die freie Presse sei unverantwortlich und zersetzend und komme den niedrigsten Instinkten der Masse entgegen. Die Presse wiederum meinte, die Obrigkeit hätte nur ihre verbrieften Interessen und die Bemäntelung ihrer eigenen Unfähigkeit im Auge. Während die Presse also zu Meinungsfreiheit tendierte, wie sie den Idealen der Französischen Revolution entsprach, hätte die deutsche Bürokratie sie am liebsten zu einem Lakaien der Regierung erniedrigt, eine Rolle, die ihr nach der Liquidierung der Revolution durch den Wiener Kongress zugewiesen worden war.

Diese traditionelle Gegensätzlichkeit trat jetzt explosionsartig zum Vorschein und erklärt die bittere, beinahe hysterische Reaktion der Zeitungen. Sie bezeichneten die ‚Spiegel‘-Affäre als einen ersten Schritt zur Diktatur, als einen Vorgeschmack von dem, was mit den verfassungsmässigen Rechten in einem Notstand geschehen würde. Sie appellierten an alle, denen die Meinungsfreiheit am Herzen lag. Die ungesetzlichen Methoden und die verfassungswidrigen Massnahmen würden auf das heftigste kritisiert. Man erinnerte an den Terror der Nationalsozialisten, verglich die Polizeimethoden mit denen von Diktaturen oder halbfaschistischen Staaten und stellte in Hinsicht auf die Geschehnisse die Frage nach der Zukunft der deutschen Demokratie.

Selbst die Presseorgane, die über die andere Aspekte des Falles di-

stanziert berichteten, waren über die Festnahme des Ehepaars Ahlers in Spanien aufgebracht. Die Entrüstung wuchs, als Innenminister Höcherl während der Fragestunde im Bundestag am 8. November zugab, dass die Festnahme von Ahlers ‚etwas ausserhalb der Legalität‘ erfolgt sei, und Kanzler Adenauer offen eingestand, ihm sei es völlig egal, an welchem Ort Ahlers festgenommen worden wäre, ob in Malaga oder in Hamburg. Später begann sich die Presse über die allgemeine Tragweite des Falles zu beunruhigen, speziell über den Missbrauch von Geheimdiensten und anderen Organisationen, denen der Schutz von Staatsgeheimnissen oblag. Die ‚Spiegel‘-Affäre, schrieb sie, decke auf, mit welcher Leichtigkeit Staatsgeheimnisse zur Erlangung politischer Vorteile manipuliert werden könnten. Strauss wurde offen beschuldigt, mit Hilfe des MAD ihm missliebige Personen zu bespitzeln. Wie sollte sich die Pressefreiheit behaupten, wenn die Regierung willkürlich entscheiden könnte, was als ‚geheim‘ anzusehen sei und was nicht? Wie sollte eine Regierung bei so viel Geheimnistuerei wirksam kontrolliert werden, wenn eine Reportage über die aktuelle militärische Situation jederzeit als Landesverrat ausgelegt werden könnte?

Je weitere Kreise die ‚Spiegel‘-Affäre zog, umso gründlicher und tiefschürfender wurden die Analysen. Es handle sich keineswegs um einen Einzelfall, um einen einmaligen Übergriff der Regierung; nein, der Beweis wäre erbracht, dass die ministerielle Verantwortlichkeit vor Parlament und Publikum zu einer Farce geworden war. Die ‚vz-Kieler Morgenzeitung‘ ging sogar so weit, zu schreiben, dass die Aktion gegen den ‚Spiegel‘ sich von einem Staatsstreich mittels der Verwaltung nur dadurch unterscheide, dass sie keine Machtergreifung zum Ziel hatte. Sollte dies aber eines Tages ihr Ziel sein, wäre der Weg dazu bereits gewiesen.

Obwohl diese heftigen Anti-Strauss-Kundgebungen überwogen, waren sie keineswegs einstimmig. Vor allem katholische Zeitungen standen auf Seiten der Regierung und akzeptierten vorbehaltlos die gegen die ‚Spiegel‘-Redakteure erhobenen Beschuldigungen. Bei diesen Zeitungen handelte es sich hauptsächlich um Organe der bayerischen Presse, welche für die katholische esu und ihren Vorsitzenden Franz Jo-

sef Strauss eintraten. Vielleicht die wichtigste von diesen war die ‚Passauer Neue Presse‘, ihr Besitzer war niemand anders als Strauss‘ alter Freund, der in der FiBAG-Affäre eine so wesentliche Rolle gespielt hatte. Was Hans Kapfinger in seiner Zeitung schrieb, gibt so ziemlich die Reaktion der ganzen Gruppe wieder. Kapfinger machte keinen Unterschied zwischen Verdacht und Schuld. Schuldbeweis war für ihn die zersetzende Tendenz des ‚Spiegels‘, die Bonner Regierung lächerlich zu machen, und die Tatsache, dass das Magazin Stoff für kommunistische Propaganda lieferte. (Es ist nicht überraschend, sagte er, das ‚Pravda‘ und ‚Iswestija‘ unter den ersten gewesen waren, die sich für den verhafteten Augstein einsetzten.)

Kapfinger führte aus: «Uns interessiert nicht so sehr, ob ein ‚Spiegel‘-Redakteur in Spanien in einen Ziegenstall eingesperrt worden ist, uns interessiert auch nicht, ob Zeit und Stunde der Verhaftung den ‚Spiegel‘-Leuten angenehm war oder nicht. Wir halten es auch für unwesentlich, ob ein Bundesminister und ein Landesminister vorher nicht unterrichtet wurden ... Doch vorerst müssen wir uns mit der Überlegung auseinandersetzen: Wie, wenn wirklich der Mitarbeiterstab eines grossen Magazins zur Beschaffung von verräterischen Geheimnissen gedient hätte, unter dem Schutz der Pressefreiheit... Wie, wenn Leute mit solcher Einstellung jahrelang grössten Einfluss auf die öffentliche Meinung der Bundesrepublik ausüben durften?»

Indem er die Verhaftung von Augstein und seiner Redakteure gut hiess, gab Kapfinger den Gefühlen einer wesentlichen Bevölkerungsgruppe Ausdruck. Die Verhaftungen, hoffte er, wären ein Schlag gegen «Neutralisten, Krypto-Kommunisten, Pazifisten und linksdrallige Liberalisten», welche «die Geschäfte jener ausländischen Macht» betrieben, die nur an der Untergrabung des Rufs der Bundesrepublik interessiert sei.

Die Reaktion der Zeitungen mochte mehr oder weniger vorauszusehen gewesen sein, da es sich ja bei der Aktion gegen den ‚Spiegel‘ um die direkte Attacke gegen ein Presseorgan gehandelt hatte. Dass aber die Bevölkerung mit gleicher Heftigkeit reagierte, war eine grosse Überraschung und ein Faktum, mit dem der Verteidigungsminister nicht gerechnet hatte. Es ist schwer zu sagen, bis zu welchem Ausmass die

Presse den Anstoss zur leidenschaftlichen Stellungnahme des Publikums gab, oder wie sehr die öffentliche Meinung ihrerseits die Presse ermutigte. Jedenfalls ist es eine Tatsache, dass die deutsche Bevölkerung seit Kriegsende noch nie eine derart leidenschaftliche Anteilnahme an einem innenpolitischen Geschehen genommen hat.

In allen Teilen Deutschlands erhob sich ein wütender Proteststurm. Etwa 600 Universitätsprofessoren und Hochschullehrer richteten Protestbriefe an Regierung und Bundestag, und diese Briefe wurden in den Zeitungen abgedruckt. Sie prangerten nicht nur die angewandten Polizeimethoden an, sondern erhoben auch Vorwürfe gegen alle, die das Vertrauen des Volkes in die deutsche Demokratie untergruben und den deutschen Ruf im Ausland schädigten. Sie kritisierten die Regierung, einschliesslich Adenauer, wegen der ausweichenden Taktik, mit der sie ihre Handlungsweise zu rechtfertigen versuchte.

In Stuttgart veranstalteten Studenten, die sich den Mund mit Leukoplast verklebt hatten, einen Schweigemarsch. In Frankfurt liessen sich 100 Studenten auf der Hauptwache zu einem Sitzstreik nieder. In Berlin versammelten sich 700 Studenten, die Transparente trugen, um Protestbriefe und Telegramme von prominenten Intellektuellen zu verlesen. Zeitungen der verschiedensten politischen Schattierungen verbündeten sich, um dem ‚Spiegel‘ Schützenhilfe zu leisten. Den aus ihren Büroräumen vertriebenen Angestellten des Magazins wurden andernorts Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, und bekannte Journalisten und Fernsehkommentatoren offerierten ihre Dienste, um dem ‚Spiegel‘ unbehindertes weiteres Erscheinen zu ermöglichen.

Deutsche Presseorganisationen überschütteten die verantwortlichen Dienststellen mit einer Lawine von Protestbriefen. Der Journalistenverband verdamnte die Polizeimethoden und die Tatsache, dass die Polizei das Erscheinen der nächsten Ausgabe des ‚Spiegels‘ behinderte. Er erklärte, es handle sich um eine Verletzung des in der Verfassung verankerten Zensurverbots, und forderte eine unverzügliche Untersuchung.

Diese heftige Reaktion von Seiten der Öffentlichkeit und der Presse griff auch auf den Bundestag über und erfasste nicht nur die sozialdemokratische Opposition, sondern auch die FDP, die mit Adenauers und Strauss' Partei die Regierungskoalition bildete. Die FDP war besonders

aufgebracht, da ihr Justizminister Stammberger angehörte, den man übergangen hatte. In den folgenden Monaten gab es eine ganze Reihe von Anfragen; die Regierung berief sofort nach den Verhaftungen eine Pressekonferenz ein; im November fand im Bundestag eine dreitägige Debatte statt, und am 4. Februar des folgenden Jahres veröffentlichte die Regierung einen kompletten Bericht.

Die Presse und die meisten Abgeordneten nützten alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel aus, um der Sache auf den Grund zu gehen. Die Regierung jedoch war sich der möglichen Konsequenzen bewusst und war hauptsächlich bemüht, Anklagen zurückzuweisen und Untersuchungen zu verschleppen. Erst während der dreitägigen Debatte im Bundestag begann sie widerwillig zuzugeben, gewisse Irrtümer begangen zu haben. Kanzler Adenauer beteiligte sich an der Debatte mit einer Rede, die wahrscheinlich zu den unverantwortlichsten gehört, die ein deutsches Regierungsmitglied seit Kriegsende gehalten hat. Ahlers' Verhaftung in Spanien tat er als unwichtiges Detail ab, und hysterisch beschuldigte er Augstein, sich auf ungesetzliche Weise bereichert zu haben: «Wir haben einen Abgrund von Landesverrat im Lande ... Wenn von einem Blatt, das in einer Auflage von 500'000 Exemplaren erscheint, systematisch, um Geld zu verdienen, Landesverrat getrieben wird ...»

Adenauers Rede erbitterte sowohl die FDP als auch die Opposition auf das äusserste. Der FDP-Abgeordnete Wolfgang Döring erklärte, Adenauer mache sich durch seine Beschuldigungen an, vor einer Gerichtsverhandlung ein Urteil zu fällen, und stelle sich damit über das Gesetz.

Erst am dritten Tag der Debatte musste Strauss notgedrungen eingestehen, dass er Oberst Oster beauftragt hatte, die spanischen Behörden zur Festnahme Ahlers' zu verleiten. Der spanische Informationsminister Fraga Iribarne hatte nämlich auf einer Pressekonferenz Kopien des Interpol-Telegramms vorgelegt. In jener Zeit war Spanien bemüht, politisch allen NATO-Mitgliedern akzeptabel zu erscheinen, und die Angriffe der internationalen Presse, es wende faschistische Methoden an, kamen ihm äusserst ungelegen. Strauss leugnete immer noch ab, über die Aktion gegen den ‚Spiegel‘ etwas gewusst zu haben.

Jedoch etwa drei Monate später, am 30. Januar 1963, war Strauss gezwungen zuzugeben, dass er vor dem Bundestag die Unwahrheit gesagt hatte. In Beantwortung einer kleinen Anfrage der Opposition gestand die Regierung ein, dass Strauss nicht nur Adenauer im Voraus über die Untersuchung gegen den ‚Spiegel‘ informiert hatte, sondern auch, dass er in Anwesenheit von Hopf den Staatssekretär des Justizministeriums bewogen hatte, den Justizminister Dr. Stammberger nicht zu unterrichten. Strauss wurde nachgewiesen, fälschlich vorgegeben zu haben, dass dieser Auftrag vom Kanzler stammte. Adenauer liess in der Antwort auch erklären, dass er im Einzelfall keine Anweisung erteilt habe.

Der Regierungsbericht vom 4.2.1963 liess keinerlei Zweifel offen, dass Strauss seine Kompetenzen überschritten und in die des Justizministeriums eingegriffen hatte. Ferner, dass er wiederholt Presse und Bundestag belogen hatte.

Am 19.11.1962 demissionierten alle fünf Kabinettsminister, die der Koalitionspartei der FDP angehörten, als Folge der ‚Spiegel‘-Affäre. Sie weigerten sich, weiter einem Kabinett anzugehören, in dem Strauss vertreten war. Mitte Dezember bildete man eine neue Koalitionsregierung mit einem neuen Verteidigungsminister. Strauss wurde durch Kai-Uwe von Hassel abgelöst.

In den nächsten zweieinhalb Jahren setzte die Bundesanwaltschaft ihre Untersuchungen über die angebliche verräterische Tätigkeit der ‚Spiegel‘-Angehörigen fort. Die ursprüngliche Anklage lautete, der fragliche Artikel habe militärische Geheimnisse enthüllt. Es konnte sich aber nur dann um Geheimnisse gehandelt haben, wenn sie noch nicht veröffentlicht worden waren. Daher musste die Anklage beweisen, dass das Material noch nie publiziert gewesen war, und die Verteidigung hatte das Gegenteil nachzuweisen.

Der Stab des ‚Spiegels‘ sammelte in einem Mammutprogramm Unterlagen aus 157 Zeitungen, 49 Büchern und 12 anderen Quellen, die bewiesen, dass jedes im Artikel angeführte Detail bereits vorher veröffentlicht worden war. Doch bevor die Gruppe ihre Arbeit endgültig beendet hatte, begann der Generalbundesanwalt bereits die Anklagen nach

und nach fallenzulassen, und die meisten Verhafteten wurden auf freien Fuss gesetzt. Schliesslich blieben nur drei Beschuldigte übrig: Oberst Martin vom Verteidigungsministerium, Rudolf Augstein und Conrad Ahlers. Am 16. Oktober, zwei Jahre nach ihrer ursprünglichen Verhaftung, erhob der Generalbundesanwalt gegen die drei Männer die offizielle Anklage.

Die Verhandlung wurde ständig aufgeschoben, bis am 13. Mai 1965 der dritte Strafsenat des Bundesgerichtshofes entschied, das Hauptverfahren gegen Ahlers und Augstein nicht zu eröffnen, und sich eine Eröffnung gegen Martin vorbehielt. Einmal hatte der Kanzler von einem Abgrund von Landesverrat gesprochen, aber jetzt verliefen alle diesbezüglichen Massnahmen der Justiz im Sand.

Das Blatt hatte sich gewendet, jetzt war es an Strauss, sich zu verteidigen. Ein Ermittlungsverfahren der Bonner Staatsanwaltschaft gegen ihn und Hopf wegen Freiheitsberaubung und Amtsanmassung wurde schliesslich eingestellt. Aber der Staatsanwalt räumte ein, dass die Beschuldigung zu Recht bestand und dass Strauss' Befehl, Ahlers festnehmen zu lassen, zweifellos rechtswidrig gewesen sei. Doch Strauss erklärte, er hätte Oster den Befehl nur auf Grund der Information seines Staatssekretärs Hopf erteilt, ein Haftbefehl über Interpol wäre auf dem Weg nach Spanien. Und diese Erklärung konnte nicht widerlegt werden, denn Hopf weigerte sich, sie zu bestätigen oder in Abrede zu stellen. Strauss musste Verbotsirrtum zugebilligt werden.

Das Verfassungsgericht untersuchte dann, ob die gegen den ‚Spiegel‘ ergriffenen Massnahmen verfassungsmässig gewesen waren oder nicht. Dieses Gericht, das sich aus acht Richtern zusammensetzte, konnte zu keiner Mehrheitsentscheidung gelangen. Vier Richter stimmten mit ‚ja‘ und vier mit ‚nein‘, so dass die Verfassungsbeschwerde aus formalen Gründen zurückgewiesen werden musste.

Trotz allgemeinen Verlangens nach einer Änderung des Gesetzes für den Schutz von Staatsgeheimnissen und nach einer gewissen Garantie der Pressefreiheit wurde vorläufig in dieser Hinsicht nichts unternommen. Immerhin darf die ‚Spiegel‘-Affäre als der grösste politische Skandal im Nachkriegsdeutschland betrachtet werden. Denn sie zeigt,



wie verwundbar die deutsche Demokratie noch ist und wie stark der traditionelle Gehorsam und die Unterwürfigkeit der Obrigkeit gegenüber geblieben sind. Durch seine Berufung auf Adenauer bewog Strauss den Staatssekretär des Justizministeriums, seinen Minister über die vorgesehene Aktion, die dieser sicher nicht gebilligt hätte, im Unklaren zu lassen. Auf Grund seiner Autorität vermochte Strauss Oberst Oster dazu zu bringen, die gesetzwidrige Festnahme von Ahlers in Spanien zu veranlassen. Doch am wesentlichsten ist die Tatsache, dass Strauss in seiner Eigenschaft als Minister die Bundesanwaltschaft überzeugen konnte, dass Verhaftungen und Durchsuchungen notwendig waren. Ursprünglich zögerte Dr. Wagner, so drastische Massnahmen zu ergreifen. Doch als Staatssekretär Hopf ihm sagte, der Verteidigungsminister betrachte sie als unumgänglich, fügte er sich bereitwillig.

Aber gleichzeitig zeigte die lebhaftere Reaktion der Bevölkerung, der Presse und der liberalen Parteien ein äusserst ermutigendes Verantwortungsgefühl der Öffentlichkeit, das schliesslich über die Drahtzieher der Macht die Oberhand gewann.

Man muss sich fragen, was geschehen wäre, wenn Strauss die Einstellung des ‚Spiegels‘ hätte bewirken können. Es ist durchaus möglich, dass dann andere Presseorgane das gleiche Schicksal erlitten hätten. Dies hätte zur Folge gehabt, dass einer der Pfeiler der bundesdeutschen Verfassung – die Pressefreiheit – zusammengebrochen wäre und hätte unter Umständen die gesamte Zukunft der deutschen Demokratie in Gefahr bringen können.

Diese Spekulation mag übertrieben erscheinen, aber sie ist keineswegs unrealistisch. Nicht nur in Deutschland, auch in anderen Ländern wurden nationale Krisen ausgenützt, um das Parlament zu entmachten und die Verfassung zu beseitigen. Feindliche Spionage ist eine reelle Gefahr. Aber Spionagefieber kann ebenso gefährlich werden, wenn es ausgenützt wird, um allgemeine Hysterie zu verbreiten und Legalität ausser Kraft zu setzen.

## Ausblick

# 1968: Das Jahr der Selbstmorde

Der Herbst des Jahres 1968 brachte eine bisher nie dagewesene Fülle westdeutscher Spionageaffären. Zeitungen wetteiferten untereinander mit Riesenschlagzeilen über Selbstmorde, Überläufe und wagemutige Spionagebeutezüge. Eifrige Journalisten verstiegen sich in wilde Spekulationen, die – auf dem Papier – ein sensationelles Spionagenetz des Ostens entstehen liessen, das drohte, das gesamte Verteidigungspotential der Bundesrepublik und auch der NATO zu neutralisieren. Im Bundestag wurden Anfragen eingebracht und Untersuchungsausschüsse gebildet. Ausländische Spionagefachleute kamen, um bei den Untersuchungen zu helfen, und der amerikanische Verteidigungsminister Clifford äusserte öffentlich Zweifel an der bundesrepublikanischen Spionageabwehr.

Was daran Zeitungshysterie, was Wahrheit war, was absichtlich von den Russen in die Welt gesetzt worden war, wird sich wohl erst später vollständig zeigen. Jetzt, da die Staubwolken sich allmählich legen, zeichnen sich einige Dinge deutlicher ab.

### Hier die Chronologie der tragischen Ereignisse:

*Am 7. September 1968* wurde Gisela Mock, 48, ledig, Angestellte beim Führungsstab des Heeres, verhaftet, jedoch am 16. Oktober 1968 während des schwebenden Verfahrens vom Untersuchungsrichter gegen den Einspruch des Staatsanwalts wieder auf freien Fuss gesetzt.

*Am 21. September* wurde der Diplomingenieur Harald Gottfried, der im Kernforschungszentrum Karlsruhe gearbeitet hatte, verhaftet und des illegalen Kontakts zu Agenten der DDR angeklagt.

*Am 8. Oktober* erschoss sich Generalmajor Horst Wendland, 58, amtierender Vizepräsident des Bundesnachrichtendienstes (BND), und am gleichen Tag beging auch Flottillenadmiral Hermann Lüdke Selbstmord, seit über zwei Jahren stellvertretender Leiter der Abteilung Logistik beim NATO-Hauptquartier Europa.

*Am 14. Oktober* erhängte sich Regierungsdirektor Hans Heinrich Schenk vom Bundeswirtschaftsministerium mit seinem Hosengürtel in der Wohnung seiner Mutter.

*Am 16. Oktober* beging Edeltraud Grapentin, 52, Lektorin im Bundespresseamt, Selbstmord mit einer Überdosis an Schlaftabletten.

*Am 18. Oktober* erschoss sich Oberstleutnant Johannes Grimm, 54, vom Bundesverteidigungsministerium in seinem Dienstzimmer.

*Am 21. Oktober* fand man am Rheinufer die Leiche des Regierungshauptsekretärs im Verteidigungsministerium, Gerhard Böhm, 61.

*Am 29. Oktober* erklärte Generalbundesanwalt Ludwig Martin während einer Pressekonferenz, dass die vom Militärflughafen Zell gestohlene ‚Sidewinder‘-Rakete per Luftfracht nach Moskau geschickt worden sei. Die dafür verantwortlichen Ost-Agenten befänden sich in Haft.

*Ebenfalls im Oktober* erschien in der Presse die Schlagzeile ‚Sechs geflohene Spitzenagenten‘. Diese, hiess es, seien durch chiffrierten Funkspruch ‚Kongress beginnt‘ gewarnt worden und in die DDR geflohen. Ausserdem erschien in grosser Aufmachung ein Bericht, dass Teile von vier ‚Hawk‘-Raketen auf einem Schuttablageplatz gefunden worden seien.

All dies führte zu augenfälligen Schlagzeilen und wilden, intensiven Untersuchungen. Man konnte jedoch in den Fällen Wendland, Schenk, Grapentin, Grimm und Böhm noch keinerlei Verwicklungen in Spionagevorgänge entdecken. Gisela Mock hatte ihrem Geliebten und zweien seiner Freunde (die vorgaben, Angestellte des französischen Geheimdienstes zu sein), alle Agenten des Ostens, Briefduplikate zugehen

lassen. Die darin enthaltenen Informationen waren jedoch von geringer Bedeutung. Harald Gottfried arbeitete in einem Institut, dessen Forschungsergebnisse regelmässig veröffentlicht werden. Er hatte sich einige Male mit Vertretern des Ostens getroffen, doch die Informationen, die er ihnen möglicherweise gegeben hat, könnten von nur geringem Wert sein. Horst Wendland war ein ehrgeiziger Mann, dessen Karriere unerwartet blockiert wurde. Hans Heinrich Schenk war jung verheiratet und sexuell unsicher; die Vermutung, dass dies die Ursache seines Selbstmords in der Wohnung seiner Mutter war, scheint begründet. Edeltraud Grapentin hatte familiäre Schwierigkeiten, die unerträglich geworden sein könnten. Johannes Grimm glaubte, er sei unheilbar an Krebs erkrankt. Gerhard Böhm hatte bereits mehrmals mit Selbstmord gedroht.

Von den sechs Agenten, die geflohen sein sollten, wanderten ein Diplomphysiker und seine Frau aus familiären Gründen offen in die DDR ein; zwei weitere Paare, die illegal in die DDR gegangen waren, standen seit einigen Monaten unter Beobachtung, ohne dass die Verdachtsmomente für eine Verhaftung ausgereicht hätten. Bezüglich der ‚Hawk‘-Raketen stellte sich heraus, dass diese veraltet und absichtlich ausrangiert worden waren.

Ausser dem Fall Lüdke bleibt also nur noch die ‚Sidewinder‘-Affäre. Diese war ein aussergewöhnliches Abenteuer, eher auf dem Niveau eines James-Bond-Films als auf dem ernsthafter Spionage. Täter waren der Architekt Manfred Ramminger, der Schlossermeister Josef Linowski und der Starfighter-Pilot Wolf Diethard Knoppe. Mit Mikrofilmaufzeichnungen und technischen Daten nicht zufrieden, stahlen diese drei sowjetischen Agenten zwei hochkomplizierte Prototyp-Flugnavigationsgeräte und eine ‚Sidewinder‘-Rakete. Eines Nachts im April 1967 schleuste Hauptfeldwebel Knoppe Linowski im Kofferraum seines Wagens in den Sperrbezirk des Militärflugplatzes von Zell bei Neuburg an der Donau.

Dort brach Linowski in eine Flugzeughalle ein und zertrte das schwere Starfighter-Navigationsinstrument LN-3 zur Umzäunung des Rollfeldes, wo Ramminger wartete, um das Navigationsgerät in ein Auto zu verstauen. Ramminger fuhr mit dem Instrument im Werte von 350'000 DM zu einem Zivilflughafen, von wo er es als Reisegepäck nach Moskau schaffte.

Am 24. Oktober 1967 betraten Linowski und Knoppe erneut das Gelände des Zeller Militärflughafens und brachen in einen Schuppen ein, aus dem sie eine 150 Pfund schwere Rakete stahlen. Diese luden sie auf einen Sackkarren und schoben sie quer über das Rollfeld zur Umzäunung, wo Ramminger wieder im Auto auf sie wartete. Da der Wagen für die etwa 3 m lange Rakete nicht gross genug war, schlugen sie die hintere Scheibe ein. Hastig wickelten sie ein Stück Teppich um das herausstehende Ende der Rakete und fuhren dann 500 km quer durch Deutschland, in eine Stadt, in der sie eine geheime Werkstatt hatten. Dort zerlegten sie die mit dem neuesten Sprengkopf versehene Rakete in ihre Bestandteile und verpackten sie in Kisten. Diese sandten sie per Luftfracht nach Moskau, deklariert als Kfz-Ersatzteile im Wert von weniger als 1'000 DM.

Dieser Teil der Story wirft mehrere Fragen auf, die gar nicht oder nur unklar beantwortet werden können. Kann das Sicherheitssystem überhaupt so völlig undicht gewesen sein? Kannten die Russen die Einzelheiten der – in Vietnam häufig verwendeten – ‚Sidewinder‘-Rakete nicht? Warum diese etwas auffällige Reichhaltigkeit an romantisch klingenden Einzelheiten? Warum die plötzliche Enthüllung der Affäre ein Jahr nach der Tat? Und – vielleicht die bedeutendste Frage – wer hatte den grössten Nutzen von dieser ausführlichen und offenen Darstellung anscheinend völliger Unfähigkeit auf deutscher Seite?

Der Selbstmord Wendlands wirft ganz andere Fragen auf. Horst Wendland war ein Freund und Kollege General Gehlens, der über 20 Jahre lang Leiter des BND war. Seit mehr als einem Jahr litt Wendland an schweren Depressionen; zweimal hatte man ihm wegen Krankheit Regenerationskuren verordnet. Die Tatsache, dass ein seelisch kranker Mann, dessen Kenntnis des westdeutschen Geheimmaterials nur vom Leiter des BND übertroffen wurde, nicht nur seine Stellung behalten, sondern auch unter der Amtsperiode Wessels stellvertretender Leiter des BND sein sollte, deutet auf eine gewisse Verantwortungslosigkeit von irgendjemandem hin.

Wendland war amtierender Vizepräsident des BND und hatte gehofft, nach der Pensionierung General Gehlens im April 1968 dessen Nachfolger zu werden. Gehlen selbst hatte Wendland als einen von zwei

möglichen Nachfolgern empfohlen. Dann wurde aber General Gerhard Wessel, Generalleutnant der Bundeswehr und zuletzt im militärdiplomatischen Dienst, zum Leiter des BND ernannt. Dazu kam, dass Wessel darauf bestand, dass das Amt des stellvertretenden Leiters vorläufig unbesetzt bleiben sollte. Offensichtlich wollte der neue Leiter des BND Wendland erst kennenlernen – und ebenso offensichtlich bedeutete dies das Ende von Wendlands Karriere. Es ist bei einem seelisch kranken Menschen nicht unwahrscheinlich, dass er unter solchen Umständen Selbstmord begeht. Die Frage aber, warum General Gehlen, durch und durch professioneller Geheimdienstmann, seinen Stellvertreter anscheinend falsch eingeschätzt hatte, bleibt unbeantwortet.

Es bleibt uns nur noch der Fall des Admiral Lüdke. Der Admiral muss das ganze komplizierte Netz der Versorgungseinrichtungen der NATO gekannt haben. Als stellvertretender Leiter der Abteilung für Logistik zeichnete er auch für Nachschub und Reserven verantwortlich und war genau informiert über das Kriegspotential und die für den Ernstfall vorgesehenen Nachschubwege für die kämpfende Truppe. Wenn ein Mann von solcher Bedeutung von den Sowjets bezahlt worden wäre, hätte er zu den wahrhaft grossen Spionen der neuesten Geschichte gehört, vom Range eines Sorge, Philby, Frenzel oder Felfe. Doch trotz strengster Untersuchungen aller westlichen Geheimdienste fand sich kein Beweis für Spionage gegen ihn. Was dagegen bewiesen wurde, ist anscheinend die Untauglichkeit, Schlamperei und völlige Unfähigkeit der bundesrepublikanischen Geheimdienste. Das Niveau der Untersuchungen war jedenfalls so niedrig, dass der Fall Lüdke jedem, der sich mit dem Geheimdienstwesen beschäftigen möchte, als Paradebeispiel dafür dienen kann, wie man Spione *nicht* entlarvt.

Am 23. September 1968 merkte ein Laborassistent eines Bonner Fotogeschäfts, dass neun der winzigen Bilder, die er von einem Minox-Film vergrösserte, nicht die üblichen Ferien- und Familienschnappschüsse sondern Dokumente mit dem Stempel ‚NATO – secret‘ darstellten. Man benachrichtigte das 14. (politische) Kommissariat beim Bonner Polizeipräsidium. Es stellte sich heraus, dass der Besitzer des Films Flot-

tillenadmiral Lüdke war, der gerade von dem NATO-Hauptquartier in Casteau, Belgien, zurückgekehrt war. Die Polizei, die einen möglichen Spionagefall vermutete, hätte nach dem Gesetz sofort die Bundesanwaltschaft benachrichtigen müssen. Stattdessen wandte sie sich mit der Bitte um Amtshilfe an den MAD. Dies war der Augenblick, in dem die Untersuchung des Falls sich wie ein Zug, der über falsch gestellte Weichen fährt, auf Schienen geriet, auf denen sie unweigerlich entgleisen musste. Der MAD schien grösseres Interesse daran zu haben, die Marine vor schlechter Publicity zu bewahren, als den Fall aufzuklären. Statt den Admiral seinen Film ahnungslos mitnehmen zu lassen und dann zu beobachten, was er damit tat, entschied man sich, ihn mit dem *Corpus delicti* zu konfrontieren, in der Hoffnung, der Schock würde ihn dazu veranlassen, die Wahrheit zu sagen. Dieser Plan war nicht nur ein taktischer Fehler, sondern wurde zudem völlig laienhaft durchgeführt.

Man wartete vier Tage, bis zum 27. September, dem Tag der Pensionierungsfeier Lüdkes. Um 10.00 Uhr versammelten sich Vertreter des Verteidigungsministeriums feierlich, im Bonner Verteidigungsministerium, um dem Flottillenadmiral mit Zeugnissen der Anerkennung für seinen lebenslangen Dienst an der deutschen Marine und seinem Vaterland zu danken. Danach fand in einem Club ein Essen mit Toasts und Ansprachen statt. In einem passenden Augenblick bat Vizeadmiral Jeschonnek, Inspekteur der Marine, Lüdke, ihn in sein Dienstzimmer im Gebäude des Führungsstabs der Bundeswehr zu begleiten.

Dort erwarteten ihn einige MAD-Offiziere; der älteste, ein Major, leitete das Interview und konfrontierte Admiral Lüdke mit den Negativen und Vergrößerungen der Bilder aus seiner Minox-Kamera. Anfangs bestritt Lüdke, eine solche zu besitzen, dann sagte er, er habe sie bei FotoPorst gekauft. Später gab er zu, sie im Jahre 1966 in einem Geschäft in Köln gekauft zu haben. Dann bestritt er, je eines der Dokumente auf dem Film gesehen zu haben. Die MAD-Offiziere wussten, dass dies eine Lüge war, da Nachforschungen beim NATO-Hauptquartier in Casteau ergeben hatten, dass Lüdke selbst die Dokumente aufgesetzt hatte. Doch der Flottillenadmiral, durch die Anwesenheit seines Vorgesetzten ermutigt, bewahrte Haltung und bestritt weiterhin, je irgendwelche Dokumente fotografiert zu haben.

Der MAD-Major, eingeschüchtert durch die Anwesenheit des Marine-Inspektors und die hohen Ränge der beiden Marineoffiziere, beendete das Verhör. Flottillenadmiral Lüdke durfte das Verteidigungsministerium als freier Mann verlassen.

Es war zweifellos ein taktischer Fehler, eine Fehlkalkulation, den Admiral mit den Bildern zu konfrontieren, bevor man ihn gründlich verhört und eine Haussuchung durchgeführt hatte. Aber ihn von einem Offizier weit niedrigeren Ranges und in Anwesenheit des Marine-Inspektors, der nicht nur sein unmittelbarer Vorgesetzter, sondern ihm offensichtlich wohlgesinnt war, verhören zu lassen – das war auf lächerliche Weise unpassend. Lüdke war natürlich verzweifelt bemüht, seine Unschuld zu beteuern und in Anwesenheit seines Vorgesetzten seine Ehre zu verteidigen; dieser, als Offizierskamerad, ermutigte Lüdke natürlich, die Ehre der Marine zu wahren.

Wäre Admiral Lüdke mit erfahrenen Ziviluntersuchungsbeamten, mit härteren Polizei-Oberinspektoren oder einem Staatsanwalt oder Richter konfrontiert worden, wäre er unter der Belastung des Verhörs vielleicht zusammengebrochen. Wie die Dinge lagen, ging er abends nach Hause und hatte Zeit genug, eventuell vorhandenes belastendes Material zu vernichten.

Inzwischen hatte der MAD der Kriminalpolizei von dem ergebnislosen Verhör berichtet, und der Admiral erhielt für den nächsten Morgen, einen Samstag, eine Vorladung. Erst jetzt hielt man den Fall für ernst genug, um sich telefonisch mit einem Bundesanwalt in Karlsruhe in Verbindung zu setzen. Kriminalobermeister Rutkowski, der den Fall zu bearbeiten hatte, sprach mit Bundesanwalt Albin Kuhn (demselben Mann, der es in der ‚Spiegel‘-Affäre so eilig hatte, die Haftbefehle zu beantragen); dieser verwies ihn seinerseits an den diensthabenden Bundesanwalt, da er selbst sich im Urlaub befand. Aber gerade als Rutkowski unter grossen Schwierigkeiten Verbindung mit dem Notdienst bekommen hatte, trat Admiral Lüdke ein, gekleidet in einen grünen Jägerrock. Hastig legte Rutkowski den Hörer auf und begann zusammen mit einem Kollegen ein siebenstündiges Verhör, das ebenso ergebnislos verlief wie das des MAD. Dann begleiteten zwei Polizeibeamte den Admiral zu seinem Haus, durchsuchten aber nur sein Arbeitszimmer, um ihn vor seiner Familie nicht in Verlegenheit zu bringen. Man fand nichts, und



es wurden bis nach dem Wochenende keine weiteren Schritte unternommen. Noch mehr Zeit war verschwendet, man hatte bei der Behandlung des Falls noch mehr Fehler gemacht.

Von Anfang an, nachdem die Polizei erkannt hatte, dass die Dokumente auf dem Minox-Film geheim waren, hätte die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe benachrichtigt werden müssen. Diese hätte den Fall an die Sicherungsgruppe Bonn zur Untersuchung und Beobachtung Admiral Lüdkes weiterleiten sollen. Anders als die Bonner Kriminalpolizei gehört die Sicherungsgruppe Bonn zum Bundeskriminalamt, und ihr Personal besteht aus vortrefflich ausgebildeten Beamten, die fähig sind, Staatsoberhäupter zu schützen und Fälle von politischen Verbrechen und Spionage zu behandeln. Bei politischen Verbrechen oder Spionagefällen wird die Sicherungsgruppe nach den Weisungen der Bundesanwaltschaft tätig, wenn ein Länderinnenminister darum ersucht oder der Bundesminister des Inneren es anordnet. Doch in diesem Fall wurde sie noch nicht einmal konsultiert.

Stattdessen leitete die Bonner Kriminalpolizei den Fall an den MAD weiter. Montagmorgen setzte sich die Polizei endlich mit Generalbundesanwalt Martin in Karlsruhe in Verbindung. Aber statt den Fall an sich zu ziehen und die Sicherungsgruppe Bonn mit den Ermittlungen zu beauftragen, meinte er, es seien schon so viele schwere Fehler begangen worden, dass eine Dauerobservierung des Admirals zwecklos wäre. So liess er die Angelegenheit in den Händen der Bonner Polizei.

Das erste, was Presse und Öffentlichkeit von der Affäre erfuhren, war, dass der Admiral am 8. Oktober in einem bewaldeten Jagdgebiet nahe dem kleinen Dorf Immerath in der Eifel Selbstmord begangen hatte. Doch obwohl es sich nach offiziellen Verlautbarungen um Selbstmord handelte, lassen die Umstände seines Todes beträchtliche Zweifel daran aufkommen.

Der Admiral war ein leidenschaftlicher Sportler und hatte vorher seine Absicht, am 8. Oktober jagen zu gehen, bekundet. Um 10.00 Uhr hatte er sich mit einem Förster in Verbindung gesetzt und um 12.00 Uhr hatte er mit dem Oberförster gesprochen. Um 15.00 Uhr hörten die Einwohner eines nahegelegenen Dorfes einen Schuss. Etwas später fand man Admiral Lüdke neben seinem Wagen auf dem Bauch liegend. Sei-

ne Füße waren nicht weit vom Auto entfernt, und auf seinen Waden lag der Lauf eines Gewehres, dessen Kolben auf dem Boden des Wagens lag. Die Autotür daneben war offen. Im linken Schulterblatt hatte der Admiral ein kleines Schussloch und in der Brust eine faustgrosse Wunde; der hintere Teil des Wagens war mit Blut bespritzt. Die Diagnose des ersten Arztes, der am Ort des Geschehens ankam, lautete ‚Ursache ungeklärt‘, während ein ihn begleitender Amtsgerichtsrat den Tod als Jagdunfall deklarierte und den Körper zur Beerdigung freigab. Diese Freigabe wurde jedoch zwei Tage später auf Anordnung der Bundesanwaltschaft revidiert.

Später versuchte der Arzt, ebenfalls begeisterter Jäger, den Vorfall mit Auto und Gewehr zu rekonstruieren. Dabei gelangte er zu der Überzeugung, dass Selbstmord nicht in Frage kam. Die Kugel hatte den Brustkorb in waagerechter Schussbahn durchdrungen, und normalerweise ist die Eintrittswunde kleiner als die Austrittswunde. Auch gab es keine Erklärung dafür, wie das Gewehr auf die Unterschenkel des Admirals zu liegen gekommen war. Ein Unfall schien im Fall Lüdke auch deshalb unwahrscheinlich, weil Lüdke zeit seines Lebens Jäger und also versiert im Umgang mit Gewehren war.

So ist es verständlich, dass trotz der offiziellen Darstellung des Falles als Selbstmord und trotz der Tatsache, dass man Lüdke bis dahin Spionage nicht nachweisen konnte, verschiedene Theorien über Admiral Lüdke und die Ursache seines Todes aufgestellt wurden. Die dramatischste ist die, dass Lüdke einer der grössten Geheimagenten und ein Komplize Horst Wendlands, des stellvertretenden Leiters des BND, war, der sich am selben Tag erschoss.

Eine mögliche Erklärung ist, dass Lüdke bei etwas ertappt wurde, was wahrscheinlich alle NATO-Offiziere häufig tun: nämlich bei der Weitergabe von speziellem NATO-Geheimmaterial an ihre eigenen Regierungen. Um zu vermeiden, dass Deutschland und das deutsche NATO-Offizierskorps in Misskredit gerieten, wenn er diese ‚Unebenheit‘ verriet, beging er Selbstmord – oder wurde von einem anderen patriotischen Offizier getötet. Dies könnte auch als Erklärung dafür genommen werden, dass der MAD sich mit dem Fall so wenig befasste und dass er nicht den zivilen Beamten der Sicherungsgruppe Bonn übergeben wurde.

Eine andere Möglichkeit ist, dass die Affäre von den Russen inszeniert wurde, um unter den NATO-Partnern Misstrauen gegen die Deutschen zu verbreiten und das deutsche Offizierskorps in Misskredit zu bringen. Die Dokumente auf dem Minox-Film könnten von russischen Agenten absichtlich hintenherum zur Entdeckung preisgegeben worden und Lüdkes Selbstmord die Folge einer Panik angesichts eines so überwältigenden Beweises gewesen sein.

Es bleiben noch unbeantwortete Fragen. Wie kann man so dumm und dilettantisch einen solchen Film bei einem Fotohändler entwickeln lassen? Warum keine Verlautbarung, ob die fotografierten Dokumente wirklich geheim und wie wichtig sie waren? Wenn, nachdem die Polizei die Untersuchungen aufgenommen hatte, Lüdke sterben musste – warum die Verzögerung? Wenn das Ziel die Aufdeckung der Hintergründe war, warum das Verhör vor Lüdkes Vorgesetztem, warum eine offizielle, von zahlreichen Offizieren und Beamten besuchte Feier?

Alle Fragen führen schliesslich zu einer einzigen bohrenden Frage. Warum sind die deutschen Geheim- und Abwehrdienste zersplittert, warum wetteifern sie gegeneinander und haben eine so unterschiedliche Verteilung von Befugnissen und Zuständigkeiten, warum sind sie so offensichtlich und ausserordentlich unwirksam?

Aber die Hysterie, die wilden Spekulationen und journalistischen Ausflüge ins Reich der Phantasie hatten ein gutes Ergebnis. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung musste Bundeskanzler Kiesinger endlich eine Zusammenkunft aller Staatssekretäre, die mit Geheimdienst und Spionage zu tun haben, einberufen; diese sollte deren verschiedene Tätigkeiten untersuchen und Verbesserungsvorschläge machen. Die Kommission zog bald einen Strich unter die Gespenstergeschichten, die der Anlass ihres Entstehens waren, beschloss aber, dass die sechs Staatssekretäre – Carstens (Bundeskanzleramt), von Hase (Verteidigung), Gumbel (Inneres), Ehmke (Justiz), Duckwitz (Auswärtiges), Wetzel (Gesamtdeutsche Fragen) – einmal monatlich mit den Leitern der drei bundesdeutschen Geheimdienste BND, Verfassungsschutz und MAD und dem Generalbundesanwalt Zusammentreffen sollten, um die Spionageabwehr zu koordinieren.

Die Kommission empfahl auch personelle Veränderungen und Verbesserungen der Ausrüstung und Finanzen der Abwehrdienste; ferner neue und bessere Bestimmungen und Techniken der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Geheimdiensten sowie eine Erweiterung der Befugnisse der Sicherungsgruppe Bonn. Doch das Parlament, das bereits mehrere geplante Umstrukturierungen der Geheimdienste in den Schubladen hatte enden sehen, beschloss, einen interfraktionellen Ausschuss – vielleicht den eindrucksvollsten, den es je gegeben hat – einzuberufen, der aus den Fraktionsvorsitzenden der drei im Parlament vertretenen Parteien und der stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der Regierungsparteien bestehen sollte: Rainer Barzel (CDU) und Richard Stücklen (esu), Helmut Schmidt und Martin Hirsch (SPD) und Wolfgang Mischnik (FDP).

Die meisten Probleme und Mängel der westdeutschen Spionageabwehrdienste führen von den besonderen politischen Bedingungen im Nachkriegsdeutschland zur Zeit ihrer Gründung her. Die Erinnerung an Himmlers allmächtiges Reichssicherheitshauptamt war noch sehr lebendig. Um die mit einer solchen zentralen Sicherheitsorganisation verbundenen Gefahren zu umgehen, empfahlen die Alliierten Hochkommissare, politische Sicherungsaufgaben und Polizeigewalt den Ländern zu übertragen. Die Bundesbehörde sollte nur die Aufgabe haben, Unterlagen zu sammeln und die Ergebnisse und Untersuchungen der Landesämter für Verfassungsschutz zu koordinieren. Unter diesen Bedingungen wurden der Bundesverfassungsschutz und die elf Landesämter für Verfassungsschutz gegründet, mit der Aufgabe, verfassungsfeindlichen Bestrebungen entgegenzutreten. Das Gesetz sah auch vor, dass das BfV dem Bundesinnenministerium unterstellt werden sollte, die Landesämter für Verfassungsschutz aber im Gesetz nicht näher bestimmten Behörden eines Landes unterstellt sein dürften.

Anfangs stand es außer Frage, dass man die Spionageabwehr nicht in die Kompetenzen des Verfassungsschutzes einbeziehen würde. Erst im Jahre 1954 kamen die Länderinnenminister überein, dass die Spionageabwehr in ihre Zuständigkeit gehöre. Es war nicht überraschend, dass diese Landesämter für Verfassungsschutz, so ausreichend sie sind, um verfassungsfeindlichen Bestrebungen von Rechts- und Linksradika-

len entgegenzutreten, der Verantwortung für Spionageabwehr nicht gerecht werden konnten. Politische Angriffe von rechts- oder linksradikalen Organisationen sind normalerweise direkt nur von regionaler Bedeutung, wohingegen Spionagedienste meist im ganzen Bundesgebiet unabhängig von den Ländergrenzen operieren. Geheimdienste des Ostens werden ihre Spionagetätigkeit kaum auf den Versuch beschränken, Militärlager und -flughäfen oder Fabriken etwa des Landes Hessen allein auszuforschen, sondern ihre Bemühungen auf die gesamte Bundesrepublik ausdehnen. Nicht nur unterscheiden sich die Notwendigkeiten des politischen Verfassungsschutzes geographisch und politisch von denen der Spionageabwehr, sondern für die letztere sind ganz andere Methoden und eine völlig andere Einstellung angezeigt. Diejenigen, die gegen die Verfassung handeln, sind im allgemeinen Deutsche, gewöhnliche Bürger mit extremistischen Idealen, die wirklich glauben, im Rahmen ihrer Rechte für das Wohl ihres Landes zu arbeiten. Spione und Verräter sind meist Professionelle und häufig Ausländer, die von mächtigen und rücksichtslosen Organisationen angeleitet werden, die bewusst und planmässig gegen das Gesetz arbeiten. Für die einen braucht man einen Menschen mit Einfühlungs- und Überzeugungsvermögen und mit politischer Ausbildung, der sich streng an die Gesetze und moralischen Normen seines Landes hält; für die anderen benötigt man jemanden, der rücksichtslos und gerissen ist, bereit, sich unwürdiger aber wirksamer Methoden zu bedienen, um sein Ziel zu erreichen. Vereint man diese beiden Funktionen in einer Organisation, so muss diese auf beiden Gebieten unweigerlich erfolglos sein. Es war die Unvereinbarkeit dieser beiden Erfordernisse, die Otto John die Nerven kostete, gerade als auch die Spionageabwehr dem Verfassungsschutz unterstellt wurde.

Eine weitere Organisation, deren Zweck und Befugnisse beträchtlich geändert wurden, ist die zum Bundeskriminalamt gehörende Sicherungsgruppe Bonn, die ursprünglich gegründet worden war, um wichtige Regierungsmitglieder und bei Staatsbesuchen ausländische Staatsoberhäupter zu schützen, also als eine Art politischer Leibwache. Später erhielt sie zusätzlich die Aufgabe, als Ermittlungsorgan des Generalbun-

desanwaltes in Hoch- und Landesverratsachen tätig zu werden. Wie die Verfassungsschutzämter hat auch die Sicherungsgruppe Bonn keine exekutive Gewalt. Sie darf nur in zwei Fällen strafbare Handlungen selber verfolgen – wenn eine Landesbehörde darum ersucht oder der Bundesminister des Innern es anordnet.

Die Zusammenarbeit dieser Organisationen sieht so aus:

Ein Landesamt für Verfassungsschutz wird auf einen verdächtigen Umstand aufmerksam; seine Angestellten stellen Beobachtungen an und sammeln Material; unterdessen wird das Bundesamt für Verfassungsschutz benachrichtigt, der seinerseits andere eventuell betroffene Ämter informiert. Wenn das zuerst auf den Fall aufmerksam gewordene Amt meint, genügend Material für eine strafrechtliche Verfolgung zusammengetragen zu haben, übergibt es den Fall dem Generalbundesanwalt, der seinerseits die Unterlagen an die Sicherungsgruppe Bonn weiterleitet. Nach Beendigung ihrer Untersuchungen benachrichtigt diese die Staatsanwaltschaft, die dann die örtlichen politischen Kommissariate der Kriminalpolizei beauftragt, die Verhaftungen vorzunehmen. Die betreffenden Informationen müssen also mehrere Male von einer Organisation an eine andere weitergegeben werden – und die Chance, dass etwas durchsickert oder sich Irrtümer einschleichen, ist um das Vielfache multipliziert.

Eine weitere ungewöhnliche Organisation ist der MAD. Die Streitkräfte, die am häufigsten Ziel gegnerischer Spionage sind, haben ihren eigenen Spionageabwehrdienst, den MAD, der eifersüchtig darüber wacht, dass sein Territorium vor den neugierigen Augen der anderen Geheimdienste geschützt ist. So enden die Untersuchungen des Verfassungsschutzes normalerweise vor den Toren von Kasernen oder Militärflughäfen. Zur Sicherung der Streitkräfte gegründet, scheint der MAD diese häufig nur vor den anderen Geheimdiensten zu schützen; die missliche Behandlung des Falles Lüdke war ebenso dem Wunsch des MAD, einen Teil der Streitkräfte nicht in Verlegenheit zu bringen, zuzuschreiben, wie seiner Unfähigkeit und Unerfahrenheit in Spionage und Abwehr. Die nur vage und komplexe Zusammenarbeit der Geheimdienste und ihre Neigung, ihre eigenen Befugnisse und Kompetenzen zu vertei-

digen, hat es gelegentlich Agenten möglich gemacht, an mehrere deutsche Geheimdienste gleichzeitig dieselbe Information zu verkaufen.

Eine Vielzahl selbständiger Sicherungsorganisationen könnte sich mit einem Spionagefall beschäftigen: die elf Landesämter für Verfassungsschutz, das Bundesamt für Verfassungsschutz, der MAD, die politischen Kommissariate der Kriminalpolizei, die politische Abteilung des Bundeskriminalamtes, das ist die Sicherungsgruppe Bonn, und der BND, der hier jedoch nur die Aufgabe hat, seine eigene Infiltrierung zu verhindern. Die zwölf Ämter für Verfassungsschutz haben eine Anzahl von Richtlinien und geheimen Anweisungen, um die Grundlagen ihrer Zusammenarbeit zu regeln. Aber diese Bestimmungen sind so zahlreich, vage und widersprüchlich, dass die verschiedenen Organisationen nicht ohne ständige Spaltung und Arbeitshemmung kooperieren können. Jeder Vorgang während einer Untersuchung durch eines der Ämter bedarf, wenn gemäss den Bestimmungen gehandelt wird, einer endlosen Reihe von Verbindungen, normalerweise per Fernschreiben, mit den anderen Ämtern. Das ist Zeitverschwendung, erzeugt schlechte Beziehungen zwischen den einzelnen Organisationen, und vor allem lässt es der Sicherheit keine Chance.

Die Erfahrung von vierzehn Jahren mit Fällen wie John, Felfe und Lüdke hat gezeigt, dass bei den Vorkehrungen gegen eine Konzentration von politischer Macht und Polizeigewalt des Guten zu viel getan wurde. Die Zersplitterung der Macht war weitaus zu gross, und die verschiedenen Organisationen waren zu unabhängig voneinander, um eine effektive Verteidigung gegen die zentralisierten und koordinierten Angriffe von osteuropäischen Geheimdiensten zu ermöglichen. Gravierende – und gefährliche – Schwächen traten hervor.

1. Zu viele getrennte Ämter und Organisationen – auf Bundes- wie auf Landesebene – sind mit der Aufdeckung und Verfolgung von Spionagefällen beschäftigt.
2. Zu viele separate Polizeiabteilungen- auf Bundes- und Landesebene – haben die Aufgabe, die strafrechtliche Verfolgung von Spionagefällen vorzubereiten.
3. Spionageabwehr und Verfassungsschutz sind in ihren grundlegenden Zielen und Erfordernissen zu verschieden, um derselben Organisa-

tion anzugehören. Spionageabwehr ist ein Problem des Bundes, der Schutz der Verfassung betrifft die Länder.

4. Die Weitergabe von Informationen und die Zusammenarbeit zwischen den für Spionageabwehr zuständigen Abteilungen der Ämter für Verfassungsschutz funktioniert schlecht.
5. Die Befugnisbereiche der einzelnen Organisationen sind zu vage definiert; das führt zu Lücken und Überschneidungen in der Aufklärungsarbeit.
6. Die im Ausland durchgeführte Gegenspionage des BND überschneidet sich gelegentlich mit der vom Verfassungsschutz betriebenen Spionageabwehr und widerspricht ihr manchmal. Aus diesen Schwächen könnten sich folgende Änderungsvorschläge ergeben:
  1. Herauslösung der Abteilungen für Spionageabwehr aus den Verfassungsschutzämtern.
    - a) Schaffung einer Spionageabwehrorganisation auf Bundesebene mit Zweigstellen in den Ländern, die Spione und Verräter auf deutschem Boden zu verfolgen und zu observieren hätten, bei gleichzeitiger Infiltrierung ausländischer Geheimdienste, um Informationen über deren Agenten in der BRD zu bekommen.
    - b) Beschränkung der Befugnisse der Ämter für Verfassungsschutz auf die politischen Sicherungsaufgaben in der Bundesrepublik. Entwurf einfacher und klarer Bestimmungen über Austausch von Informationen und Zusammenarbeit.
  2. Erweiterung der Befugnisse der Sicherungsgruppe Bonn des **BKA** zur alleinigen Organisation, die, nach Vorbereitung durch die Spionageabwehr und auf Anordnung der Bundesanwaltschaft, Spionagefälle zur strafrechtlichen Verfolgung vorzubereiten und zu übernehmen hätte. Die Sicherungsgruppe Bonn sollte das Recht bekommen, auf Anordnung der Bundesanwaltschaft Hausdurchsuchungen und vorläufige Festnahmen vorzunehmen.
  3. Schaffung einer zum Bundeskriminalamt gehörigen politischen Abteilung, die als einzige das Recht haben sollte, nach der Untersuchung durch eines der Ämter für Verfassungsschutz die strafrechtliche Verfolgung bei politischen Straftaten vorzubereiten; auf besondere An-



ordnung der Staatsanwaltschaft sollte sie zu Haussuchungen und vorläufigen Festnahmen berechtigt sein.

4. Die Aufgaben des MAD sollten auf interne, präventive Sicherheitsmassnahmen für Heer, Marine und Luftstreitkräfte beschränkt sein.

## Nachwort

von Hans Detlev Becker

In der Bundesrepublik findet – mit Recht – niemand etwas dabei, wenn Wirtschaftsunternehmen finanzielle Studienhilfe gegen die Verpflichtung gewähren, dass der geförderte Kandidat oder Doktorand nach dem Examen in den Dienst des fördernden Unternehmens tritt. Erkundigt sich aber der Bundesnachrichtendienst nach Studenten, die sich als beamtete wissenschaftliche Mitarbeiter im Geheimdienst eignen würden, so alarmiert der Rektor die Öffentlichkeit mit akademischem Protest wegen Gefährdung der freien Wissenschaft.

Geheimdienst ist für deutsche Begriffe gleichbedeutend mit Spitzelei, Intrige, Verrat und Schlimmerem. Kaum jemand bequemt sich, geheime Aufklärung und geheime Abwehr zu unterscheiden. Bundesnachrichtendienst (BND), Militärischer Abschirm-Dienst (MAD) und Verfassungsschutz – wer schon weiss sie in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten zu definieren; Spionage, Gegenspionage und Spionageabwehr – wer schon weiss den Unterschied zu erklären?

Traditionelle Geringschätzung des militärischen Evidenzdienstes, der Horror vor Gestapo und SD, Geheimdienstaffären der Nachkriegszeit, die sich mit Namen wie Otto John, Felfe, Pätsch, Wendland oder Lüdke verknüpfen – dies alles hat dazu geführt, dass Begriffe wie Nachrichtendienst, v-Mann, Verfassungsschutz, Telefonüberwachung, Observation, Spionageabwehr als ebenso odiose wie unscharfe Synonyme für Tätigkeiten gebraucht werden, mit denen ein anständiger Mensch nichts zu tun hat.

Die Chefs der drei grossen und elf kleinen Geheimdienstbehörden\*, die Regierungen und die Parlamente haben vielleicht wenig tun können

\* Bundesnachrichtendienst (BND), Militärischer Abschirm-Dienst (MAD), Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV), elf Landesämter für Verfassungsschutz (ÄfV).

und jedenfalls wenig getan, um im Sinne moderner Public Relations den schlechten Ruf ihrer Dienste zu bessern und sie politisch zu legitimieren. Reinhard Gehlen, Gründer und langjähriger Chef des Bundesnachrichtendienstes, investierte Energie und Ehrgeiz in das überflüssige Bestreben, für die Öffentlichkeit ebenso unsichtbar zu sein wie der Chef des Secret Service. Sein Nachfolger, Gerhard Wessel, scheint als Typ des eleganten Militär-Diplomaten den öffentlichen Auftritt weniger zu scheuen und wird damit sicherlich auf die Dauer seinem Dienst politische und öffentliche Sympathien gewinnen, ohne dadurch dessen Operationen zu beeinträchtigen.

Der Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz ist als ‚scheuer Ministerialstrategie‘ beschrieben worden und hat sicher gut daran getan, als Nachfolger des ins Zwielicht geratenen Otto John die öffentlichen Kontakte zunächst einzuschränken, hätte jedoch sicherlich ebensogut daran getan, mit der ihm eigenen soliden Bonhomie des ehemaligen Bundesanwalts einmal vor die Fernsehkamera zu treten, als der Verfassungsschutz-Angestellte Werner Pätsch das eigene Amt illegaler Praktiken beschuldigte, oder vor eine Pressekonferenz, wenn die jährlichen Tätigkeitsberichte des Amtes bekanntgegeben wurden. Schriftliche Erfolgsberichte in dem nur scheinbar unabhängigen Pressedienst ‚Innere Sicherheit‘ können persönliche Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft nicht ersetzen. Die Weisung des Bundesinnenministeriums, dass der Spionageabwehr-Chef des Verfassungsschutzes auch in einer Krise der Spionageabwehr wie den verfahrenen Ermittlungen gegen den Flottillenadmiral Lüdke kein Presse-Interview über die allgemeinen Probleme und Erfolge seines Dienstes geben dürfe, weil der einzelne Beamte nicht herausgestellt werden solle, zeugt von einem pbsolenten Geheimratsdenken, das im Effekt den politischen und öffentlichen Belangen der Abwehrbehörden schadet.

Halbherzig und undurchdacht waren auch alle bisherigen Ansätze, die Beziehungen der Geheimdienste zur Regierung, zum Parlament und untereinander zu ordnen und zu festigen. Der Zustand, dass für den Militärischen Abschirm-Dienst das Verteidigungsministerium und der Verteidigungsausschuss, für den Verfassungsschutz des Bundes das Innenministerium und der Innenausschuss, schliesslich für den Bundes-

nachrichtendienst das Bundeskanzleramt zuständig sind, möchte noch hingehen, wenn für angemessene Koordinierung gesorgt wäre. Der Auftrag des Bundesministers für die Angelegenheiten des Bundesverteidigungsrats, die Geheimdienste auf Regierungsebene zu koordinieren, war jedoch ebenso kurzlebig und politisch unseriös wie das seinem Träger Heinrich Krone auf den Leib geschneiderte Ministeramt selbst. Mit Erhard wurde Krone, mit Krone das Ministerium für die Angelegenheiten des Bundesverteidigungsrats und mit dem Ministerium der Koordinierungsauftrag überzählig, ohne dass der Minister auch nur ein einziges Mal die Geheimdienstchefs zu einer Aussprache versammelt gehabt hätte. Sein Staatssekretär Reinhold Merker, als ehemaliger Abteilungsleiter im Bundeskanzleramt erfahren in BND-Angelegenheiten und persönlich für heikle Koordinierungsaufgaben besonders geeignet, musste die Zeit bis zum Ruhestandsalter im Ernährungsministerium absitzen, ohne je wieder in geheimdienstlichen Angelegenheiten herangezogen zu werden. Durch derartige politische Spielereien sind zukünftige Vorschläge einer Koordinierung auf Regierungsebene von vornherein belastet.

Als belastende politische Spielerei müssen auch die Vorgänge bei der Neubesetzung des BND-Präsidiums bezeichnet werden. Dass Präsident Reinhard Gehlen 1967 das gesetzliche Ruhestandsalter für Beamte erreichen würde, war eine ebenso simple Aktenweisheit wie die Tatsache, dass sein Vizepräsident Hans Heinrich Worgitzki aus Gesundheitsgründen seit längerem nicht mehr dienstfähig war und im gleichen Jahr endgültig in den Ruhestand versetzt werden musste. Statt aber rechtzeitig ein politisch durchsetzbares Konzept für die Präsidialbesetzung zu entwickeln, wurde die Entscheidung à la Bonn ausgeklammert, indem man die Amtszeit Gehlens um die gesetzliche Höchstdauer von zunächst einem Jahr verlängerte und mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Vizepräsidenten einen Abteilungsleiter, den Generalmajor Horst Wendland, beauftragte.

Wie sehr der innere Zusammenhalt einer so sensiblen und schwierigen Organisation, wie es ein Geheimdienst ist, durch Unklarheiten über die Kontinuität der Führung belastet wird, vermag auch ein Laie zu ermessen. Vermutlich wäre die Amtszeit Gehlens noch mehrmals um je

ein Jahr verlängert worden, wenn nicht die Entscheidung zwingend geworden wäre, den Bundeswehr-General Gerhard Wessel entweder als Nachfolger zu bestellen oder ihn für eine NATO-Spitzenposition freizugeben und damit als Anwärter für das Amt des Geheimdienst-Präsidenten zu verlieren.

Als sachbezogen sind derartige Entscheidungskriterien schwerlich zu bezeichnen, und sie zogen denn auch sogleich weitere Verwicklungen nach sich: Wessel konnte infolge des zunächst verschleppten, dann überstürzten Angebots die Bedingung durchsetzen, dass sein Stellvertreter erst nach seiner eigenen Einarbeitung und mit seinem Einverständnis berufen werde. Er wird sein erstes Amtsjahr beenden, ohne dass eine Entscheidung gefallen ist. Auch die Sozialdemokraten erhoben Anspruch auf Mitsprache bei der Ernennung eines Vizepräsidenten und lancierten den Vizepräsidenten des Bundesamtes für Verfassungsschutz, Dr. Günther Nollau. Jedoch sprechen der polyglotte General-Diplomat Wessel und der obersächsische politische Nahkämpfer Nollau, wörtlich wie bildhaft gemeint, verschiedene Sprachen, und auch das kollektive Selbstwertgefühl der Beamten des Bundesnachrichtendienstes, ohnehin sensibel angesichts der Tatsache, dass der neue Präsident aus der Bundeswehr und nicht aus den eigenen Reihen hervorging, konnte durch nichts mehr schockiert werden als durch den Vorschlag, der Vizepräsident eines konkurrierenden Dienstes solle die gleiche Position im eigenen Dienst erhalten. Die vorläufigen Resultate dieser Bonner Personalpolitik bei der Besetzung der BND-Spitze sind eine andauernde Vakanz der Vizepräsidenten-Stelle, der Selbstmord des amtierenden Vizepräsidenten Horst Wendland aus Enttäuschung darüber, dass er bei den Plänen zur endgültigen Stellenbesetzung unberücksichtigt blieb, und ein Prestigeverlust Nollaus auch im Verfassungsschutz, nachdem er als Vizepräsident des Bundesnachrichtendienstes öffentlich lanciert, aber nicht ernannt worden war.

Im parlamentarischen Bereich mutet wenig glücklich an, dass der sogenannte Vertrauensmänner-Ausschuss des Bundestags, der über Geheimdienst-Angelegenheiten, auch solche des Bundesnachrichtendienstes, informiert wird, kein geschäftsordnungsmässiger Ausschuss des

Bundestags, sondern ein Gremium sui generis ist und zur Hälfte aus den ohnehin überlasteten Vorsitzenden der drei Bundestags-Fraktionen besteht, während doch eine so bedeutungsvolle Tätigkeit volle Konzentration auf dieses Amt angezeigt erscheinen lassen würde.

Als sich nach den zwischen Kriminalpolizei, MAD, Verfassungsschutz und Generalbundesanwalt verfahrenen Ermittlungen im Falle des Spionageverdachts gegen den Flottenadmiral Lüdke der Bundestag zur Einsetzung eines Untersuchungsausschusses entschliessen musste, um die Wirksamkeit der organisatorisch und kompetenziell zersplitterten Spionageabwehr zu überprüfen, muteten die politisch-personellen Implikationen bei der Besetzung des Ausschusses ebenfalls als nicht ausschliesslich sachbezogen an. Die CDU/CSU entsandte mit Rücksicht auf Regierungsinteressen nicht spezielle Sachkenner, sondern den Fraktionsvorsitzenden Barzel und den csu-Landesgruppenvorsitzenden Stücklen in den Ausschuss, was für die Sozialdemokraten, die turnusgemäss den Ausschuss vorsitzenden zu stellen hatten, Grund genug war, auch ihrerseits den Fraktionsvorsitzenden Helmut Schmidt zu benennen. Da andererseits die Interessenlage der CDU und die Koalitionsbelange im Wahljahr keinen politischen Lorbeer durch ein kritisch-reformistisches Resümee der Ausschuss-Mehrheit erwarten liessen, war sich Schmidt doch wiederum zu schade für den Ausschuss-Vorsitz und überliess ihn seinem Fraktionskollegen Martin Hirsch. Das nach dem Selbstmord Lüdkes hektisch aufgeflackerte Interesse an Organisation und Zusammenarbeit ist längst erloschen, ehe noch der geheim tagende Ausschuss zu einem Schlussbericht gelangt, der nach Lage der Dinge bestenfalls als steriler Kompromiss ausfallen kann.

Alle Versuche, die politische Legitimation der Geheimdienste so im öffentlichen Bewusstsein zu verankern, wie es zur personellen und der aus ihr folgenden organisatorischen Verbesserung erforderlich ist, werden aber scheitern, solange ungeordnete Verhältnisse – wie beispielsweise zwischen Verfassungsschutz des Bundes und der Länder, MAD, Polizei und Bundesanwaltschaft in der Spionageabwehr – zu Fehlschlägen führen wie bei der Verfolgung des Falles Lüdke. Welcher Assessor oder Regierungsinspektor soll sich zum Verfassungsschutz, welcher

Kriminalobermeister zur Sicherungsgruppe, welcher junge Offizier zum MAD, welcher junge Wissenschaftler zum BND melden, wenn diese Dienste immer wieder in Bedrängnis kommen, weil ihre Aufgaben und Erfolge nicht wirksam interpretiert, ihre Belange nicht politisch geordnet werden, ihre Fehlschläge hingegen regelmässig in Affären auslaufen? Melden sich aber vorwiegend Karrieristen oder Extrovertierte, oder werden die Lästigen zu diesen Diensten weggelobt, dann schliesst sich der Circulus vitiosus von geringem Ansehen und mangelhafter Personalbesetzung.

Eine andere personelle Perspektive hat der heutige Leiter eines Landesamtes für Verfassungsschutz dem kritischen Betrachter eröffnet, als er, noch in den Diensten des Bundesamtes, in einem ‚Tatsachenbericht aus der Arbeit des Verfassungsschutzes‘ mit frappierender Unschuld die Wahrnehmungen eines Verfassungsschutz-Observanten bei der Beobachtung eines politisch Verdächtigen in einem Restaurant schilderte: Dem Beamten erschien bemerkenswert, dass der Beobachtete nach einem Geflügel-Essen eine Fingerschale mit Zitronenwasser benutzte, sodann eine Zigarre bestellte, deren Preis der Kellner durch eine Verbeugung honorierte, und schliesslich, nach einem flüchtigen Blick auf die Endsumme, seine Rechnung ohne Prüfung der einzelnen Posten mit einem 20-Mark-Schein unter Verzicht auf Wechselgeld bezahlte. Man versteht nach dieser Geschichte, was gemeint ist, wenn Verfassungsschutzbeamte sagen: Wer in einem Restaurant prüfen will, ob er observiert wird, der soll sich umschauen, wo jemand Blumenkohlaufauf und ein kleines Bier bestellt – das ist der Mann vom Verfassungsschutz, der mit Tage- und Bewegungsgeld seine Auslagen bestreiten muss. Man versteht nach solchen Geschichten auch, was gemeint ist, wenn der Bonner Staatssekretär-Ausschuss für Sicherheitsfragen eine bessere Stellen- und Mittelausstattung der Sicherheitsdienste fordert.

Weit mehr als knauserige Tagegelder und geringe Stelleneinstufung schaden dem internen Dienstklima freilich Führungsfehler wie zum Beispiel die öffentliche Desavouierung eines untergeordneten Verfassungsschutz-Mitarbeiters durch den hessischen Innenminister nach der fehlgeschlagenen Anwerbung von v-Leuten im SDS. Wenn in dem einen Bundesland der Vorsitzende einer demokratischen Partei die Frage ei-

nes Verbotantrags gegen den SDS immerhin in die Debatte wirft, in dem anderen Bundesland aber der Innenminister nach einem bekanntgewordenen Anwerbungs-Fehlschlag die weitere geheime Überwachung des SDS aus Publicity-Gründen untersagt, dann sind Orientierungslosigkeit und verbittertes Desinteresse des kleinen Beamten in der Drecklinie die Folge. Einem Privatunternehmen mit derartigen Führungspraktiken würden die fähigen Leute davonlaufen.

Freilich ist es nicht nur die Scheu der politisch Verantwortlichen vor der undankbaren Pflicht zur Ordnung der geheimdienstlichen Belange und nicht nur das Zögern der Geheimdienstchefs beim öffentlichen Einsteigen für die oft bitteren Notwendigkeiten, was das innerdienstliche Klima verdirbt, sondern auch eine zumeist weder sachkundige noch vorurteilsfreie Einstellung der Publizistik wirkt sich in Frustrations-Anwandlungen aus. Als beispielsweise der Rektor der Kieler Universität in sicherlich unschuldiger Verkennung der Bestrebungen des BND, der Nachwuchs für Forschungsaufgaben gewinnen wollte, gegen personelle Sondierungen in der Universität protestierte, wäre es Sache der Publizistik gewesen, öffentlich klarzustellen, dass nicht Leute für den Agenteneinsatz, gar für den Einsatz in der Universität, gewonnen werden sollten, sondern Fachwissenschaftler für den Behördendienst. Stattdessen entwarf ein Kommentator des Norddeutschen Rundfunks das ironisch gemeinte, aber lächerliche Bild eines akademischen ‚Geheimagenten‘ mit Besoldungsstufe, Beförderungsanspruch und Arbeitgeberdarlehen.

Für die Erkenntnisse des Auslandsnachrichtendienstes, die jede Regierung zur Ergänzung und Relativierung des Lagebildes ihrer Diplomatie und ihrer Generalstäbe benötigt, spielen konspirativ beschaffte Spionagemeldungen eine schwindende, hingegen die durch technische Mittel und durch analysierende Forschung unter Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung gewonnenen Übersichten eine an Bedeutung zunehmende Rolle. Gebraucht werden dafür Mathematiker, Technologen und Wirtschaftswissenschaftler aller Sparten; Linguisten, Geographen und Geologen, Soziologen und Psychologen – kurz, Fachwissenschaftler nahezu aller Disziplinen, die mit Agentenwerbung, Agentenführung und geheimer Ausspähung nie etwas zu tun haben sollen. Geheimer Auslandsnachrichtendienst ist in erster Linie wissenschaftliche



Analyse, geheime politische und nachrichtendienstliche Abwehr in grossem Umfange Kartearbeit.

Freilich, es bleibt in allen Bereichen ein Segment von konspirativer Tätigkeit, die neben Fachleuten und politisch Überzeugten auch Gelichter anzieht und daher jenes ‚old English saying‘ rechtfertigt, Geheimdienst sei ein so schmutziges Geschäft, dass es nur von Gentlemen betrieben werden könne. Gerade für diesen konspirativen Bereich fällt es den Deutschen offensichtlich weit schwerer, die richtigen moralischen Massstäbe zu finden, als beispielsweise den Engländern. Die im Grunde unbestreitbare Auffassung, dass Frenzel eine verächtliche Kreatur, sein Agentenführer Jindrich Augustin jedoch ein achtenswerter tschechischer Patriot war, lässt sich auch in das moralische Verhältnis etwa des Verfassungsschutzes zu seinen v-Leuten einerseits und seinen Zielpersonen andererseits hineininterpretieren: Ein politisch konservativer Student, der sich in den SDS einschleusen lässt, um dessen Ziele und Aktionen dem Verfassungsschutz zu melden, ist nicht verächtlicher als ein SDS-Angehöriger, der sich in ein Gebilde des Establishment – Vereinigung, Unternehmen oder Institution – einschleusen lässt, um dessen Praktiken zu entlarven oder zu lähmen. Beides ist, solange es die Grenzen des Gesetzes wahrt, erlaubte Kriegslust. Der aus Geldgier oder Geltungssucht abtrünnige Verräter ist verächtlich, auch wenn er nicht das Gesetz, sondern nur den Anstandskodex politischer Kämpfe oder gesellschaftlicher Machtproben verletzt. Auch für den Auslandsnachrichtendienst lässt sich die Scheidelinie klar ziehen: Wer in Einklang mit Gesetz und Interessen des eigenen Landes das Recht eines fremden Landes verletzt, trägt die strafrechtlichen Konsequenzen und verdient Anerkennung; wer in fremdem Interesse und zum eigenen Vorteil das Recht des eigenen Landes verletzt, trägt die strafrechtlichen Konsequenzen und verdient Verachtung. Wo das fremde Interesse nicht zum eigenen Vorteil, sondern aus politischer, religiöser oder weltanschaulicher Überzeugung unterstützt wird, ist zumindest Verachtung nicht am Platze, oft wird sogar die Anerkennung nicht versagt werden dürfen.

Es ist kaum zu wünschen, geschweige denn zu erreichen, dass ein Bürger der Bundesrepublik einen Auftrag des BND oder des Verfas-

sungsschutzes ebenso als Auszeichnung empfindet wie ein Engländer den Auftrag von MI 5 oder MI 6 – auf englischer Seite liegt darin auch mehr traditionsverhaftete Emotion, als es der technisierte Stand des geheimen Nachrichten- und Abwehrdienstes noch rechtfertigen kann. Zu wünschen und mit geeigneten politischen Mitteln zu erstreben wäre jedoch, dass Politik und Öffentlichkeit zu den Geheimdiensten – und auch die Geheimdienste untereinander und zu sich selbst – jenes eindeutige Verhältnis herstellen, das man mit einem Modewort als ‚ungebrochen‘ bezeichnet.

## Danksagung

Es ist mir aus Platzgründen leider unmöglich, die Namen aller derer zu nennen, die mich mit Informationen und Unterlagen versorgt haben. Dazu kommt, dass ich viele Hinweise nur vertraulich bekommen konnte. Ihnen allen möchte ich danken für die Zeit, die sie mir in so grossem Masse zur Verfügung stellten.

Besonderen Dank schulde ich den Redakteuren des ‚*Spiegel*‘, die mir freien Zugang zu ihren hervorragenden Archiven in Hamburg gaben, und der *Süddeutschen Zeitung*, die mir ihre Archive in München so grosszügig öffnete.

Zu danken habe ich Vivian Milroy für ihre Hilfe bei der Herausgabe dieses Buches; Abe Rothberg für seine strenge, doch positive Kritik und Rosemary Reuben für ihren Anteil an den Vorbereitungen des Manuskripts. Danken möchte ich meinem Freund Ottmar Katz, der mir mit Rat und Tat bei meinen Ermittlungen behilflich war, und last not least George Feldman, dessen unschätzbaren Beistand ich mehr als zwei Jahre genoss; ohne seine Kenntnis der osteuropäischen Sprachen und seine Fähigkeit, aus der immensen Literatur das Wesentliche herauszufinden, hätte ich dieses Buch nie schreiben können.

# Namen- und Sachregister

- Abel, Rudolf 130  
Abteilung II 33,35  
Abwehr, -dienst, -organisation 24, 25, 26, 82, 83, 185, 216, 325  
Adenauer, Konrad 47, 51, 61, 68, 82, 84, 113, 216, 281, 286, 288, 292, 297, 298, 299, 301  
Agent, Doppelagent, Spezialagent 16, 17, 23, 31, 34, 41,42, 43, 44, 45, 46, 49, 63, 66, 68, 71, 83, 89, 90, 91, 92, 108, 121, 123, 129, 153, 155, 157, 170, 171, 172, 176, 179, 189, 190, 191, 194, 196, 219, 229, 240, 245, 256, 314  
Ahlers, Conrad 282, 283, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 294, 295, 300, 301  
Aksentewitsch, Georgij 153, 154, 156  
Alexandrowitsch, Sergej 141, 144  
Alexejewitsch, Alexej 156  
„Alfreds Führungsoffizier“ 58, 59  
Altmann (Jindrich Augustin) 122, 123, 124, 125, 126, 129, 130, 325  
Amt Blank 54, 216, 217, 218  
ANTIFA 117  
Antikommunistische Liga der Völker Asiens 226  
Atombombe 13,23  
Atomsperrvertrag 283  
Astemirow, V. B. 193  
Augstein, Dr. Josef 283  
Augstein, Rudolf 279, 283, 284, 287, 288, 289, 290, 293, 296, 298, 300  
Ausschuss für Deutsche Einheit 96, 101  
Augustin, Jindrich s. Altmann  
Bandera, Stefan 17, 139, 140, 153, 154, 155, 156, 157, 167, 168  
Bannhauer, Kriminalbeamter 167  
Baudissin 293  
Barat, Leon 17  
Barzel, Rainer 312, 322  
BDJ (Bund Deutscher Jugend) 87, 88  
Beck, Ludwig, Generaloberst 75, 76  
Becker, Hans Detlev 279, 283, 292  
Beckmann, Peter 248  
Beermann 293  
Behse, Dr. 129  
Bender, Vitalij 147  
Bennewitz 228  
Berija 99, 101  
BfV (Bundesamt für Verfassungsschutz) 18, 49, 63, 66, 74, 81, 82, 83, 84, 85, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 99, 100, 107, 108, 111, 112, 120, 124, 125, 126, 129, 135, 216, 218, 219, 250, 254, 255, 256, 261, 261, 271, 312, 313, 315, 318, 319, 321, 322, 323, 326  
Bialek, Robert 227  
Bissaga, Agent 146  
*Black Boomerang* 98  
Blank, Theodor 216, 277  
BND (Bundesnachrichtendienst) 16, 18, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 60, 65, 66, 67, 69, 70, 72, 73, 83, 91, 100, 125, 135, 284, 287, 292, 293, 305, 306, 310, 311, 315, 318, 319, 320, 323, 324, 325, 326  
Böhm, Gerhard 303, 304  
Bonhoeffer, Dietrich 75, 76, 78, 80  
Bonhoeffer, Klaus 75, 79  
Bonde-Henriksen, dän. Journalist 102, 103, 104  
Bonner Sicherungsgruppe 104, 127,

- 283, 288, 289, 309, 311, 313, 314, 315, 316, 323
- Bornemann, Dr. 86
- Borchert 228
- Brauchitsch, Feldmarschall von 80
- Braun, Teilhaber der FIBAG 281
- Breschnew 156
- „Briefkästen“, ‚tote‘, ‚lebende‘ 44, 46, 67, 73, 146, 179, 212, 213, 215, 247, 249
- British Intelligence Service 81, 85, 102, 112, 193
- Brool, Gerald 196
- Brooke, Gerald 131
- Brückner, Chef d. Sicherungsgruppe 104, 290
- Buddenberg, Richter 288
- Budeit (s. Staschinskij) 139, 167
- Bulgantin 147
- Bundesanwaltschaft 86, 90, 167, 271, 284, 286, 287, 291, 299, 300, 301, 307, 309, 310, 311, 313, 314, 322
- Bundesgerichtshof 86, 105, 128, 129, 167, 250, 270
- Bundesjustizministerium 104, 109, 287
- Bundeskriminalamt 104, 256, 309, 316
- Bundespresseamt 50, 285
- Bundesverfassungsgericht 84
- Bund Russischer Solidaristen 226
- Busse, General 81
- Buttlar, von 68
- Canaris, Admiral 25, 75, 76, 83
- Carstens, Staatssekretär 311
- Castro, Fidel 293
- CDU 128, 135, 216, 295, 322
- Cebotarew, Boris u. Irina 260-272
- Charite 107, 109
- „Chatham-House“ 80
- Cheresow, K.K. 193, 194
- Chiffriertechnik u.a. 126, 127, 145, 173, 210, 215, 249
- Chmelnitzkij, K.I. 195, 196
- Chochlow, Nikolaj 177, 184
- Chorunzhij, Nikita Wladimirowitsch 171-184, 194
- Chruschtschow 131, 147
- Churchill, Randolph 293
- CIA (Central Intelligence Agency) 14, 15, 16, 17, 18, 24, 41, 42, 43, 47, 71, 87, 88, 148, 166, 170, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 181, 183, 184, 188, 195, 225, 226, 231, 232, 262, 271, 272
- Clemens, Hans 56, 58, 60, 61, 63, 64, 65, 67, 68, 69, 70, 71, 72
- Clifford, amerik. Verteidigungsminister 302
- Coblentz, Gaston 96, 97
- Code 27, 50, 57, 162, 164
- COGA 78, 79
- Cohen, Lona 131
- Cohen, Morris 131
- Committee To Combat Soviet Kidnapping 231
- Conrad, Paul 284
- Cosmic-Überprüfung 134, 135
- Daily Express* 96
- DDT („Department durchtriebener Tricks“) 177
- Dehler, Thomas 127, 128
- Delmer, Sefton 77, 78, 96, 97, 98, 112
- Demokratische Forschungsgesellschaft 226
- Demon, Sergej Alexandrowitsch 141, 144, 145, 146, 148, 149, 151, 152, 154, 155, 158, 159, 160, 161, 164
- Der Spiegel* 18, 109, in, 271, 275, 277, 280, 281, 282, 283, 284, 287, 288, 289, 301
- Deutsche Fragen* 224
- Deutsche Reichspartei 84
- DJA 145
- Dickopf, stellv. Chef des Bundeskriminalamtes 290
- Die Umschau* 205
- Diese Woche* 279
- Die Zeit* 111
- Displaced Persons 186, 193
- Dohmke, Konsul 209, 210
- Dohnanyi, Hans von 75
- Donnelly, Hochkommissar 229
- Donovan, William J. 39
- „Douglas-Rouk“ 124

Dräger, Siegfried 148, 149, 150, 151,  
167  
DSAP 116, 117, 119  
Dschingis-Khan 34  
Dubois, Charles 255  
Duckwitz, Staatssekretär 311  
Dulles, Allen 39

*Eastern Affairs Press Service* 234

Eden, Anthony 85  
Eichmann, Adolf 71  
Eiserner Vorhang 43  
Ehmke, Staatssekretär 311  
Elendsalm 38  
Elmendorf, A.G. 231  
Engel, General 286, 289  
Engelbrechten, von 56  
,Engelshaar' 59  
Erhard, Ludwig 320  
Erofejeff, Irina (I. Cebotarew) 260,  
266, 267, 270, 271

Fallex 62, 281, 282  
Fatalipeyli, Abdul 227  
FBI (Federal Bureau of Investigation)  
40  
FDJ (Freie Deutsche Jugend) 87, 114,  
253  
FDGB 254  
FDP 293, 297, 298,299  
Fedjenko, Panas 17  
Felfe, Heinz, 16, 52, 55-72, 306, 315,  
318  
Ferber, General 285  
FIBAG (-Affäre) 280, 281  
*Film-Revue* 57  
Fischer, Erich 288, 289  
*Frankfurter Rundschau* 73, 130  
Frankenberg, Maria-Luise 201, 202,  
205, 206, 207, 209, 211, 214, 215  
Französische Revolution 294  
*Freies Volk* 255, 256, 258  
,Fremde Heere Ost' 15, 26, 29, 33, 34,  
35, 37, 38, 45, 46  
Frenzel, Alfred 113-135, 306, 325  
Frenzel, Frau 119, 125  
*Freundin* 57  
Fricke, Frau (Mutter von Karl  
Wilhelm) 240, 243  
Fricke, Karl Wilhelm 226, 232-244

Friedelind gen. Nini 235, 238, 239  
,Forscher' 45  
Foto-Porst 307  
Fuchs, Klaus, Atomphysiker 23  
Fuchs, Kriminalbeamter 167  
Fuhrmann, Peter 72

G., Klaus 246, 247  
Galan, Jaroslaw 143  
Garbo, Greta 51  
Gegenspionage 17, 24, 55, 60, 65, 66,  
67, 197  
,Geheimnislücke' 67, 170, 179  
Gehlen, Reinhard, General 15, 16, 24,  
25, 26, 27, 28, 29, 30, 33, 34, 35,  
36, 37, 38, 39, 40, 41, 43, 46, 47,  
48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 64,  
68, 73, 91, 92, 124, 232, 292, 305,  
306, 319, 320, 321  
Geier, Dr. 105  
Gerken, Richard 83, 108, 261, 271  
Gestapo 76, 77, 78, 79, 82, 83, 236,  
264, 275, 318  
Giftgaspistole 139, 140, 141, 148,  
149, 150, 153, 155, 227  
Girnus, Dr. Wilhelm 96, 97  
Globke, Hans 51, 68  
Glöckner, Helmut 171  
Goebbels 84, 85  
Goerdeler, Carl 76  
Gold, Harry 23  
*Golos Rodiny* 191, 192, 193  
Gorbunow, Spion 170, 175, 176  
Gottfried, Harald 302, 304  
Gosplan (Plankomitee der UdSSR)  
29, 30  
*Grani* 190  
Grapentin, Edeltraud 303, 304  
Grimm, Johannes 303, 304  
GRU (Sowjet, militär. Nachrichten-  
dienst) 15, 122, 184, 245, 270  
Gruen, Walter 92  
Güde, Dr. Max 108, 113, 127  
Guderian, Generaloberst 34, 35, 37  
Gumbel, Staatssekretär 311  
Guzenko, Igor 23, 41

Haase, Anne-Maria 236  
Hase, von, Staatssekretär 311  
Hassel. Kai-Uwe von 299

Hagen, Karl-Heinz 227  
 Halder, Generaloberst 26  
 Hammer 173, 175, 179  
 Haselmayer, Dr. Heinrich 85  
 ‚Hawk‘-Rakete 303, 304  
 Heinemann, Dr. Gustav 64  
 Herber, Oberstleutnant 77  
 Heusinger, General 216  
 Heuss, Theodor 80, 81, 93  
 Heydrich 60  
 ‚Hilfskomitee für Russländische  
 Flüchtlinge‘ 184  
 Himmler 60, 112, 154, 312  
 Hirsch, Martin 312, 322  
 Hitler 34, 35, 36, 37, 41, 53, 62, 73,  
 76, 77, 78, 84, 85, 88, 106, 116, 236  
 Hitlerjugend 71  
 Höcherl, ehem. Innenminister 295  
 Hoffmann, Alfred 119  
 Holländischer Nachrichtendienst 195  
 Hopf, Staatssekretär 285, 286, 287,  
 288, 299, 300, 301  
 Hopffgarten, Oberst von 285  
 Hoover, John Edgar 40  
  
 Internationales Komitee Freier  
 Juristen 226  
 International Research On Communist  
 Techniques Inc. 231  
 Interpol 290, 291, 298, 300  
 Institut zur Erforschung der UDSSR 17,  
 226, 231  
*Iswestija* 296  
 IWF 88, 89, 90  
  
 Jacobi, Claus 283, 289  
 Jagusch, Dr. 105, 108, 109, 129, 168  
 Jakowlewitsch, KGB-General 161  
 Jeschke 221, 222  
 Jeschonnek, Vizeadmiral 307  
 John, Hans 75, 78, 79, 93, 110  
 John, Lucy (s. Lucy Mankiewicz) 79,  
 80  
 John, Otto 18, 78, 80, 82, 83, 84, 85,  
 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 94, 95,  
 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,  
 104, 105, 106, 108, 109, 110, 111,  
 112, 313, 315, 318, 319  
 Jordan, Colin 92  
  
 Jürgens, Oskar (Deckname Otto  
 Johns) 78  
 Jurij, Agent 164, 165  
  
 Kaiser, Jakob 80, 81  
 Kalter Krieg 10, 16, 172, 226, 251  
 Kapfinger, Hans 280, 296  
*Kaserne* 255  
 Kawersnew, Generalmajor 229  
 Keller, Werner 57  
 Kennedy 131  
 Kent, Sherman 39  
 KGB (Komitee für Staatssicherheit) 15,  
 18, 58, 66, 67, 69, 112, 139, 146,  
 148, 149, 151, 153, 154, 155, 156,  
 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163,  
 164, 165, 229, 232, 245, 246  
 Kielmansegg 293  
 Kiesinger, Kurt Georg 311  
 Kinzel, Oberst 24  
 Kischke, Martina 130, 131, 132  
 Klibansky, Dr. 181, 182  
 Klimow, Sowjetagent 55  
 ‚Klub zur Verhütung lebensgefährli-  
 cher Dummheit‘ 36  
 Knobloch, Kurt 228  
 Knobloch-Prozess 228  
 Knoppe, Wolf Diethardt 304, 305  
 Knuth, Manfred 203  
 Knuth, Maria 201-220  
*Kölnische Rundschau* 72  
 ‚Kolberg‘-Zentrum 211, 215, 216,  
 217.  
 Kommunismus, kommunistische  
 Parteien 9, 15, 90, 92, 114, 231,  
 245, 255, 256, 260  
 Konferenzen von Jalta u. Teheran 71,  
 186  
 Koniecki, Dieter 130  
 Kontakt 173, 175, 196  
 Konzentrationslager 236  
 Koslow, Generalmajor 28  
 Kossygin 156  
 Kowalski, Fritz 255  
 Kowalskij, Oberst 208, 209, 210, 211,  
 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219  
 KPDSU 92, 156  
 Krichbaum, SS-Standartenführer 64,  
 65, 70

Kriegsverbrecherprozess gegen  
   deutsche Generäle 80  
 Krone, Heinrich 320  
 Krüger 228  
 Krylow 158  
 Kuba-Krise 290  
 Kuhn, Albin, Bundesanwalt 128, 284,  
   286, 287, 290, 292, 308  
 Kulmacher, Otto 249  
 Kulturkomitee 191, 192  
 Kunze, Heiko 202, 204, 205, 206, 207,  
   208, 209, 210, 211, 212, 213, 214,  
   217, 218  
 Kurrle 57  
  
 Lakhno, Spion 170  
 Lancian, Thomas, amerik. Staatsan-  
   walt 182  
 Landesämter für Verfassungsschutz  
   74, 82, 83, 254, 256, 312, 314, 323  
 Langer 124, 126, 127, 129, 130  
 Lehmann, Josef 144, 148, 149, 151,  
   166, 167  
 Lehr, Robert, Innenminister 81, 88  
 Lewytskyj, Borys 17  
 Linowski, Josef 304, 305  
 LIT 253-259  
 Louis Ferdinand, Prinz 76, 81, 102  
 Lübke, Heinrich 131, 132  
 Lüdge, Hermann 303, 304, 306, 307,  
   308, 309, 310, 311, 314, 315, 318,  
   319, 322  
 Lufthansa 75, 76  
 Luftverteidigungsplan der BRD 122,  
   129  
 Luise, Dr. Walter 184, 221-230  
 Lyons, Eugene 231  
  
 MAD (Militär. Abschirmdienst) 49, 66,  
   134, 254, 287, 288, 295, 307, 308,  
   309, 310, 311, 314, 315, 317, 318,  
   319, 322, 323, 326  
 Männel, Günther 5 5  
 Makov, Spion 170  
 Malinowski, Marschall 252  
 Mankiewicz, Gisela 79  
 Mankiewicz, Lucy (Lucy Manen) 79,  
   80  
 Manstein, Feldmarschall von 25, 80,  
   81  
 ‚Manstein-Prozess‘ 81  
  
 Marfa 30, 31, 32, 33  
 Martin, Generalbundesanwalt 309  
 Martin, Ludwig 303  
 Marxismus u.ä. 14, 62, 231  
 May, Allan Nunn 23  
 MDW (sowj. Innenministerium)  
   184, 186, 195  
 Merker, Reinhold 320  
 Merz, Rudolf 83  
 Meyer-Sevenich, Frau 271  
 MfS (Ministerium für Staatssicher-  
   heit) 227  
 MGB (Sowjet. Ministerium für Staats-  
   sicherheit) 14, 42, 142, 143, 144,  
   172, 173, 176, 178, 179, 226, 227  
 Michailow, Oberst 99, 100  
 Mikrofilm 32, 38, 39, 40, 123, 127,  
   210, 215, 304  
 Ministerium für Gesamtdeutsche  
   Fragen 50, 62, 63, 135  
 Mischnik, Wolfgang 312  
 Mock, Gisela 302, 303  
   ‚Molekulartheorie‘ 17, 187  
 Molnar, Bohumil 121, 122  
 Morosow 248  
 Muellenmeister, Dr. 83  
 Müller, Albert alias ‚Gregor‘ 27, 28,  
   29, 31, 32, 33, 34  
 Müller, Georg 170, 172, 174, 179  
 Murau, Sylvester 227  
  
 Nationalkomitee Freies Deutschland  
   135  
 Nationalsozialismus u.ä. 36, 39, 45,  
   52, 60, 64, 65, 74, 75, 76, 77, 78,  
   81, 82, 84, 85, 87, 93, 94, 106, 111,  
   116, 152, 185, 205, 206, 208, 217,  
   222, 267, 276, 294  
 Nathan, Professor 103  
 NATO 10, 47, 54, 100, 121, 124, 125,  
   126, 133, 134, 216, 247, 281, 282,  
   283, 302, 303, 307, 310, 311, 321  
 Naumann, Student 252  
 Naumann, Dr. Werner 84, 85, 86  
 Nayhauss-Cormons, Mainhardt  
   Graf von 271  
*News Chronicle* 96  
 Nelson, Frau 93, 106  
*New Statesman* 278



*New York Herald Tribune* 96  
 NKVD 236  
 Nollau, Dr. Günther 321  
 Norden, Albert 101, 102, 235  
 NSDAP 35, 109, 232, 267  
 NTS (Nationaler Bund der Schaffenden  
 ‚Russischer Solidaristen‘) 17, 170,  
 171, 174, 175, 176, 177, 178, 180,  
 181, 183, 184, 185, 186, 187, 188,  
 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196,  
 197, 226, 232, 262, 263, 265, 266,  
 267, 269, 270  
 ‚Nürnberger Gesetze‘ 51, 68  
  
 Oberst ‚Max‘ 61  
 Oberster Gerichtshof der UDSSR 170  
 Odewald 261, 262, 271  
 ‚offenes Material‘ 16, 50  
 OKH 77  
 OKN 143  
 Okolowitsch, Georgij Sergejewitsch  
 177, 184, 185, 188, 189, 193, 194,  
 195, 226  
 OKW 76, 205  
 Olgsky, Michail Leonidowitsch 188  
 ‚Onkel Aloys‘ 280  
 Opelt, Fräulein 212  
 Operation ‚Drossel‘ 27, 33  
 ‚Operation Sendepause‘ 253  
 Organisation Gehlen 41, 42, 45, 47,  
 48, 49, 51, 64, 65, 70, 91, 92, 99,  
 171, 179, 232, 240, 241  
 OSS (Office of Strategic Service) 14,  
 24, 39, 40, 41  
 Ostdeutscher Nachrichtendienst 65  
 Oster, Generalmajor 75, 290, 291,  
 298, 301  
 Ostzonaler Geheimdienst 89  
 OUNR (Organisation ukrainischer  
 Nationalisten) 17, 139, 141, 153,  
 190  
  
 Pätsch, Werner 318, 319  
 Panjuschkin, Alexander 100, 101  
 ‚Para-Route‘ 124  
 Partisanen 23, 33, 34, 87, 142, 263  
*Passauer Neue Presse* 296  
 Paul, Major des SSD 228  
 Pawlik, Karl 227  
 Pearl Harbor 24  
 Penkowsky, Oberst 131  
  
 Perkins, David 261, 271  
 Peters 248  
 Petersen, Hauptmann 218, 219  
 Pepek, tschech. Kurier 124  
 Petrenko, Boris 130  
 Peuker, Emil 125  
 Philby 306  
 Pieck, Wilhelm 102  
 ‚Pjotr‘ Offizier der Wlassow-Armee  
 30, 33  
 Plato 227  
 Podgorny 156  
 Pohl, Inge (Inge Staschinskij) 145,  
 147, 151 152, 154, 155, 157, 159,  
 160, 161, 162, 163, 165, 169  
 Polnischer Geheimdienst 208, 209,  
 210, 213  
 Popitz, Professor 77  
 Poremsky, Wladimir 17, 185, 188,  
 227  
*Possen* 189, 193  
 Powers, Gary 130  
*Prawda* 296  
 Prengel, Fritz 227  
 Pripolzew, Alexandrowitsch 246-  
 252  
 Pripolzew, Klawdija 246  
 Propagandaministerium 84, 85, 101  
 Pullach (Hauptquartier des BND) 16,  
 43, 45, 46, 49, 50, 66, 68  
  
 Radio ‚Freies Europa‘ 227  
 Radio ‚Freies Russland‘ 187, 188,  
 190  
 ‚Radio Liberty‘ 17  
 Radke, Albert 92  
 RAF 118, 119  
 Ramminger, Manfred 304, 305  
 RAP 226  
 Rar, Lew 189  
 Raven, Major von 285  
*Readers Digest* 231  
 Rebet 17, 146, 148, 149, 150, 153,  
 157, 167, 168  
*Recht in Ost und West* 224  
 Redlich, Nikolai 189  
 Remiga, Spion 170  
*Rheinischer Merkur* 232, 235  
 RIAS 224  
 Rittwagen, Frau 237, 238, 240

Rittwagen, Kurt 235, 236, 237, 238,  
 239, 240, 241  
 Robson, Karl 96, 97  
 Rockwell, Norman 92  
 Rode, Dr. Boris 204  
 Roenne, Oberst von 36  
 Romanow, Jewgenij 188  
 RONND 174  
 Rote Armee 26, 27, 33, 37, 54, 171,  
 175, 178, 186, 192, 208, 236, 263,  
 265  
 ‚roter Goebbels‘ (s. A. Norden) 101  
 RSHA 60, 61, 62, 65, 71, 312  
 Rundstedt, Feldmarschall von 80  
 Ruth, Freundin Heiko Kunzes (Jüdin)  
 205, 206  
 Rutkowski, Kriminalobermeister 308  
 Russische Presseagentur 226  
  
 SA 71  
 Sabotage 26, 33  
 ‚Satellitenmaterial‘ 16  
 Sauerbruch, Ferdinand 93  
 Schaffhauser, Volker 196, 261, 262,  
 269  
 Scharping, Karl 85  
 Scheel, Gustav 84  
 Scheljepin, Alexander 68, 155, 156,  
 157  
 Schenk, Hans Heinrich 303, 304  
 Schloss, Teilhaber der FIBAG 281  
 Schmelz, Hans 283, 293  
 Schmidt, Dr., Verteidiger 182  
 Schmidt, Helmut 293, 312, 322  
 Schmidt-Wittmack 128, 135  
 Schmückle, Oberst 285  
 Schnell, Oberregierungsrat 288, 290  
 Schnitzler 235  
 Schrübbers, Hubert 256  
 Schumacher, Kurt 47  
 ‚Schwarze Propaganda‘ 77, 78  
 Schwarze Reichswehr 88  
 Schwenck, Dr. 285  
 sd (Ns-Sicherheitsdienst) 35, 45, 52,  
 82, 318  
 sds (Sozialistischer Deutscher Studen-  
 tenbund) 323, 324  
 Secret Service 62, 76, 84, 99, 100,  
 293, 319  
  
 SED 89, 90, 222, 225  
 Seeger, Pit 280  
 Sender ‚Freies Berlin‘ 224  
 Sergej II 159, 160, 162, 163  
 ‚Sidewinder‘-Rakete 303, 304, 305  
 Sidnikowskij 142, 143  
 Siepen, Heinz 8 5  
 Skriabin, Wassilij alias ‚Igor‘ 27, 29,  
 31, 32, 33  
 Smirnow, Botschafter 251  
*Soldatenfreund* 255  
 ‚Soldatensender Calais‘ 78  
 Sonntag, Student 252  
 Sorge, Reinhold 306  
 SOVAG 243  
 Sowjetischer Geheimdienst 42, 61, 70,  
 99, 101, 222, 237, 249  
 Sozialistische Reichspartei 84  
 Spandel-Affäre 120, 126  
 SPD 118, 293  
 Spandel, Georg 119  
 Speidel, General 216  
 ‚Spiegel-Affäre‘ 275-301, 308  
 ‚Spielmaterial‘ 65, 219, 247  
 Spionageschulen 70, 176, 177, 180,  
 181, 193, 194, 216  
*Sport-Illustrierte* 57  
 ss 35, 60, 62, 63, 64, 65, 68, 72, 82,  
 154, 208  
 SSD (Staatssicherheitsdienst) 18, 45,  
 51, 55, 73, 101, 157, 228, 232, 237,  
 238, 243, 254  
 Stalin 33, 191, 236, 242  
 Stachur, Stefan 143  
 Stammberger, Wolfgang 288, 292,  
 298, 299  
 Stange, Staatsanwalt 131, 132  
 Staschinskij, Bodgan 139-169, 284  
 Stauffenberg, Klaus Graf von 36, 76,  
 77  
 Stetzko, Mitarbeiter Banderas 168  
 St.-Georgs-Bruderschaft 17  
 Strauss, Franz Josef 275, 276, 277,  
 278, 279, 280, 283, 285, 286, 288,  
 290, 291, 292, 293, 295, 296, 297,  
 298, 299, 300, 301  
 Strauss, Generaloberst 80  
 Streit, Generalstaatsanwalt 131  
 Strong, George V. 40  
 Struwe, Karl 256, 257, 258

Stücklen, Richard 312, 322  
*Süddeutsche Zeitung* 18, 73, 111  
 Sudetendeutsche 116  
 Susemihl, Bischof 18

*Tabu* 254  
*Tass* 246  
*The Bell* 189  
 Tiebel, Erwin 56, 60, 62, 63, 65, 69, 71  
*Time* 278  
 ‚Tipper‘ 43  
 ‚Treff‘ 46  
 Tremmel, Valerij 226  
 Treskow, amerik. General 88  
*Tribüne* 254  
 Truman, Präsident 14, 24  
 Truchnowitsch, Dr. Alexander 184, 194, 226  
 tschechischer Geheimdienst 125, 261, 267, 269  
 ‚Tschechische Legion‘ 117, 125, 133, 135, 265  
 Tschirnow 96, 97  
 Tschuikow, General 229, 230

*Ukrainskyj Samostinyk* 146, 148  
*Ukrainskyj Visty* 147  
 ‚Union Polnischer Patrioten‘ 208  
 unsichtbare Tinte 44, 57, 145, 173  
 Untersuchungsausschuss freiheitlicher Juristen 222, 223, 224, 225, 226, 227  
 Untergrundtätigkeit 24, 25, 33, 91, 184, 187

Vadim 98, 100  
 Verteidigungsausschuss 119, 121, 125, 128, 135  
 Verteidigungsministerium 72, 216, 277, 280, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 307  
 Verschleppung, Entführung 184, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231  
 Verschwörung des 20. Juli (auch Attentat, Widerstand u.ä.) 36, 76, 77, 106, 107, 110, 113  
 Vertrauensmänner-Ausschuss 321  
 Villwok, Familie 162, 166  
 V-Männer 178, 210, 213, 318, 323,

Vogel, Wolfgang 130, 131, 132  
 Vogt 101  
 von der Heyde, Oberstleutnant 77  
 vz-Kieler Morgenzeitung 295

Wagner, Dr. 286, 287, 289, 301  
 Warschauer Pakt 10, 50, 134  
 Weber, Kurt, Gerichtsvorsitzender 66, 69, 70  
*Weg und Ziel* 254  
 Wendland, Horst 303, 304, 305, 306, 310, 318, 320  
 ‚Werber‘ 45, 46  
 Werner, Ehepaar, Spione 252  
 Werner, Elisabeth 171, 172, 173, 178, 181, 182, 183  
 Werner, Franz 172  
 Wessel, Gerhard 54, 319, 321  
 Westbelt alias Holl, Agent 216  
 Wetzel, Staatssekretär 311  
 Wicht, Oberst 284, 292  
 Wiechmann, Dr., Oberbundesanwalt 104  
 Wiederbewaffnung 93, 95, 96, 111, 175, 216, 247  
 Wiedergutmachungsausschuss des Bundestages 113  
 Wiedervereinigung 96, 101, 106, 107 110, 225  
 Wiener Kongress 294  
 Wiesner 114  
 Wilhelm II. 75  
 Wlassow-Armee 30, 174, 264  
 Wohlgemuth, Dr. 93, 98, 105, 106, 107, 108, 109, 110  
 Wollweber, Chef des SSD 48  
 Worgitzki, Hans Heinrich 320  
 World Student Relief Program 231  
 Wüst, Hans, 280  
 Wunder, Dr. Heinrich 284, 285, 286  
 Wynne, Greville 131

*Za Rossiu* 190  
 Zentralkomitee der KPDSU 68  
 Ziebell, Jürgen 56, 57, 59  
 Zimmermann, Paul 84  
 Zinn, Georg August 86, 88  
 Zola 110  
 ZOPE 178  
 Zwangsrepatriierung 186

Nachwort

# Spionage als Weg zum Frieden

Unter dem Begriff Spionage pflegte man sich finstere Kräfte der Gewalttätigkeit und des Umsturzes, eine Bedrohung des Friedens vorzustellen. In unserem Atomzeitalter jedoch haben sich ihre Ziele geändert. Die Nachrichtendienste haben eine neue, lebenswichtige und schöpferische Rolle in der Weltpolitik übernommen. Die Spionage ist heute, nach der Drohung eines atomaren Krieges, der am stärksten wirkende Faktor bei der Erhaltung des Weltfriedens, wirksamer in ihren Endresultaten, als alle die Vereinigungen auf internationaler und auf nationaler Ebene, deren offen erklärter Zweck eben dieser Weltfrieden ist.

Die Umwandlung der Spionage von militanten zu friedlichen Zielen ist sowohl Ursache wie Wirkung eines neuen und empfindlichen Verhältnisses zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten. Für den Frieden der Welt müssen ihre jeweiligen Kräfte immer Gleichgewicht halten; keine Seite darf einen dauerhaften Vorteil gegenüber der anderen erzielen. Hierzu braucht man ein hochempfindliches Instrumentarium, einen Mechanismus, der die kleinsten Änderungen auf wissenschaftlichem, militärischem und politischem Gebiet, die das Gleichgewicht in Gefahr bringen könnten, entdecken und aufzeichnen kann, so dass sofortige Gegenmassnahmen zur Wiederherstellung des Gleichgewichts getroffen werden können. Die Nachrichtendienste von Ost und West liefern dieses notwendige Rüstzeug.

Natürlich ist im Prinzip das Gleichgewicht der Macht nicht der einzige Weg zum Frieden. Das Ideal wäre die vollständige Abrüstung. Jedoch hat sich diese im gegenwärtigen Stadium der politischen Entwicklung als unmöglich erwiesen. Ebenso würde der offene Austausch von Informationen über militärische Stärke und das gegenseitige Akzeptieren internationaler Kontrollen den Weg zu einer Begrenzung der Rüstung öffnen. Aber seit dem Beginn des Atomzeitalters ist der Vertrag über den atomaren Versuchsstop zwischen den Grossmächten hierfür bisher das einzige erfolgreiche Beispiel geblieben.

Es sind viele Versuche gemacht worden, Atomwaffen zu verbieten oder ihre Weitergabe zu verhindern, aber alle sind gescheitert.

Die Sowjetunion weigert sich, Inspektionen auf ihrem Territorium zuzulassen, und die Amerikaner trauen den Sowjets nicht, dass sie eine vertragliche Regelung, Kernwaffen abzurüsten, ohne Kontrollen einhalten würden. So besteht für die Aufrechterhaltung des Weltfriedens praktisch keine andere Alternative, als sich weiter auf das Gleichgewicht der Macht zwischen Ost und West zu verlassen. Und dieses Gleichgewicht hängt ganz von dem dauernden Informationsfluss in beiden Richtungen ab, den die Nachrichtendienste liefern.

Als Amerika seine erste Atombombenexplosion über Hiroshima vorbereitete, war es für die Sowjetunion von höchster Dringlichkeit, dieses Geheimnis zu lüften. Die komplizierte Aufgabe wurde den sowjetischen Geheimdiensten anvertraut, wobei der GRU, dem militärischen Nachrichtendienst, die Hauptverantwortung zufiel. Diese Entscheidung beeinflusste die gesamte sowjetische Aussenpolitik. Solange die Sowjets nicht im Besitz des Geheimnisses waren, mussten alle Verhandlungen mit grosser Zurückhaltung geführt werden, um die Vereinigten Staaten nicht herauszufordern. Grosse Hilfsmittel wurden den Nachrichtendiensten zur Verfügung gestellt, und Agenten in den wichtigsten Atomforschungszentren Englands, Kanadas und der Vereinigten Staaten wurden eingesetzt, um jedes Bruchstück einschlägiger Nachrichten, das ihnen in die Hände gelangen würde, weiterzugeben.

Es dauerte nicht lange, bis die Vereinigten Staaten die Wirkungen dieser Aktionen spürten. Wissenschaftler setzten sich ab, lebenswichtige Unterlagen gingen verloren, und bis zum September 1945, als Igor Guzenko, Dechiffrierungsbeamter an der Sowjetischen Botschaft in Ottawa, sechsundzwanzig der Sowjetagenten, die in Atomspionage verwickelt waren, verriet, waren die wichtigsten Informationen an die Sowjets weitergeleitet worden.

Dieser sowjetische Sieg bewirkte unverzügliches Handeln seitens der Vereinigten Staaten, die sofort ihren eigenen Nachrichtendienst erweiterten. Es mussten für die Zukunft nicht nur undichte Stellen verhindert werden, auch die Fortschritte, die die Russen mit der Bombe erzielten, waren zu beobachten.

Die Explosion der ersten sowjetischen Atombombe im Jahre 1949 war der Beginn einer Neugewichtung der Macht. Und von da an bewirkte jedes politisch expansive Vorgehen der Sowjets in Europa und jeder Versuch der Amerikaner, die nicht-kommunistischen Länder zu stärken, eine weitere Vergrößerung und Verbreiterung der Aufgaben der Nachrichtendienste.

Ohnehin nahmen die riesigen politischen Umwälzungen, die sich als Nachwehen des Krieges ergaben, die Nachrichtendienste auf beiden Seiten in bisher nicht gekanntem Mass in Anspruch. Als die siegreichen Sowjetarmeen ein mitteleuropäisches Land nach dem anderen von den Deutschen «befreiten», zogen sie starke Abteilungen sowjetischer Nachrichtenoffiziere und Exilpolitiker, die geflohen waren als die Deutschen ihr Land besetzten, nach sich. Sie bildeten Ausschüsse und begannen sogleich, oft mit Hilfe von Militäreinheiten, den örtlichen pro-kommunistischen Parteien zur Macht zu verhelfen. Als Ergebnis von Vereinbarungen mit den westlichen Verbündeten mussten zuerst Koalitionsregierungen gebildet werden, um wenigstens in etwa den Anschein demokratischer Verfassung zu erwecken. Die pro-kommunistischen Parteien in diesen Koalitionsregierungen, unterstützt von der Besatzungsmacht, waren jedoch in einer viel stärkeren Position. Es gelang ihnen immer, sich die entscheidenden Stellen im Innenministerium zu sichern, so dass sie die Polizei und das gesamte Sicherheitspersonal kontrollieren konnten. So war es nur eine Frange der Zeit, bis die nichtkommunistischen politischen Parteien entweder aus der Regierung gedrängt oder durch den Druck des sowjetischen Nachrichtendienstes gefügig gemacht wurden.

Offiziell galten die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion noch als Verbündete, aber unter der Oberfläche waren ihre Nachrichtendienste in einen Grosskampf um die Vorherrschaft in Europa verwickelt. Auf beiden Seiten ist die gewaltige Organisation vorzüglich geschulter Spezialisten in den Nachrichtendiensten ein Teil der Regierungstätigkeit geworden, besonders in auswärtigen Angelegenheiten und Verteidigungsfragen.

Dadurch wurde die Aussenpolitik mit wissenschaftlichen Methoden angereichert, die man vor dem Krieg nicht kannte. Sowohl Regierung als auch Militärführung haben sich daran gewöhnt, mehr die objektiven Analysen der Nachrichtendienste als jene Schlussfolgerungen, die sich auf Schätzungen, frühere Erfahrungen oder Wunschenken stützen, zur Grundlage für die Bestimmung ihrer allgemeinen Politik und ihrer Entscheidungen von Tag zu Tag zu benutzen.

Dies gilt auch für die Sowjets. Ihre Methodik in der Behandlung internationaler Beziehungen hat sich geändert: aus einem stark gefühlbetonten Dogmatismus ist ein berechnender Pragmatismus geworden. Diese neue Methodik hat das Bild der politischen Beziehungen zwischen den Grossmächten umorientiert. Sie hat sie gelehrt, den Ablauf irgendeines bewaffneten Konflikts oder einer politischen oder wirtschaftlichen Entwicklung rechnerisch einzugrenzen. Die neue internationale Diplomatie wird auf einem Schachbrett gespielt, auf dem für jede Figur jede mögliche Reaktion errechnet werden kann. Die Datenbasis liefern die Nachrichtendienste.

Da die Berechnungen zeigen, dass jeder bewaffnete Konflikt zwischen den Grossmächten eine weltweite Zerstörung zur Folge hätte, wird jede Aktion in dieser Richtung vermieden. Dies bedeutet, dass die Gefühlsfaktoren, die in der Vergangenheit einen Weltkrieg hätten auslösen können, nun unter Kontrolle gebracht worden sind, weil der wissenschaftliche Fortschritt das Ergebnis eines solchen Krieges genau berechnen lässt und der Politiker sich nicht mehr auf Schätzungen zu verlassen braucht.

Die Abhängigkeit von diesen Daten hat die wesentlichen Nachrichtendienste in den letzten Jahren auch die Rolle inoffizieller Diplomatie übernehmen lassen. Nachrichtenoffiziere arbeiten viel mehr als Politiker auf der Basis der Realität, und da ihre Verhandlungen geheim sind, brauchen sie sich über Prestige, Gesichtsverlust oder politisches Dogma keine Sorge zu machen. Die bedeutende diplomatische Rolle, die die Nachrichtendienste in der Nahostkrise vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Israel und Ägypten gespielt haben,



lässt die Problemlage deutlich erkennen. Sie konnten zwar den Krieg nicht verhindern, aber es gelang wenigstens, seine Ausdehnung einzudämmen. Bevor die Kampfhandlungen begannen, sollen sich die Nachrichtendienste der Vereinigten Staaten und Sowjetrusslands gegenseitig versichert haben, dass keines der beiden Länder eingreifen würde. Diese Versicherung soll später über den «heissen Draht» von Präsident Johnson, und Premierminister Kossygin bestätigt worden sein.

Es gibt viele Hinweise, dass die bestehende Zusammenarbeit und der Gedankenaustausch zwischen KGB/GRU und CIA hinsichtlich des Vietnamkrieges wesentlich grösser ist, als allgemein angenommen wird. Sowohl die Vereinigten Staaten als auch Russland sind daran interessiert, dass dieser Krieg örtlich begrenzt bleibt. Es wäre zu gefährlich, diesen Informationsaustausch über diplomatische Kanäle vorzunehmen. Wenn etwas herauskäme, würden die Chinesen es im Sinne ihrer antisowjetischen Propaganda benutzen, und die Südvietnamesen würden das Vertrauen in die Amerikaner verlieren.

Die rationale Analyse der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen zwang Chruschtschow, sein Berlin-Ultimatum nicht zu konkretisieren, sie veranlasste ihn, seine Raketen aus Kuba zurückzuziehen; sie hielt die Amerikaner davon ab, den ungarischen, den ostdeutschen und den tschechischen Aufstand aktiv zu unterstützen; und sie bestimmte Kennedy, den Gedanken an ein bewaffnetes Eingreifen in Kuba aufzugeben.

Aber die Gefahren solch mächtiger Nachrichtenorganisationen, deren ureigene Funktion das Geheime ist, liegen auf der Hand. Da sie nicht so wirksam wie andere Regierungsabteilungen kontrolliert werden können, neigen sie dazu, unabhängig von der Regierung zu handeln: anstatt die Regierungspolitik zu unterstützen, sind sie vielfach versucht, ihre eigene Politik zu machen und auch auszuführen. Sie werden zur Regierung ausserhalb der Regierung – nur sich selbst verantwortlich. Diese Tendenz tritt immer wieder in den Vordergrund, besonders bei dem sowjetischen Geheimdienst, dessen Hauptaufgabe immer noch die innere Sicherheit und das Aufspüren und Liquidieren politischer Gegner innerhalb der UdSSR und des gesamten Ostblocks

ist. Aber trotz der ungeheuren Macht, die die verschiedenen russischen Politiker an der Spitze des sowjetischen Sicherheitsdienstes ausübten, war dennoch keiner von ihnen in der Lage, die Sowjetregierung oder die kommunistische Partei zu beherrschen. Die häufigen Änderungen in der Struktur und der Führung des sowjetischen Sicherheitsdienstes von GRU, Tscheka, OGPU, NKWD, MDV, MGB bis zum jetzigen KGB spiegeln das Ergebnis innerer Kämpfe um eines der mächtigsten Instrumente der Sowjetpolitik.

Seit dem Tode Stalins wird die Sowjetunion von dem Politbüro des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der **UDSSR** regiert. Jedes der etwa elf Mitglieder stützt sich auf eine Machtgruppe: die Parteibürokratie, die Gewerkschaften, die Industrieführung, die Parteiorganisationen der einzelnen Sowjetrepubliken, die Armee und die KGB. Von allen diesen hat die Armee mit ihrem eigenen Nachrichtendienst, der GRU, und die KGB mit ihren eigenen Militäreinheiten, die auf 300'000 Mann geschätzt werden, das grösste Gewicht. Zwischen ihnen werden ständig Machtkämpfe ausgefochten, die praktisch bereits mit der Geburt des Sowjetstaates begannen. Zwischen den Jahren 1936 und 1939, als Stalin die grossen «Säuberungsaktionen» durchführte und Tausende von Offizieren verhaftet wurden, darunter der hervorragende Marschall Tuchatschewski, nahm der Staatssicherheitsdienst, zu der Zeit die **NKWD**, eine zentrale Position ein. Während des Krieges, in dem die Armee praktisch alle Staatsgeschäfte leitete, erlangte die GRU Prestige und Macht zurück. 1943 wurde der Sicherheitsdienst von der NKWD getrennt und zum NKGB, dem Nationalen Kommissariat für Staatssicherheit, umorganisiert. 1946, als man alle Nationalkommissariate in Ministerien verwandelte, wurde der NKGB zum MGB, dem Ministerium für Staatssicherheit.

Aber nur einen Tag nach dem Tode Stalins, am 6. März 1953, wurde der MGB aufgelöst. Am 15. März beschloss das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei zusammen mit dem Ministerrat, die Abteilung Staatssicherheit an das Ministerium für Inneres, dem MDW zu überführen. Lawrenti Berija, der bis dahin die Suche nach Atombom-

bengeheimnissen koordiniert hatte, wurde zum Innenminister ernannt. Er war auf dem besten Weg, der mächtigste Mann in Russland zu werden. Zehn Monate später fiel Berija in Ungnade und wurde hingerichtet. Die Abteilung Staatssicherheit wurde vom Innenministerium getrennt und zum KGB, dem Komitee für Staatssicherheit, umgewandelt. Die Rivalität, die zwischen KGB und GRU bestehen blieb, gewährleistet, dass keiries von beiden unabhängig von der Regierung zu handeln vermag. Jede russische Aktion in Deutschland oder anderswo in Europa muss daher das Ergebnis einer politisch-militärischen Kooperation unter Zustimmung der Regierung sein. Dies war beim CIA nicht immer der Fall.

Schon in seinen Anfängen, 1947, wurde der CIA in eine Reihe von Umsturzaktionen in fremden Ländern verwickelt, die weder von der offiziellen amerikanischen Regierungspolitik kontrolliert wurden noch von ihr abhängig waren. In seiner mangelnden Erfahrung auf dem empfindlichen Terrain des politischen Umsturzes unterstützte der CIA oft die reaktionärsten und korruptesten Politiker und Parteien, und als Folge der Geheimhaltung war das State Department gewöhnlich nicht informiert.

Zu Anfang der 50er Jahre belieferte der CIA die Reste der nationalchinesischen Armee, die nach Burma geflohen waren, mit Waffen und Geld und ermutigte sie, Überfälle auf chinesisches Gebiet zu unternehmen. Tatsächlich benutzten die Chinesen diese Mittel aber dazu, einen Opiumsmuggelring aufzubauen. Im Juni 1954 marschierte eine CIA-Sondertruppe von 150 Mann unter dem Schutz einer Anzahl CIA P 47 Thunderbolts nach Guatemala ein und setzte die pro-kommunistische Regierung des Präsidenten Jacobo Arbenz Guzman ab. 1958 führte der CIA Versorgungsflüge nach Sumatra und Java zur Unterstützung revoltierender Offiziere durch. (Erst als ein Flugzeug abgeschossen wurde, erfuhr die Regierung der Vereinigten Staaten von diesem Unternehmen.)

In den wirren Kämpfen, die dem Rückzug der Belgier aus dem Kongo folgten, unterstützte der sowjetische Nachrichtendienst den

Linksextremisten Lumumba, und der CIA protegierte Mobutu und Adoula. Viele Afrikaner glauben, dass Lumumba im Auftrag des CIA ermordet wurde. Der Sturz von Mohammad Mossadegh in Persien, von Präsident Kwame Nkrumah in Ghana, von Cheddi Jagan in Britisch-Guayana, der Putsch der Armeeeoffiziere in Algerien gegen Präsident Ben Bella und viele andere solcher nationalen Aufstände sollen, so wird vermutet, durch den CIA inszeniert worden sein. Kein Zweifel dagegen besteht an der aggressiven Einmischung des CIA in Kuba.

Der CIA hat sich zu einem weltweiten Machtinstrument entwickelt, das in der Lage ist, politische Veränderungen mittels Überredung, Bestechung, Intrigen und physischer Einmischung herbeizuführen. Und offensichtlich sind CIA und FBI, das Federal Bureau of Investigation, das für die Gegenspionage zuständig ist, immer weiter in viele nichtmilitärische Organisationen der USA und des Auslandes eingedrungen.

Aber diese Entwicklung, eine Reaktion auf den Machtkampf mit dem Kommunismus, blieb in den Vereinigten Staaten nicht unwidersprochen. Immer und immer wieder wurden die illegalen Handlungen des CIA öffentlich kritisiert. Bis jetzt lässt sich nicht nachweisen, dass der CIA jemals irgendwo eine Regierungsstelle geleitet oder ihre Funktion übernommen hätte. Ausserdem wurde in den letzten Jahren seine Unabhängigkeit eingeschränkt und seine Tätigkeit mehr und mehr in die Regierungsmaschinerie eingegliedert; der CIA wuchs zur Bürokratie und zu einem Teil des Establishments heran, ohne Unterschied zu anderen Regierungsstellen. Es scheint daher wenig wahrscheinlich, dass der CIA in Zukunft versuchen sollte, grössere Unternehmen ohne Kenntnis und Genehmigung des State Department durchzuführen.

In der Sowjetunion wird das Eindringen von KGB und GRU in Organisationen des täglichen Lebens ohne Kommentar akzeptiert; und obwohl der Westen politische Einmischung in Privatangelegenheiten für unmoralisch halten mag, erwies es sich dennoch als undurchführbar, politische Umsturzversuche mit normalen Mitteln zu bekämpfen. So hat der CIA viele Praktiken des sowjetischen Nachrichtendienstes übernommen.

Während der Ära McCarthy in den Vereinigten Staaten und in der *Spiegel*-Affäre in Deutschland haben rücksichtslose Politiker künstlich eine Atmosphäre von Spionagehysterie erzeugt. Mit Hilfe seines Komitees für «Un-American Activity» und mit Nachrichtenmaterial, das der FBI geliefert hatte, benutzte McCarthy irgendwelche Anschuldigungen von Hochverrat, um harmlose Intellektuelle zu ruinieren und andere unter Druck regierungstreu zu machen. F. J. Strauss ging ähnlich vor, um politische Gegnerschaft auszuschalten, indem er Herausgeber und Redakteure des *Spiegel* des Hochverrats beschuldigte und sie verhaften liess. Aber die deutsche Presse, bei der die Erinnerungen an die NS-Zensur noch immer sehr lebendig sind, machte den Versuch schnell zunichte. Dieses wirkungsvolle Vorgehen der Presse stärkte das deutsche politische Prestige dieser Zeit erheblich. Die deutsche Bürokratie unterstützte bereitwillig Strauss, als er gegen den Spiegel vorging, und wahrscheinlich würde sie jeder neuen politischen Richtung der Regierung folgen. Denn das deutsche Beamtentum hat, ohne sich in seiner Struktur zu verändern, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, Krieg, Zusammenbruch und Frieden überlebt. Einige der aktivsten Nazis waren für eine gewisse Zeit beurlaubt, aber all die anderen Jasager arbeiten weiter wie bisher, wobei sich ihre Traditionen und Einstellungen wenig geändert haben. Die Spiegel-Affäre, die sie als selbstverständlich hinnahmen, demonstriert nicht nur den leichtfertigen Missbrauch der Spionage, sondern auch die Möglichkeit einer Wiederholung. Denn der Hang zur Tradition ist tief im bundesrepublikanischen Bürger und Politiker begründet, was alle politischen Reaktionen in der gesamtdeutschen Frage immer wieder beweisen.

Die Zukunft der Spionage hängt stark vom Verhältnis zwischen Ost- und Westdeutschland ab. Solange hier keine normalen Beziehungen bestehen, wird die Spionage wichtige Akzente des politischen Lebens setzen. Ostdeutschland ist heute die zweitmächtigste Nation im Ostblock, die nur hinter der **UDSSR** zurücksteht. Vor Westdeutschland stehen unter den Mächten des Atlantikpakts nur noch die Vereinigten Staaten.

Wären Bundesrepublik und DDR vereint, so würde ein vereinigtes Deutschland Europa beherrschen.

Die gefühlsmässige Anziehungskraft, die die gesamtdeutsche Idee auf die ältere Generation ausübt, ist bei den jüngeren Leuten kaum zu finden. Für sie ist Ostdeutschland ein Stück Land, das vor langer Zeit als Folge eines unseligen Krieges verloren ging. Aber sie sehen keinen Grund, warum nach zwanzig Jahren keine normalen Beziehungen zu diesem Staat, in dem ihre eigene Sprache gesprochen wird, bestehen. Eine wachsende Anzahl von Menschen, deren freimütigste Stimme der *Spiegel* ist, spricht sich für eine Anerkennung der DDR aus. Wenn erst einmal diplomatische Beziehungen zwischen beiden Staaten aufgenommen sind, kann auch der Personalstand der Nachrichtendienste «normalisiert» werden.

Aber Ost- und Westdeutschland werden noch für Jahre das ideale Gelände für Spionage abgeben, auf dem sich östliche und westliche Interessen begegnen.

Obgleich der Gleichgewichtsmechanismus, der mit Hilfe der Nachrichtendienste heute die sowjetisch-amerikanischen Beziehungen regelt, noch nicht so entwickelt ist, dass alle Kriege verhindert werden können, hat er doch dazu beigetragen, weltweite Kriege zu vermeiden. Es besteht die Hoffnung, dass sich die wissenschaftlichen Politikanalysen methodisch vervollkommen und so eine feste Skala von Kontrollen und Gegenkontrollen entsteht, die durchgespielt werden muss, bevor grössere internationale Entscheidungen getroffen werden.

Während die Religionen, Organisationen und Konferenzen mit moralischen Zielen die Menschheit nicht näher an einen dauernden Frieden heranzuführen vermochten, sind ironischerweise die Nachrichtendienste, die sich auf die primitiveren Instinkte des Misstrauens und der Feindschaft stützen, zu wirksamen Instrumenten des Friedens unter den Grossmächten geworden.

Aber diese neue verwissenschaftlichte Politikbetrachtung war nicht in der Lage, den menschlichen Trieb zur Gewalt in der internationalen Politik zu zerstören. Das starke öffentliche Interesse an der klassischen Spionage ist ein Beweis hierfür.

Das ambivalente Verhältnis des Menschen zu Krieg und Frieden hat sich nicht geändert, und nur die Totalität der atomaren Vernichtung hat die Politiker gezwungen, ihre Handlungen zu überdenken. Vielleicht wird die mechanisierte Massenvernichtung durch Einzelkämpfe zwischen den Spionageorganisationen ersetzt. Auf diese Weise würden sowohl unsere grossräumigen Schutz- als auch unsere Angriffspunkte zufriedengestellt.

Vielleicht ist die neue Rolle, die sich daraus für die Nachrichtendienste ergibt, die Antwort der Natur auf die plötzliche Umstellung, mit der das Atomzeitalter die Menschheit konfrontiert hat.